ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs

Unter Mitwirkung des Anthropologischen Institutes der Universität Wien
und der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte
herausgegeben vom

Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien

Heft 40

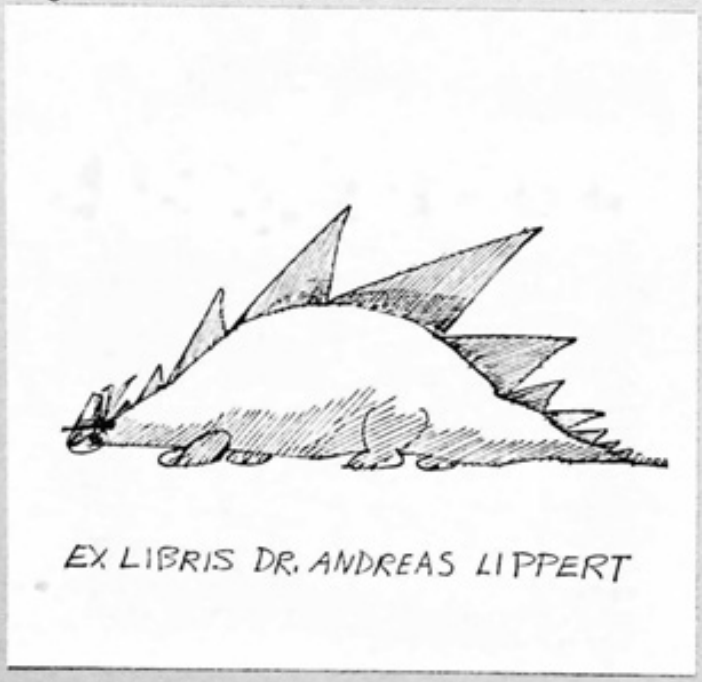


Wien
FRANZ DEUTICKE
1966

ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA, Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs, erscheint in zwangloser Folge in einzelnen Heften zweimal im Jahr. Sie bringt vornehmlich Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der österreichischen Ur- und Frühgeschichte mit besonderer Betonung der Zusammenarbeit mit der paläanthropologischen Forschung.

Bestellungen sind zu richten an eine Buchhandlung oder an den Verlag Franz Deuticke, Wien I., Rockhgasse 2. Manuskripte in Maschinschrift und Besprechungsexemplare nimmt das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien, Wien I., Universitätsstraße 7/I, entgegen. Die Autoren sind für ihre Beiträge allein verantwortlich.

Gedruckt mit Unterstützung
des Bundesministeriums für Unterricht,
der Landesregierungen des Burgenlandes, Oberösterreichs, Salzburgs, der Steiermark und von Vorarlberg sowie des Verbandes der Österreichischen Banken und Bankiers.



Verleger und Eigentümer: Verlag Franz Deuticke, Wien I., Helferstorferstraße 4. — Herausgeber: österr. Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte, Anthropologisches Institut und Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien. — Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Richard Pittioni, Wien I., Universitätsstraße 7. — Druck: Ferdinand Berger & Söhne OHG., Horn, N.-Ö.

ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA

Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs

Unter Mitwirkung des Anthropologischen Institutes der Universität Wien
und der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte
herausgegeben vom

Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien

Schriftleitung:
RICHARD PITTIONI
Wien

Heft 40

Wien
FRANZ DEUTICKE
1966

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright © 1966 by Franz Deuticke, Wien.
Verlags-Nr. 4358

Printed in Austria.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Beninger †, Eduard, Der Langobardenfriedhof von Poysdorf, NÖ., aus dem Nachlaß herausgegeben, mit einer Einleitung, einem Nachwort und Anmerkungen versehen von H. Mitscha-Märheim 167

Berg, Friedrich, Eine Tierfibel der Hallstattkultur aus Horn, NÖ. 93

Bognár-Kutzián, Ida, Das Neolithikum in Ungarn 249

Dolenz, Hans, Ein späturnenfelderzeitliches Bronzemesser aus Rosenheim, p. B. Spittal a. d. Drau, Kärnten 77

Eibner, Clemens, Plank, Liselotte, Pittioni, Richard, Die Urnengräber vom Lebenberg bei Kitzbühel, Tirol 215

Felgenhauer, Fritz, Kmoch, Ladislaus L., Das „Oberflächenpaläolithikum" von Klein-Wilfersdorf, p. B. Korneuburg, NÖ. 3

Foltiny, Stephan, Ein Grabfund der Urnenfelderzeit aus Pöttsching im Burgenland 67

Franz, Leonhard, Das Zeichen des heiligen Rindes 99

Hančar, Franz, Die bronzenen „Pferdekopfszepter" der Hallstattzeit in archäologischer Ostperspektive 113

Hell, Martin, Bronzezeitliche Wohnstellen in Salzburg-Morzg 34

Hell, Martin, Ein Bronzeschwert im Museum Carolino-Augusteum in Salzburg . . . 63

Hell, Martin, Noch drei keltische Hufeisen aus Salzburg und Umgebung 143

Katzer, Ernst, Der Hausstein in Muggendorf, p. B. Wr. Neustadt, NÖ., und seine wehrpolitische Bedeutung 195

Kmoch, Ladislaus L., siehe Felgenhauer, Fritz 3

Kmoch, Ladislaus L., Eine Mesolith-Station auf dem Bisamberg bei Wien 13

Mitscha-Märheim, Herbert, siehe Beninger †, Eduard 167

Moßler, Gertrud, Die romanische Kreuzkapelle zu Heiligenkreuz, p. B. Baden, NÖ. . 211

Pittioni, Richard, siehe Eibner, Clemens 215

Plank, Liselotte, siehe Eibner, Clemens 215

Sauter, Fritz, Rossmanith, Kurt, Chemische Untersuchung von Inkrustationen in hallstattzeitlicher Keramik 135

Sauter, Fritz, Rossmanith, Kurt, Chemische Untersuchung von spätantiken Schmuckstücken aus Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. 147

Sauter, Fritz, Rossmanith, Kurt, Untersuchung einer spätantiken Glasperle . 160

Seewald, Otto, Eine jungneolithische Mehrfachbestattung aus Vösendorf, p. B. Mödling, NÖ. 25

Vonbank, Elmar, Höhenfunde aus Vorarlberg und Liechtenstein 80

Zagiba, Franz, Tulln als Missionszentrum für Mähren vor Cyrill und Method? . . 188

Besprechungen 281

Eine freundliche Fügung läßt das 55. Jahr des Wiener Ordinariates für Urgeschichte mit dem 40. Heft unserer Institutspublikation zeitlich zusammenfallen. Allen, die durch ihre Beiträge ihre Verbundenheit mit ihrer einstigen Ausbildungs- oder Arbeitsstätte bekunden, dankt die Schriftleitung ebenso herzlich wie den anderen Mitarbeitern.

Die Herausgabe des 40. Heftes in erweitertem Umfang war nur durch eine vielseitige verständnisvolle Unterstützung möglich. Als Vorstand des Institutes für Ur- und Frühgeschichte sowie als Schriftleiter darf ich neben dem

Bundesministerium für Unterricht

den Landesregierungen des Burgenlandes, Oberösterreichs, Salzburgs, der Steiermark und von Vorarlberg sowie dem Verband der Österreichischen Banken und Bankiers für die finanziellen Beihilfen aufrichtigen Dank sagen.

Wien, im September 1966. *Richard Pittioni.*

Das „Oberflächenpaläolithikum“ von Klein-Wilfersdorf, p. B. Korneuburg, NÖ.

Von Fritz Felgenhauer, Wien, und Ladislaus L. Kmoch, Bisamberg.

Mit IV Tafeln.

1. Fundort und Fundgeschichte.

Als südwestlichster, der quer durch das Viertel unter dem Manhartsberg bis nach Südmähren sich hinziehenden „Inselberge“, erhebt sich nordostwärts von Stockerau der Rohrwald. Selbst wieder durch das Rohrbachtal in den Kreuzensteinerzug und den Waschberg-Michelbergzug gegliedert, läuft letzterer mit dem 394 m hohen Waschberg gegen die breitstufige Fläche des Stockerauer Wagram zu aus. Dem allgemein West-Ost verlaufenden Hauptrücken des Waschberges ist — durch eine steil geböschte Grabenfurche von ihm getrennt — eine, breitlappig nach Osten zu (gegen den Rohrbach) abfallende Stufe vorgelagert. An ihrem Südfuße liegt die Ortschaft Klein-Wilfersdorf.

Verfolgt man den von der Kirche annähernd nach Norden führenden Feldweg, so gelangt man nach ca. einem Kilometer zu einer Wegegabel mit Bildstock. Auf den Äckern beidseits dieser Stelle gegen Osten und Westen zu ist der Fundplatz gelegen [1]).

Entdeckt wurde die Fundstelle am 30. Juli 1933 von Therese Kmoch anläßlich einer Begehung des Waschberges. Seither wurden von Th. und L. Kmoch etwa 250 Silices und Knochenstücke aufgelesen. Die Fundstelle fand bisher nur Erwähnung im Korneuburger Heimatbuch, woselbst auch einige Artefakte abgebildet sind [2]).

2. Das Fundmaterial

Bruchstück eines Klingenkratzers (terminaler Teil) aus bräunlichgrau patiniertem Chalcedon. Rezent gebrochen. Querschnitt trapezförmig; unretuschiert. Sin.-lat.-ventral Aussplitterungen. Steile, flach-halbrunde Kratzerkappe mit steiler, lamellarer Retusche und zweistufiger Basisretusche.

Erh. L.: 47 mm, B.: 32 mm, D.: 12 mm (Taf. 1, Abb. 1).

Klingenkratzer aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Terminal halbrunde (gebogene) Kratzerkappe, dextrolateral verzogen. Unregelmäßige Steilretusche. Ventral-basal Randabschläge. Querschnitt dreieckig.

L.: 59 mm, B.: 36 mm, D.: 12 mm (Taf. I, Abb. 2).

Doppelklingenkratzer aus graugelb patiniertem Chalcedon; Rostflecke. Querschnitt steil-dreieckig. Terminal flache, halbrunde Kratzerkappe mit steiler, kurzer Retusche. Basal Schrägendkratzer mit mehrstufiger Steilretusche. Sin. lat. durchlaufend retuschiert. Leicht gekrümmt.

L.: 40 mm, B.: 21 mm, D.: 10 mm (Taf. I, Abb. 3).

Klingenkratzer aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt trapezförmig. Basal sehr flache, halbrunde Kratzerkappe, z. T. grob gezähnt, steil retuschiert.

L.: 64 mm, B.: 23 mm, D.: 9 mm (Taf. I, Abb. 5).

Klingenkratzer aus grau patiniertem Hornstein. Querschnitt steil trapezförmig. Terminal steile, dreieckige Kratzerkappe mit annähernd paralleler, lammelarer Retusche. Basis flach-rhombisch, Schlagbuckel wegretuschiert. Sin. lat.-basal zarte Randretusche, medial Gebrauchsretusche.

L.: 51 mm, B.: 28 mm, D.: 17 mm (Taf. I, Abb. 6).

Klingenkratzer aus gelblichgrauem Chalcedon mit spärlichen Matrixresten; Rostflecke. Querschnitt flach-trapezförmig. Terminal halbrunde, sich verjüngende Kratzerkappe, steil retuschiert. Ventral bilateral Aussplitterungen.

L.: 40 mm, B.: 39 mm, D.: 8 mm (Taf. II, Abb. 1).

Klingenkratzer aus weiß patiniertem, braunem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt trapezförmig. Terminal gerade Kratzerkappe (nach Patinierung des Stückes angelegt), steil retuschiert.

L.: 47 mm, B.: 18 mm, D.: 8 mm (Taf. II, Abb. 5).

Bruchstück eines Klingenkratzers aus weiß patiniertem Hornstein. Basis fehlt. Querschnitt flach-trapezförmig. Terminal gerade Kratzerkappe mit kurzer Steilretusche. Medialer Teil dextrolateral retuschiert. Starke Aussplitterungen.

Erh. L.: 38 mm, B.: 18 mm, D.: 8 mm (Taf. I, Abb. 7).

Bruchstück eines Klingenkratzers aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke, Querschnitt flach-dreieckig. Erhalten ist nur der terminal-mediale Teil. Terminal flach-halbrunde Kratzerkappe mit lamellaren Retuschen.

Erh. L.: 25 mm, B.: 20 mm, D.: 12 mm (Taf. I, Abb. 8).

Bruchstück eines Klingenkratzers aus weiß patiniertem Hornstein. Erhalten ist nur der terminale Teil. Matrixreste. Querschnitt dreieckig. Halbrunde, schräg nach rechts verzogene Kratzerkappe. Parallele, steile Retusche.

Erh. L.: 34 mm, B.: 29 mm, D.: 12 mm (Taf. II, 2).

Bruchstück eines Klingenkratzers aus grauem Chalcedon; Rostflecke. Erhalten ist nur der terminale Teil. Querschnitt flach-dreieckig. Flach-halbrunde Kratzerkappe. Unregelmäßige Steilretusche.

Erh. L.: 21 mm, B.: 28 mm, D.: 8 mm (Taf. I, Abb. 5).

Bruchstück eines kleinen Klingenkratzers aus grauem Chalcedon. Erhalten ist nur die Kratzerkappe. Querschnitt flach-dreieckig. Schmale, halbrunde Kratzerkappe, steil retuschiert.

Erh. L.: 16 mm, B.: 12 mm, D.: 4 mm (Taf. I, Abb. 12).

Nukleuskratzer aus grauem, bräunlich und dunkel geflecktem Hornstein. Kegelform. Schmalseite an der Basis mit kurzer, gerader Kantenretusche versehen.

H.: 42 mm, B.: 39 mm, D.: 25 mm (Taf. II, Abb. 4).

Hobel aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke, Matrixreste. Lang-schmale Facetten an der Stirn. Steilretusche an der Basiskante.

L.: 63 mm, B.: 38 mm, D.: 27 mm (Taf. II, Abb. 14).

Kernkratzer aus dunkelgrauem, weiß patiniertem Hornstein mit Matrixresten und Rostflecken. An der Basiskante kurze, sehr steile Retusche, leicht gebogene Kante.

L.: 50 mm, B.: 48 mm, D.: 33 mm (Taf. II, Abb. 7).

Dextrolateraler Einschlag-Mittelstichel an konvex gebogener Gegenkante (durch Querschläge erzeugt?). Grauer, weiß patinierter Hornstein. Sin. lat.-terminal retuschiert. Querschnitt flach-trapezförmig. Rezente Aussplitterungen.

L.: 55 mm, B.: 32 mm, D.: 7 mm (Taf. II, Abb. 8).

Doppelmittelstichel aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt flach-dreieckig. Dext. lat./medial-basal retuschiert. Terminal: dext. lat. Stichelschlag, sin.

lat. schräg-konvex steil retuschiert. Basal: sin. lat. Stichelschlag, dext. lat. schräg konkav steil retuschiert.

L.: 70 mm, B.: 23 mm, D.: 5 mm (Taf. III, Abb. 8).

Doppelstichel aus grauem, weiß patiniertem Hornstein, versintert; Rostflecke. Querschnitt dreieckig. Terminal: Mittelstichel, dext. lat. Stichelschlag, sin. lat. schräge, gerade Querretusche. Basal: sin. lat. Eckstichel (zweifacher Stichelschlag), dext. lat.: schräge, konvex retuschierte Gegenkante.

L.: 170 mm, B.: 36 mm, D.: 11 mm (Taf. III, Abb. 1).

Gravetteklinge aus grauweiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt flach-trapezförmig. Sin. lat. durchlaufend abgestumpfter Rücken. Dextrolateral-terminal halbrund retuschiert. Medial und basal Aussplitterungen. Ventral-terminal partielle Flächenretusche.

L.: 45 mm, B.: 14 mm, D.: 4 mm (Taf. III, Abb. 6).

Bruchstück einer Gravetteklinge aus weiß patiniertem Hornstein. Erhalten ist nur der medial-terminale Teil, Spitze fehlt. Dext. lat. durchlaufend abgestumpfter Rücken. Sin. lat. Aussplitterung.

Erh. L.: 22 mm, B.: 11 mm, D.: 8 mm (Taf. II, Abb. 3).

Bruchstück einer Gravetteklinge aus bräunlichem, bläulichweiß patiniertem Hornstein. Erhalten ist nur der medial-terminale Teil. Sin. lat. abgestumpfter Rücken. Dextr. lat. ventral partiell flächig retuschiert und abgebogenes Ende.

Erh. L.: 23 mm, B.: 5 mm, D.: 5 mm (Taf. III, Abb. 3).

Bruchstück einer atypischen Kerbspitze (?) aus weiß patiniertem Hornstein. Querschnitt flach-dreieckig. Erhalten ist nur der basale Teil. Sin. lat. sehr flache, aber deutlich abgesetzte, gerade verlaufende Basiskerbe; steil herausretuschiert.

Erh. L.: 21 mm, B.: 12 mm, D.: 3 mm (Taf. III, Abb. 2).

Bruchstück einer Schrägendklinge aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt flach-trapezförmig. Sin. lat. terminal gerade, schräge Querretusche. Dext. lat. terminal retuschiert. Aussplitterungen. Basis fehlt.

Erh. L.: 42 mm, B.: 18 mm, D.: 5 mm (Taf. III, Abb. 7).

Klingenbruchstück aus weiß patiniertem Hornstein. Querschnitt dreieckig. Basis und terminales Ende fehlt. Sin. lat. durchlaufend retuschiert.

Erh. L.: 25 mm, B.: 14 mm, D.: 4 mm (Taf. III, Abb. 4).

Kantenstichel aus (?') grauem, weißlich patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt flach-dreieckig. Dext. lat. durchlaufender Stichelschlag oder sehr flache, gebrochene Kratzerkappe, zart retuschiert, gebogen (?).

L.: 34 mm, B.: 15 mm, D.: 4 mm (Taf. III, Abb. 10).

Retuschierte Schmalklinge aus weiß patiniertem Hornstein. Sin. lat. durchlaufend retuschiert. Basal halbrunder Ausbruch. Dext. lat. zarte Randretusche. Querschnitt flach-trapezförmig.

L.: 40 mm, B.: 28 mm, D.: 5 mm (Taf. III, Abb. 5).

Terminales Bruchstück einer Klinge aus grauem, weiß patiniertem Hornstein. Terminal quer und gerade retuschiert. Ventral-dextrolat. durchlaufende Randretusche (als Bohrer benützt ?).

Erh. L.: 23 mm, B.: 20 mm, D.: 8 mm (Taf. II, Abb. 11).

Raclette aus gelblichweiß patiniertem Hornstein. Querschnitt dreieckig. Terminal sin. lat. und basal umlaufend steil retuschiert. Unretuschiert ist nur der dextrolat. mediale Teil.

L.: 32 mm, B.: 24 mm, D.: 4 mm (Taf. II, Abb. 9).

Nukleus aus dunkelgrauem, weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Schmal-hohe Form.

H.: 62 mm, B.: 48 mm, D.: 27 mm (Taf. IV, Abb. 12).

Schmalklinge aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt flach-trapezförmig. Bilateral Gebrauchsretuschen. Terminal dext. lat. rezente Aussplitterung.

L.: 67 mm, B : 17 mm, D.: 6 mm (Abb. 30), (Taf. IV, Abb. 4).

Schmalklingenbruchstück aus weiß patiniertem Hornstein. Querschnitt trapezförmig. Terminales Ende schräg abgebrochen. Sin. Lat. basal und dext. lat. medial retuschiert.

Erh. L.: 45 mm, B.: 20 mm, D.: 8 mm (Taf. IV, Abb. 1).

Schmalklingenbruchstück aus weißgrau patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt flach dreieckig. Erhalten ist nur der mediale Teil. Ventral steil sin. lat. retuschiert. Dext. lat. Aussplitterungen.

Erh. L.: 35 mm, B.: 28 mm, D.: 7 mm (Taf. IV, Abb. 2).

Schmalklingenbruchstück aus weiß patiniertem Hornstein. Querschnitt trapezförmig. Terminaler Teil fehlt. Alt gebrochen. Dext. lat. medial-basal zarte Randretusche.

Erh. L.: 60 mm, B.: 25 mm, D.: 12 mm (Taf. IV, Abb. 3).

Schmalklingenbruchstück aus weiß patiniertem Hornstein. Querschnitt dreieckig. Terminales Ende fehlt. Dext. lat. medial zarte Randretusche, Aussplitterung.

Erh. L.: 63 mm, B.: 23 mm, D.: 7 mm (Taf. IV, Abb. 5).

Bruchstücke einer unretuschierten Schmalklinge aus weiß patiniertem Hornstein. Alt gebrochen, terminaler Teil fehlt.

Erh. L.: 49 mm, B.: 27 mm, D.: 5 mm (Taf. IV, Abb. 6).

Bruchstück einer unretuschierten Schmalklinge aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt flach-dreieckig. Erhalten ist nur der mediale Teil.

Erh. L.: 38 mm, B.: 21 mm, D.: 5 mm (Taf. IV, Abb. 7).

Nukleus aus bläulichweiß patiniertem Hornstein. Rückseite trägt noch die Knollenmatrix.

H.: 36 mm, B.: 26 mm, D.: 18 mm (Taf. IV, Abb. 8).

Bruchstück einer Schmalklinge aus weiß patiniertem Hornstein; Rostflecke. Querschnitt dreieckig. Erhalten ist nur der basale Teil. Sin. lat. durchlaufend, dext. lat. medial zart retuschiert.

Erh. L.: 28 mm, B.: 20 mm, D.: 6 mm (Taf. IV, Abb. 9).

Bruchstück einer unretuschierten Schmalklinge aus weiß patiniertem Hornstein. Querschnitt flach-trapezförmig. Erhalten ist nur der basal-mediale Teil.

Erh. L.: 39 mm, B.: 22 mm, D.: 5 mm (Taf. IV, Abb. 11).

Bruchstück einer Schmalklinge aus weißgrau patiniertem Hornstein. Erhalten ist nur der mediale Teil. Dieser sin. lat. steil und dextro-lateral flach retuschiert.

Erh. L.: 28 mm, B.: 20 mm, D.: 7 mm (Taf. IV, Abb. 10).

Pl. Klingenbruchstücke aus weiß patiniertem Hornstein und Chalcedon, darunter einige mit Randretuschierung.

Pl. Abfallmaterial.

Unter den aufgelesenen Knochenresten konnten durch Herrn Univ.-Prof. Dr. E. Thenius, Wien, einige als einwandfrei fossil erkannt und bestimmt werden (wofür hier geziemend gedankt sei). Dazu gehören:

Sus scrofa: ein J^1 sin.

Bovide indet.: zwei J. inf. und div. indet Knochenfragmente.

Stratigraphisch lassen sich naturgemäß bei einem Oberflächenfundplatz wenig Angaben erstellen. Ein in unmittelbarer Nähe vorbeiführender Hohlweg zeigt echten, typischen Löß aufgeschlossen, der nach unten zu relativ bald in plastischeren, feuchteren Zustand übergeht.

3. Auswertung

Die Schwierigkeiten der Auswertung paläolithischer Oberflächenfunde sind genügend bekannt und auf ihre methodische Behandlung hat H. Schwabedissen verwie-

sen [3]). Beim vorliegenden Fundverband können alle drei seiner „Hauptgrundsätze" mit Erfolg angewendet werden. Für Österreich hat das Paläolithikum von Wilfersdorf aber seine ganz spezielle Bedeutung. Oberflächenfunde des Paläolithikums sind nämlich, wenn wir von Einzelstücken, welchen ja methodisch keinerlei Bedeutung zuzumessen ist, absehen [4]), in unserem Raume bislang noch nicht in auswertbarer Form aufgetreten oder bekannt geworden. Dazu kommt die sattsam bekannte und betrübliche Tatsache, daß unsere Paläolithfundstellen in der Regel sehr tief unter der heutigen Oberfläche liegen und einer Ausgrabung entsprechende, vor allem finanzielle Schwierigkeiten entgegenstellen. Schließlich ist noch die geographische Lage des Fundortes vom siedlungskundlichen Standpunkt aus als sehr wichtig zu bezeichnen.

Beurteilen wir den vorhandenen Artefaktbestand zunächst typologisch. Sowohl die vorhandenen Einzeltypen (Gravetteklingen, atypische Kerbspitze (?), Schrägendklingen) als auch die charakteristische Vergesellschaftung der Typen im „Artefaktkomplex" sind u. E. signifikant genug um eine Zuordnung zum Gravettien „unserer Breiten" durchführen zu können. Auch die Anzahl der gefundenen Artefakte reicht wohl aus, um einen Vergleich mit „geschlossenen" und „stratigraphisch gesichteten Horizonten" durchzuführen.

So können wir nach unten das Aurignacien s. str. mit Sicherheit, nach oben das Magdalénien auf Grund unserer Gesamtsituation mit größter Wahrscheinlichkeit ausschließen und desgleichen natürlich auch ein immerhin am gleichen Platze mögliches Mesolithikum oder Neolithikum. Die relativ große Anzahl von Kratzern, das Vorkommen von Schrägendklingen, Gravetten und der möglichen atypischen Kerbspitze würden nach unseren Erfahrungen einem Niveau von etwa Willendorf II/9 entsprechen.

Die Typen im einzelnen bieten keine Besonderheiten. Sie entsprechen in Dimensionen, Gestalt und Technik dem aus der Umgebung Bekannten. Immerhin sind auch — ansonsten eigentlich hier seltenere — Typen wie Hobel und Raclette vorhanden.

Das Rohmaterial ist nach der Bestimmung von Doz. Dr. E. Zirkl, Graz (wofür ebenfalls bestens gedankt sei) überwiegend Hornstein (aber keine Radiolarite!) und fleckige Chalcedone aus der Waschberg-Staazer Klippenzone. Unter dem Abfallmaterial finden sich auffallend viele kleinere Geröllstücke und Rindenabschläge, z. T. mit zitrusartigem Charakter.

Die Artefakte selbst tragen fast alle sekundäre Rostflecken, das heißt, sie sind wiederholt mit Eisen in Berührung gekommen. Mit Sicherheit wird man hier die Tätigkeit des Pfluges in Betracht ziehen können. Sehr viele Stücke sind von einer typischen, hellweißen, manchmal schon porzellanartigen Patina überzogen, wie sie, wenn auch nicht in solcher Konstanz, auch in allen Willendorfer Schichten vorkommt [5]).

Über die ehemalige stratigraphische Position läßt sich zur Zeit nichts aussagen. Das Gesamtgebiet des Fundplatzes ist von einer mächtigen Lößdecke überzogen, wie sie in typischer Windschattenlage überall in dieser Gegend zu finden ist. Die Schichte, aus der unser Material stammt, wird entsprechend hoch gelegen sein. Bedingt vielleicht durch die relativ freie Lage dürfte eine starke Abtragung der oberflächlichen Partien eingetreten sein, sodaß der Pflug im Laufe der Zeit durch die relativ geringe Humusdecke durchgreifen und die Artefakte an die Oberfläche befördern konnte.

Interessant ist das Stück Taf. II, Abb. 5, ein Klingenkratzer, aus weiß patiniertem braunem Hornstein, dessen terminale Kratzerkappe erst nach der Patinierung angelegt worden ist. Das Stück hat also nach längerer Einbettung eine sekundäre Wiederverwendung gefunden. Zu welchem Zeitpunkt allerdings, läßt sich nicht entscheiden.

Betrachtet man die Verbreitungskarte des niederösterreichischen Paläolithikums, so fällt einem sofort die Fundleere des Viertels unter dem Manhartsberge auf, wo sich zwischen Schmiedatal (Großweikersdorf) und March (Stillfried) bisher kein einziger Nachweis für das Paläolithikum erbringen ließ. Es hatte den Anschein, als ob dieser Landstrich (vielleicht aus klimabedingten Gründen) vom Menschen der Altsteinzeit gemieden wurde. Die Lage unserer neuen Fundstelle knapp am Donauwagram inmitten dieses Gebietes zeigt uns nun aber, daß der Jungpaläolithiker zumindest den südlichen Rand dieser Landschaft die Donau entlang begangen hat. Ob dies im Zuge einer allgemeinen, der Donau folgenden Bewegung erfolgte oder bewußt, etwa zum Aufsuchen der Rohstoffquellen der Klippenzone, muß vorläufig noch dahingestellt bleiben. Einzelne Streufunde in der Umgebung [6]) scheinen aber doch für eine intensivere Begehung zumindest der Donau-Randzone zu sprechen.

Anmerkungen.

[1]) Kleinwilfersdorf, Dorf und Katastralgemeinde, Ger.-Bez.: Stockerau, pol. Bez.: Korneuburg, NÖ.

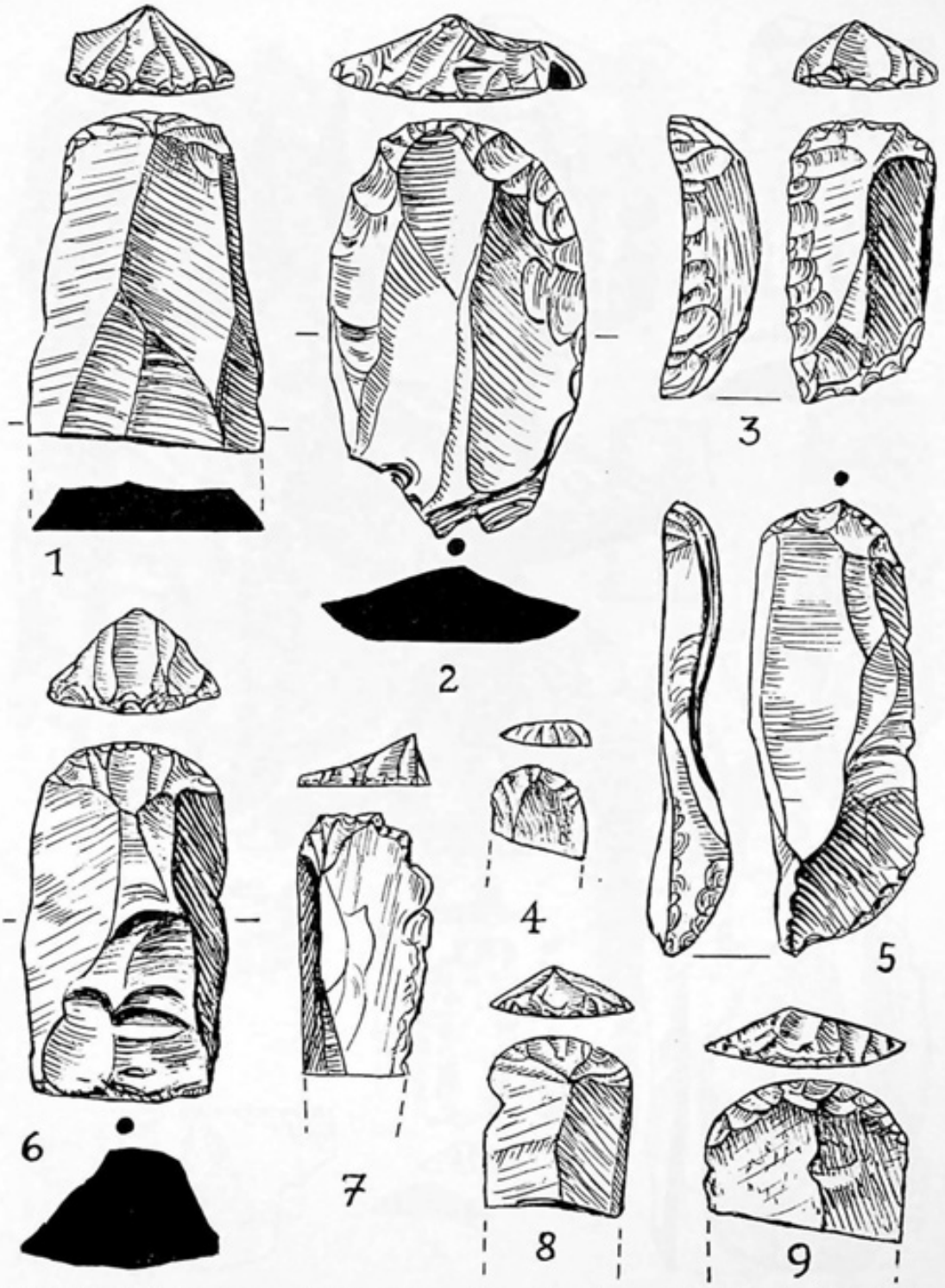
[2]) O. Skala, Die Spuren des vor- und frühgeschichtlichen Menschen auf dem Boden des pol. Bezirkes Korneuburg, Heimatbuch des politischen Bezirkes Korneuburg, I. Band, Korneuburg 1957, S. 57 ff.

[3]) H. Schwabedissen, Zur Auswertung steinzeitlicher Oberflächenfundplätze, Eiszeitalter und Gegenwart, 6, 1955, S. 159 ff.

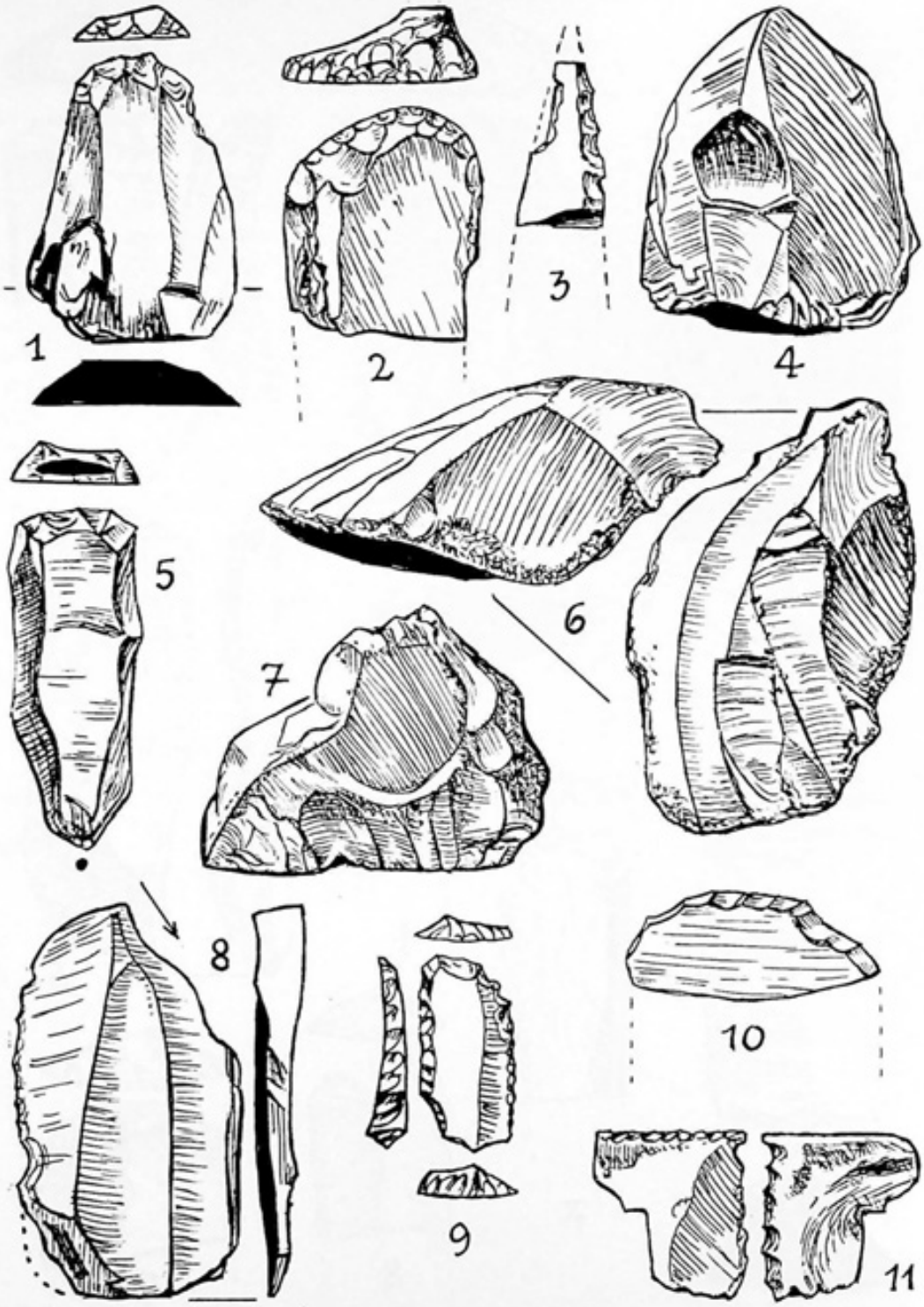
[4]) So als nicht gesicherte Funde angeführt bei R. Pittioni, Urgeschichte des Österreichischen Raumes, Wien 1954, S. 53 f.

[5]) Zur Frage der Patina neuestens H. Lindner, Über die Patina altsteinzeitlicher Artefakte, Quartär, 15/16, 1964/65, S. 1 ff.

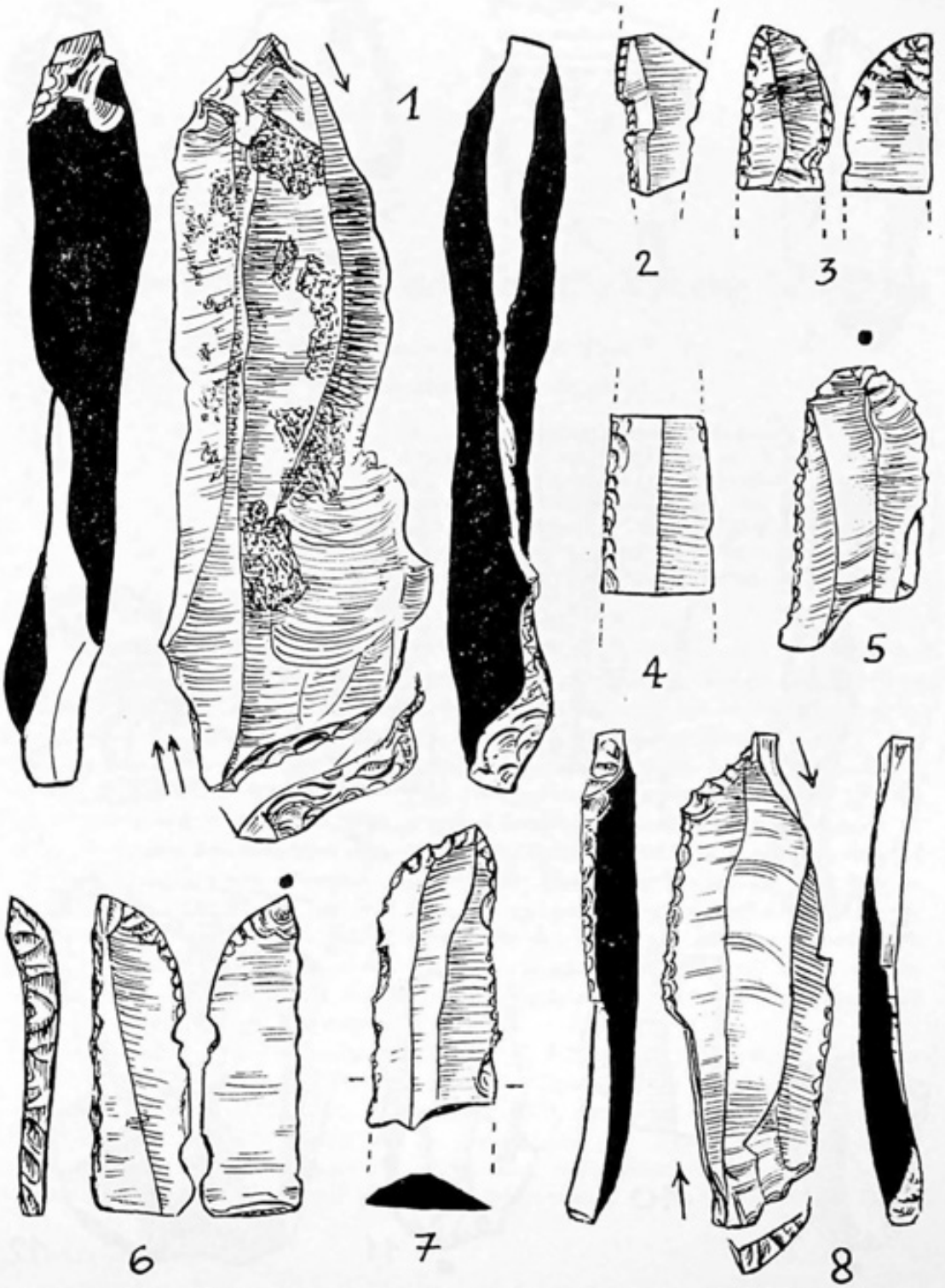
[6]) Unveröffentlicht in der Sammlung L. Kmoch.



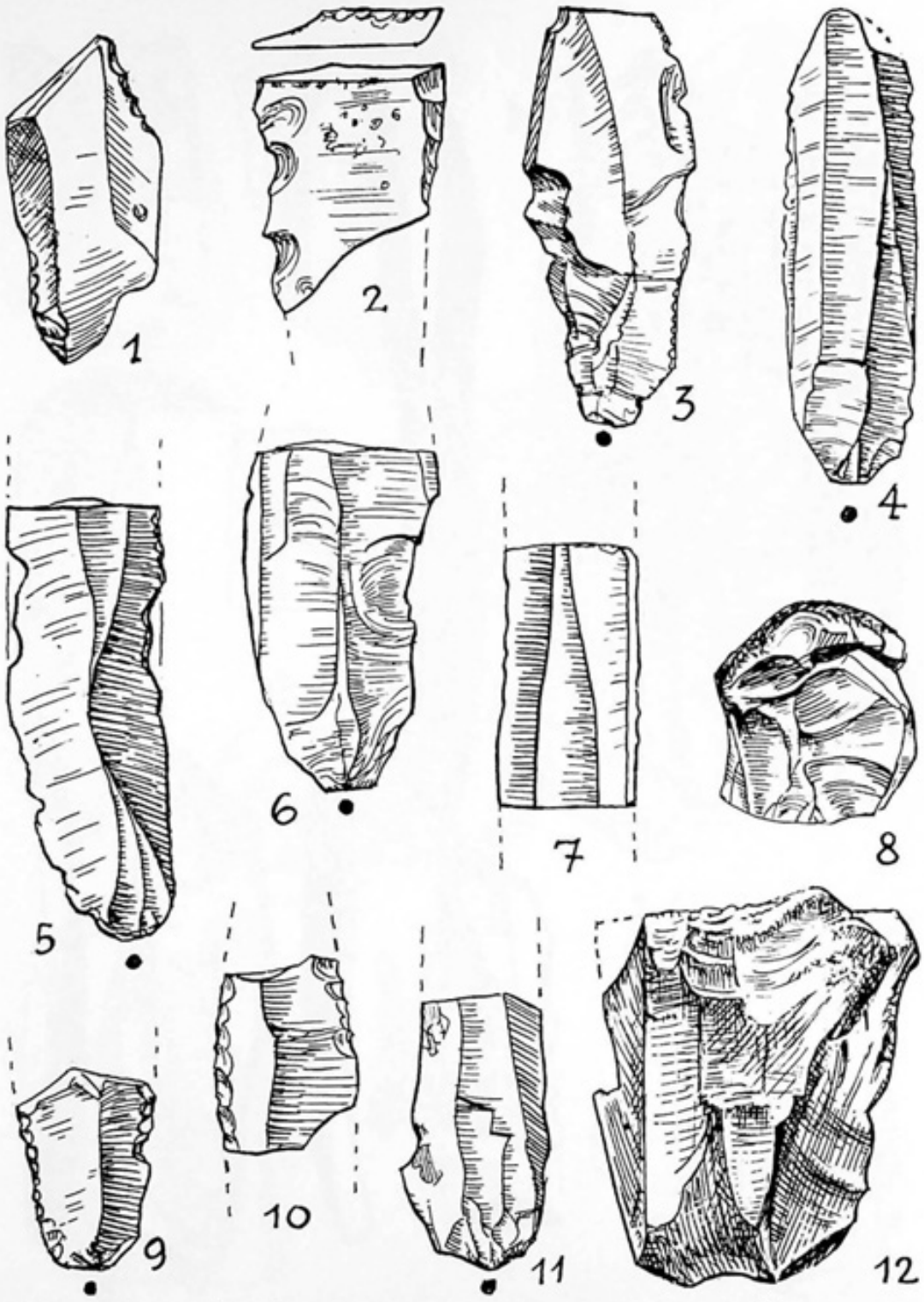
Tafel I. Klein-Wilfersdorf, p. B. Korneuburg, NÖ. „Oberflächenpaläolithikum". n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.



Tafel II. Klein-Wilfersdorf, p. B. Korneuburg, NÖ. „Oberflächenpaläolithikum". n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.



Tafel III. Klein-Wilfersdorf, p. B. Korneuburg, NÖ. „Oberflächenpaläolithikum". n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.



Tafel IV. Klein-Wilfersdorf, p. B. Korneuburg, NÖ. „Oberflächenpaläolithikum". n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.

Eine Mesolith-Station auf dem Bisamberg bei Wien

Von Ladislaus L. K m o c h, Wien.

Mit 1 Abbildung und 5 Tafeln.

Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Museal-vereines Lang-Enzersdorf (Obmann Direktor P. Gusel und Prof. Dipl.-Ing. E. Gusel) verdankt die Redaktion die Erlaubnis, den nachstehenden Fundbericht als gekürzten Nachdruck der Originalveröffentlichung (Rund um den Bisamberg, 3. 1966, S. 5 ff) vorlegen und die Druckstöcke wieder verwenden zu dürfen.

1. Einleitung.

Unter der vielfältigen urzeitlichen Hinterlassenschaft, welche der Bisamberg bis auf den heutigen Tag aufbewahrt hat, verdient der mesolithische Fundkomplex besondere Beachtung. Das Mesolithikum oder die Mittlere Steinzeit hat in Niederösterreich wenig Fundstoff zurückgelassen. Bisher wurden nur Horn-Galgenberg, Kamegg, Limberg, Burgschleinitz, Ebendorf a. d. Zaya und Bisamberg Kote 311 [1]), als Fundorte bekannt. Das Material von Ebendorf ging 1945 verloren, die Fundstelle selbst fiel der Schottergewinnung zum Opfer. Dies ist umso bedauerlicher, als das Mesolithikum zu den am wenigsten durchforschten urgeschichtlichen Epochen zählt. Leider besteht das zur Untersuchung vorliegende Material meist nur aus Oberflächenfunden, die von lokalen Laienforschern aufgesammelt wurden. Weil aber günstig gelegene Siedlungsplätze stets kontinuierlich bewohnt waren, sind Lesefunde in der Regel mit der Hinterlassenschaft anderer Zeitstufen vermengt, wie dies auch beim Bisamberg der Fall ist. Unter solchen Verhältnissen lassen sich selbst bei gründlicher Sachkenntnis nur gewisse Typen mit Sicherheit als mesolithisch bestimmen.

Der Bisamberg hat bis heute an die 10.000 Silices und zahlreiche Tonscherben geliefert. Nun, da die Fundstelle erschöpft und überraschende Ergebnisse kaum zu erwarten sind, ist es an der Zeit, einen Querschnitt durch das bisher Geborgene der Öffentlichkeit vorzulegen. Damit soll in erster Linie der lokalen Heimatforschung gedient werden. Die Materialauswahl erfolgt aber so anschaulich, daß sich auch der interessierte Fachmann ein Urteil über diesen bedeutsamen Fundkomplex bilden kann.

2. Fundgeschichte.

Schuldirektor Ludwig Fober von Klein-Engersdorf, ein verdienstvoller Heimatforscher und Sammler, entdeckte im Jahre 1926 auf dem nordöstlichen Lappen des

Bisambergmassivs, dem sogenannten Veitsberg, ein reiches Oberflächenvorkommen von Silices und urzeitlichen Tonscherben. Leider ist über Qualität und Quantität seiner Lesefunde nur wenig bekannt geworden. Unabhängig von Dir. Fobers Entdeckung stieß der Verfasser im Zuge seiner Feldforschung wenige Jahre später auf den selben Fundplatz und begann ihn, in steter Zusammenarbeit mit seiner Frau, methodisch abzusuchen. Die betreffenden Fluren waren damals mit Silices geradezu übersät. Unter günstigen Oberflächenverhältnissen konnten bei einer Begehung bis zu 300 Stück aufgelesen werden. Infolge dauernder Suchungen ließ diese außerordentliche Ergiebigkeit zwar merklich nach, blieb aber noch lange Zeit hindurch reichlich. Später dürften sich auch andere Sammler eingeschaltet haben, ohne daß dies zu einer Klärung geführt hätte. Sehr irritierend waren die neolithischen Tonscherben, Beilbruchstücke und derberen Silexartefakte, welche die mesolithische Industrie begleiteten. Zu einer typologischen Auseinanderlegung reichten die damaligen Fachkenntnisse des Verfassers und wohl auch der anderen Sammler nicht aus. Erst als Herr Univ.-Prof. Dr. Menghin das mittlerweile ansehnlich gewordene Fundgut zu Gesicht bekam, wurde dessen mesolithische Komponente erkannt. Prof. Menghin sprach von einer „Tardenoisienstation" auf dem Bisamberg und führte den Komplex unter dieser Bezeichnung in die Fachliteratur ein.

Ihm folgte Herr Univ.-Prof. Dr. Willvonseder, der das zur Rede stehende Material besonders gut kannte. Von da ab galten die Bisamberg-Mikrolithe als mesolithisch und wurden, mehr oder minder zustimmend, immer häufiger in der Fachliteratur erwähnt. Schließlich nahm Prof. Menghin eine Publikation in Angriff, doch scheiterte der Plan an den Zeitumständen und die zur Veröffentlichung vorgesehene Auslese von besonders schönen Mikrolithen wäre beinahe durch Kriegseinwirkung verlorengegangen. Herrn Univ.-Prof. Dr. Pittioni ist es zu danken, sie geborgen und so das Suchergebnis vieler Jahre gerettet zu haben. Diese Artefakte scheinen in vorliegender Publikation auf.

1933 gelangte eine Typenreihe aus der Sammlung des Verfassers ins niederösterreichische Landesmuseum, 1935 eine etwas typenreichere Auswahl ins Naturhistorische Museum in Wien.

Im Kriege ruhte die Sammeltätigkeit, die Fluren rund um Kote 311 wurden Standortübungsplatz der deutschen Wehrmacht. Erst 1946, bald nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, konnte der Verfasser trotz mancherlei Fährnisse seine Flurbegehungen wieder aufnehmen. Mittlerweile hatte die Besatzungsmacht den Standortplatz der deutschen Wehrmacht in Benützung genommen. Schon der bloße Aufenthalt in solchen Räumen war gefährlich, geschweige denn das Absuchen der Fluren. Einige kritische Situationen, die sich daraus ergaben, endeten aber glücklich und die Sucherfolge waren, dank dem vielfach aufgewühlten Boden, sogar recht beachtlich.

Nach Abzug der Besatzung vermehrte der Verfasser seine Anstrengungen, um ein möglichst vollkommenes Bild dieses wichtigen Siedlungsplatzes zu gewinnen. Keine günstige Suchgelegenheit blieb ungenützt. So wurde zwar noch mancher schöner Mikrolith aufgelesen, aber die Funde wurden von Jahr zu Jahr seltener. Heute enden solche Begehungen selbst bei günstigsten Oberflächenzuständen und stundenlangen Bemühungen nahezu erfolglos.

3. *Der Fundort.*

In wissenschaftlichen Kreisen erwarb sich der Bisamberg durch seinen Reichtum an urzeitlicher Hinterlassenschaft einen guten Namen. Mit Ausnahme der ältesten Entwicklungsstufen kann man fast die gesamte Kulturabfolge unserer Heimat an Hand der Bisambergfunde studieren. Manche Entwicklungsstufe — wie z. B. die Lengyelkultur — hinterließ uns wahre Prachtexemplare. Man denke nur an das von Frau Ober-Staatskonservator Dr. Ladenbauer im Jahre 1956 ausgegrabene weibliche Tonidol „Venus von Lang-Enzersdorf", welches 1958 sogar auf der Brüsseler Weltaustellung bewundert werden konnte. Neben diesem durch Presse, Rundfunk, Fernsehen und die Weltausstellung weit über die Grenzen unserer Heimat bekannt gewordenen Fund gibt es aber viele andere, die unansehnlich erscheinen, wissenschaftlich aber von großer Bedeutung sind. Ein solcher, nur aus einer bizarren Fülle kleiner Steinchen bestehender Fundstoff, ist der mesolithische Komplex, der im weiten Umkreis seinesgleichen nicht hat und für den auch schon ausländische Fachleute Interesse zeigten.

Es ist kein bloßer Zufall, daß gerade der Bisamberg im Laufe der Jahrtausende so vielen Völkern zur Wohnstätte wurde und daß die Siedlungskontinuität seit dem Spätmesolithikum ununterbrochen anhielt. Als linker Eckpfeiler der Wiener Pforte steht er gleich einem Wächter an diesem uralten Ein- und Ausfallstor aller Völker, die je um unseren Raum stritten. Seine dominierende Lage bot gute Fernsicht und Sicherheit, seine Lößhänge trockene Wohnstätten und fruchtbaren Ackerboden, seine reichlichen Quellen das unentbehrliche Wasser. Der Steinzeitmensch fand hier den Rohstoff für seine Werkzeuge und was noch fehlte, brachte der Handel, welcher entlang der Donau schon in grauer Vorzeit für den Güteraustausch sorgte [2]). Zudem gab es da auch gute Jagd- und Fischereigründe. Mit so vielen Vorzügen ausgestattet mußte der Bisamberg zu allen Zeiten eine große Anziehungskraft auf den Menschen ausgeübt haben.

Sein langgestreckter Rücken erhebt sich nördlich von Wien bis zu einer Seehöhe von rund 360 m. Die beherrschende Lage verdankt er der Urdonau, welche die einstige Verbindung Bisamberg—Buchberg durchsägte, so daß er zum isolierten Ausläufer des Wienerwaldes und zur einzigen Hochwacht am linken Donauufer zwischen Krems und dem Thebener Kogel wurde.

Der Bergstock wird von einigen kurzen, teils tief eingeschnittenen Gräben in Lappen gegliedert. Der nordöstlich sich hinziehende Lappen heißt Veitsberg und trägt in 311 m Seehöhe die mesolithische Siedlung. Er senkt sich in sanften Stufen von 312 m auf 225 m Seehöhe zum Hagenbrunner Sattel, der einzigen Stelle, an welcher der Bisamberg mit seinen nördlichen Gegenüber, dem Kronawetberg zusammenhängt. Von hier aus ist der Siedlungsplatz leicht zu erreichen.

Das Hauptvorkommen der mesolithischen Artefakte ist rund um die Kote 311 gelagert. Von da aus erstreckt es sich — an Ergiebigkeit abnehmend — über den nordwestlichen Teil von acht Parzellen, die allesamt zur Ortschaft Klein-Engersdorf im Gerichtsbezirk Korneuburg gehören (Abb. 1). Das Landschaftsbild der waldumschlossenen Äcker wirkt etwas öde und so verlieh ihm der Volksmund den treffenden Flurnamen „Auf der Heide". Der lehmig-sandige Boden ist sehr mager und steinig. An den

Scheitelpunkten kleiner Bodenerhebungen tritt der Flysch des Untergrundes massenhaft zu Tage. Merkwürdigerweise fanden sich gerade an diesen überaus steinigen Stellen — deren eine die Kote 311 ist — die meisten Silices.

Die Erfahrungen, daß mesolithische Wohnplätze stets am Rande von Hochflächen und in der Nähe von Quellen angelegt wurden, finden am Veitsbergplateau ihre neuerliche Bestätigung. Besiedelt erscheint die Südwestecke der Hochfläche, nur die dazugehörige Quelle ist längst versiegt. A. Gulder, der den Fundplatz Kote 311 kurz be-

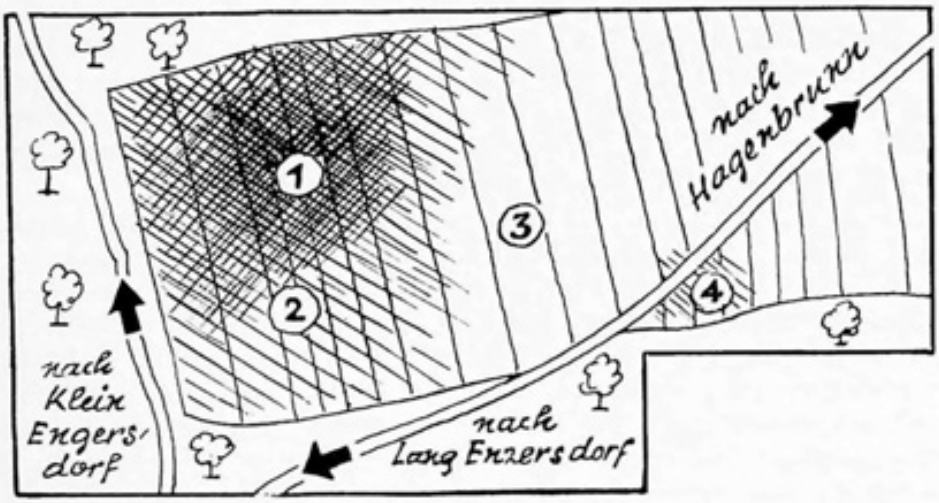


Abb. 1. Bisamberg bei Wien, Fundgebiet.

schreibt, sieht in einer ziemlich weit entfernten Quelle den Grund zur Anlage des Wohnplatzes [3]).

Man darf aber die gegenwärtigen hydrologischen Verhältnisse nicht ohne weiteres auf die mesolithischen übertragen. Einst war der Bergstock dicht bewaldet und besaß genug wasserspeichernde Kraft, um seine zahlreichen Quellen zu speisen, heute ist er größtenteils verkarstet und wasserarm. Die einstigen Wasseradern lassen sich aber noch als Rinnen und Furchen erkennen und verraten dem Kenner die versiegten Quellen.

Nicht nur der Wasserhaushalt, auch die Bodenbeschaffenheit hat sich im Laufe der Jahrtausende sehr verändert. Die Veitsbergäcker sind schon seit urdenklich langer Zeit Schutzlos der Erosion ausgesetzt. Schneeschmelze und Regengüsse magern den Boden ständig, indem sie von den höher gelegenen Punkten Erdreich entführen und den Verwitterungsschutt hervortreten lassen. Auch bemühen sich die Bauern, ihre Äcker einzuebnen, wodurch beim Pflügen immer wieder Erdreich verschleppt wird. Sicher trugen die Fluren zur Zeit der mesolithischen und neolithischen Siedler eine, vielleicht nicht allzu mächtige Lößauflage, die durch eine Pflanzendecke vor den erodierenden Kräften geschützt war.

Von Kote 311 genießt man einen weiten Fernblick, der allerdings nicht nach allen

Seiten offen ist. Gegen Südwesten, Süden und Südosten versperrt das höhere Berggelände die Sicht. Dagegen reicht der Blick nordostwärts weit über das Marchfeld hinaus bis zu den kleinen Karpaten. Vielleicht ist es die Himmelsrichtung, aus welcher vor Jahrtausenden die mesolithischen Siedler in unseren Raum vorstießen.

4. Das Fundgut.

Der Komplex von Kote 311 stellt die Hinterlassenschaft von drei verschiedenen Kulturen dar. Etwa 80% der Silices dürften dem späten Mesolithikum entstammen, die restlichen 20% verteilen sich auf die Lengyelkultur und eine jüngere Stufe, welche sich nach einigen verzierten Scherben am ehesten mit dem Typus „Retz" vergleichen läßt [4]).

Diese vorsichtige Schätzung stützt sich auf gründliche Kenntnis der örtlichen Sachlage und bezieht sich nur auf das Fundgut der Zone 1 (siehe Abb. 1). Trotz fortgesetzter Zerstreuung durch den Pflug blieb eine gewisse Trennung bestehen, welche die peripheren Funde als neolithisch erkennen läßt.

Als Anzeichen, daß der Verband mesolithischer Silices von Kote 311 nicht allzuviel jüngeres Fremdmaterial enthält, ist das Fehlen der neolithischen Klopf-, Reib-, Mahl- und Herdsteine sowie der Sägen anzusehen. Auch die relativ seltenen keramischen Reste und Beilbruchstücke (Zone 1 ergab insgesamt drei Beilschuppen) weisen darauf hin. Auf langbewohnten jungsteinzeitlichen Siedlungsplätzen finden sich meist zahlreiche urzeitliche Tonscherben. Und selbst wo diese durch besondere Ungunst der Verhältnisse zerstört wurden, bleiben doch die oben genannten steinernen Zeugen urbäuerlicher Wirtschaftsform erhalten.

Bei einer formenkundlichen Betrachtung des Komplexes fällt zunächst die Unmasse der Klingen und klingenförmigen Abschläge auf. Wegen ihres uniformen Charakters wurden sie jedoch nur in wenigen Exemplaren dargestellt. Ihre Massierung muß aber als besonderes Merkmal für die Beurteilung des Komplexes gewertet werden. Weiters ist auffallend, daß sich unter den zahllosen Klingenbruchstücken zumeist nur die basalen Teile finden, die terminalen Reste aber fehlen. Es hat den Anschein, als handle es sich hier nicht ausschließlich um Arbeitsbruch, sondern vielfach um gekappte Klingen. Dies wird umso wahrscheinlicher, als die typischen, echten Trapeze aus Klingenbruchstücken ohne Schlagbeule hergestellt sind. Nur ein einziges Trapez mit Schlagbeule (Tafel 2, Fig. 24) liegt vor, bei diesem wurde sie aber teilweise wegretuschiert. Zu den Trapezen sei noch vermerkt, daß sie verhältnismäßig selten sind.

Quantitativ stehen die Schaber an zweiter Stelle. Ihre Variationsbreite reicht vom winzigen Schüppchen mit retuschierten Rändern bis zu den großen, aus derben Abschlägen hergestellten Exemplaren und den Nukleushochschabern.

Die querschneidige Pfeilspitze fehlt auf dem Bisamberg. Das kleine Trapez Tafel 2, Fig. 21, galt zeitweilig als solche, wurde aber von dem Kölner Mesolith-Forscher Prof. Dr. Taute nicht als Querschneider anerkannt, ein Urteil, dem der Verfasser gerne folgt, zumal über diese Mesolithtype noch manche Unklarheit besteht.

Im vorliegenden Komplex sind die mesolithischen Pfeilspitzen in Klingentechnik

hergestellt und nur randretuschiert. Besonders interessant ist die Mikrospitze Tafel 5, Fig. 4 [5]), die ganz in der Art des größeren Vorbildes Tafel 5, Fig. 1 gehalten ist.

Die triangulären, flächenzentrierten Pfeilspitzen (Tafel 5, Fig. 9, 10 und 19) weisen ins Neolithikum. Es wäre aber denkbar, daß im spätesten Lithikum die flächenretuschierte Pfeilspitze schon gang und gäbe war.

Die Mikrolithe sind zahlenmäßig recht gut vertreten, leider aber vielfach nur als Bruch. Die langschmalen Formen dominieren, breite Dreiecke sind sehr selten (insgesamt drei Stück).

Sticheln aller Prägung finden sich an Klingen. Auch die allseits abgestumpften Mikrolithe können als Mikrostichel angesehen werden. Siehe Tafel 1, Fig. 35, 36, 37 und 38, ferner die Dreieckspitze Tafel 1, Fig. 14.

Ein Gerät von paläolithischem Habitus ist die schöne Gravettespitze Tafel 1, Fig. 34.

Wenig aussagekräftig sind die Klingenschaber. Nur ausgefallene Exemplare, wie sie Tafel 3, Fig. 1 bis 6 und Fig. 11 zeigen, weisen durch ihre Winzigkeit ins Mesolithikum. Hervorzuheben wäre noch der längliche Steilschaber Tafel 3, Fig. 14, der in so schön zugerichteter Art nur einmal vorliegt.

Das große Heer der Nukleushochschaber ist überaus variabel. Es finden sich stengelige, kegelige, kegelstumpfartige, plattige und viele andere Formen. Eindeutige, schön gesplissene Stücke sind aber auch hier nicht allzu häufig. Zudem kommt noch, daß der Nukleushochschaber im Neolithikum keineswegs fehlt.

Nun seien noch die breiten Schaber erwähnt, deren schönstes Exemplar auf Tafel 4, Fig. 14 abgebildet ist. In einer flüchtigen Besprechung des Bisambergkomplexes durch A. Gulder wird ihr Fehlen vermerkt [6]). Sie sind aber mehrfach vorhanden.

Als Rohstoffe dienten den alten Steinschlägern vornehmlich Radiolarite und Hornsteine, aber auch minderes Material wie Quarzsandstein wurde zu Werkzeugen verarbeitet. Man verwendete Gerölle, deren es am Bisamberg viele gab. Auch der in Mauer bei Wien bergmännisch gebrochene Radiolarit wurde auf Kote 311 festgestellt. Werkzeuge und Abschläge dieses Minerals mit anhaftender Bergrinde sind in beachtlicher Zahl aufgelesen worden, allerdings nur neolithische Geräte, zudem meist in Zone 2.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der Komplex von Kote 311 unverkennbar in der Tradition des späteren Lithikums wurzelt. Die alten Züge zeigen sich in den geometrischen Grundformen der winzigen Geräte und in der massenhaften Verwendung von Silices, wie sie im Keramikum nicht mehr üblich ist.

In den nun folgenden Tafeln 1—5 wird eine Auswahl des Fundgutes aus der Sammlung L. Kmoch vorgelegt.

Anmerkungen.

[1]) Der Fundort wurde bisher unter „Bisamberg" oder „Wien-Bisamberg", manchmal unter „Klein-Engersdorf" geführt. Der Einheitlichkeit wegen und um Verwechslungen mit der am Fuße des Berges gelegenen Ortschaft Bisamberg zu vermeiden, empfiehlt es sich, die Fundortbezeichnung „Bisamberg, Kote 311" zu gebrauchen. Der Fundort liegt im Bereich der K. G. Klein-Engersdorf, Bezirk Korneuburg, NÖ.

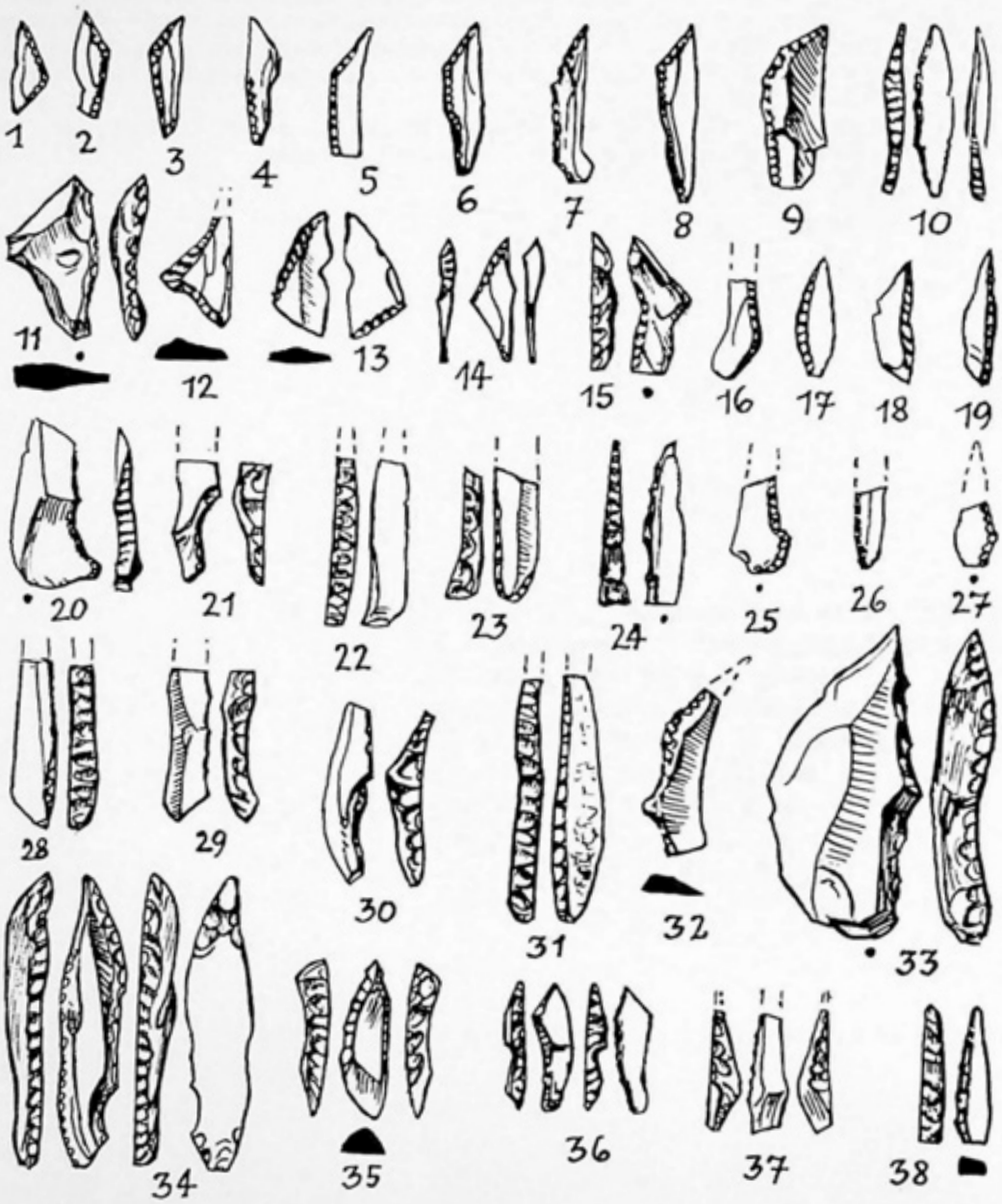
[2]) Auf den Bisambergfundstellen kamen folgende Importwaren zum Vorschein: nordischer Feuerstein und der in Mauer bei Wien bergmännisch gewonnene Hornstein, weiters Obsidian (ein vulkanisches Glas), Graphit, Kupfer und Bronze, ferner eine Bernsteinperle. Ohne Zweifel wurden aber auch viele andere Waren gehandelt, wie Felle, Gewebe, Salz, Edelserpentin und daraus hergestellte Prunkäxte, nebst vielerlei Vergänglichem, das sich unserer Kenntnis entzieht.

[3]) Vgl. A. Gulder, Beiträge zur Kenntnis des niederösterreichischen Mesolithikums, ArchA. 12, 1953, S. 24.

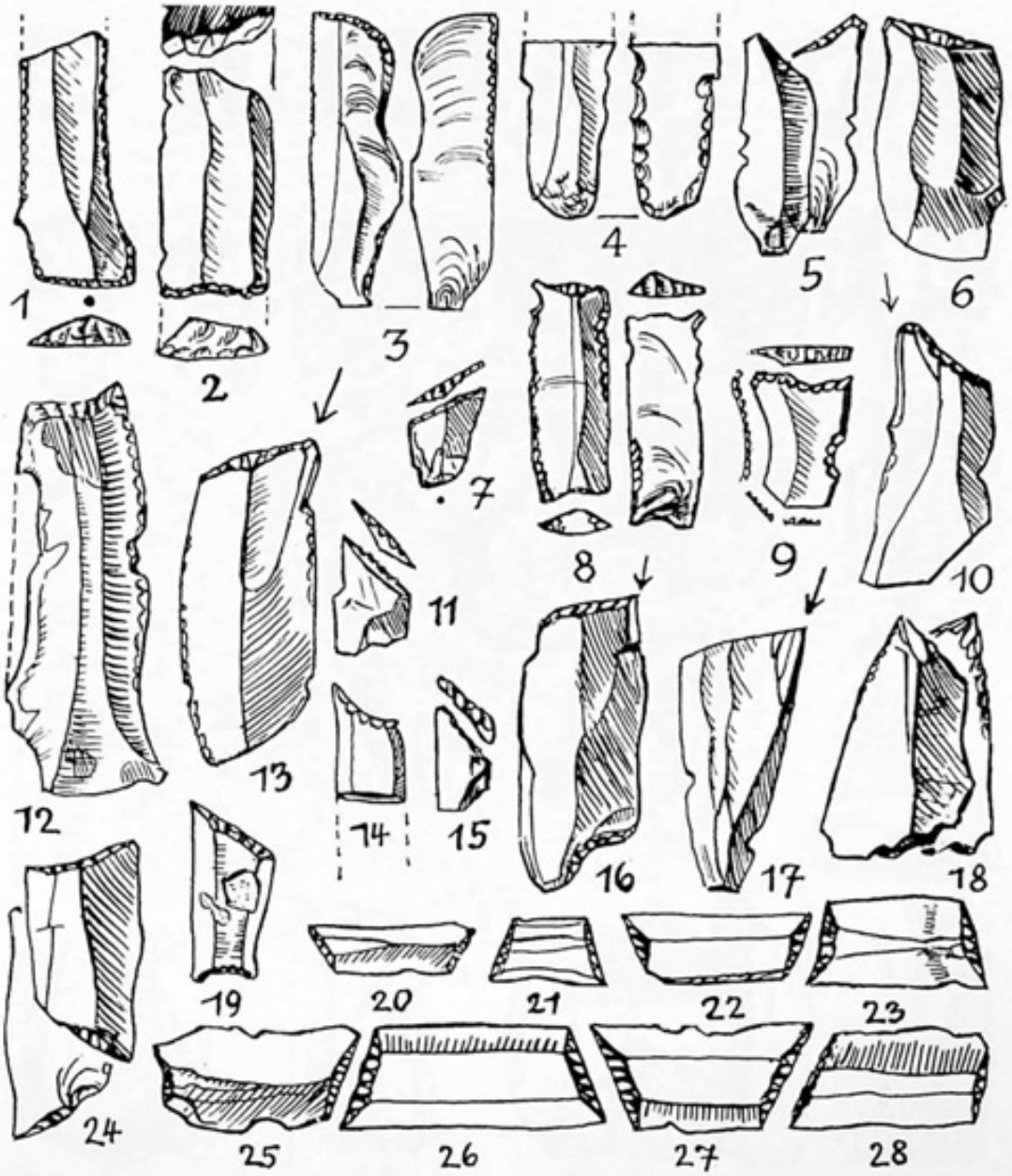
[4]) Vgl. R. Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes, 1954, S. 181., Abb. 119.

[5]) Die winzige Spitze geriet leider nach dem Zeichnen in Verlust.

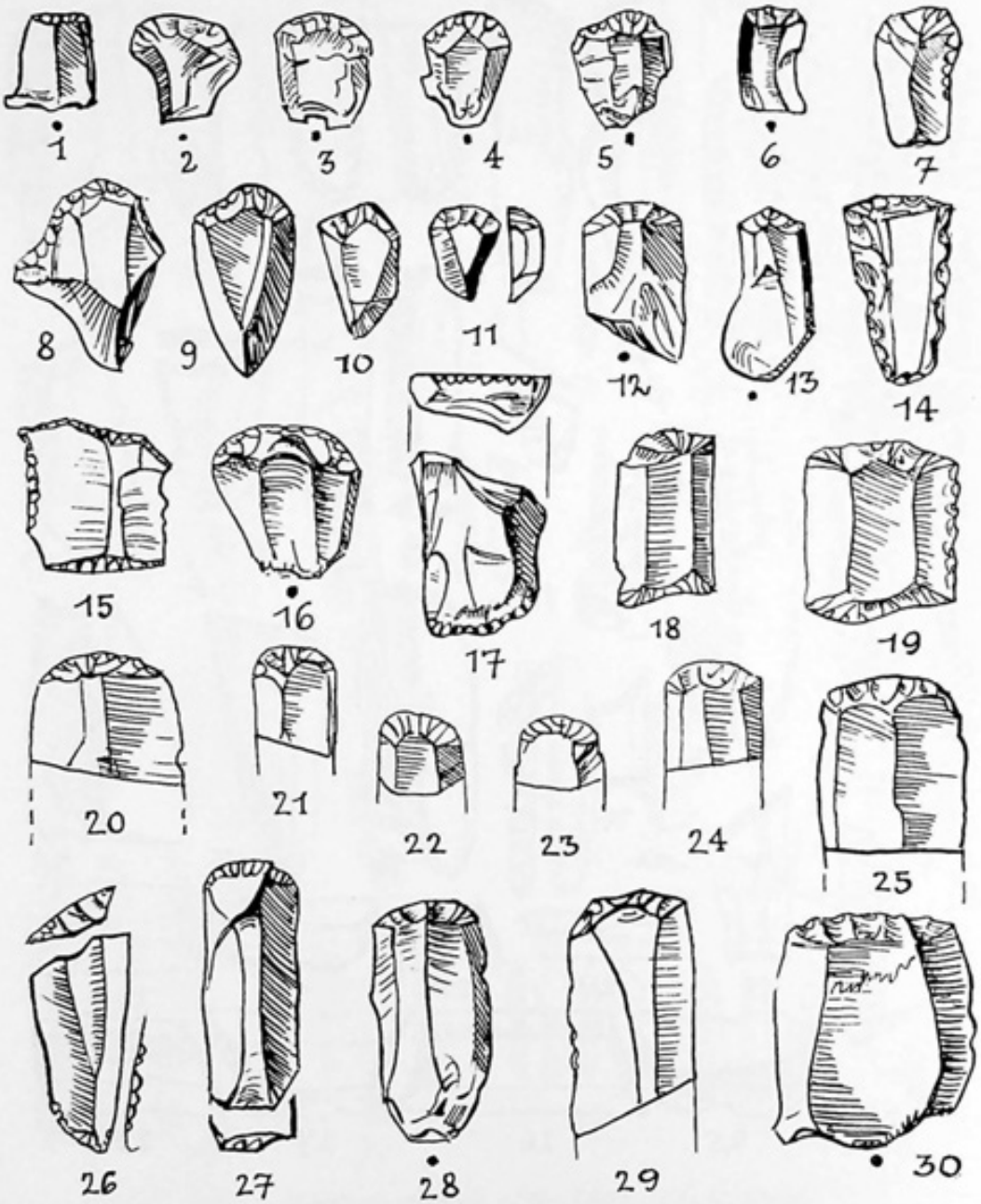
[6]) Vgl. A. Gulder, a. a. O., S. 25.



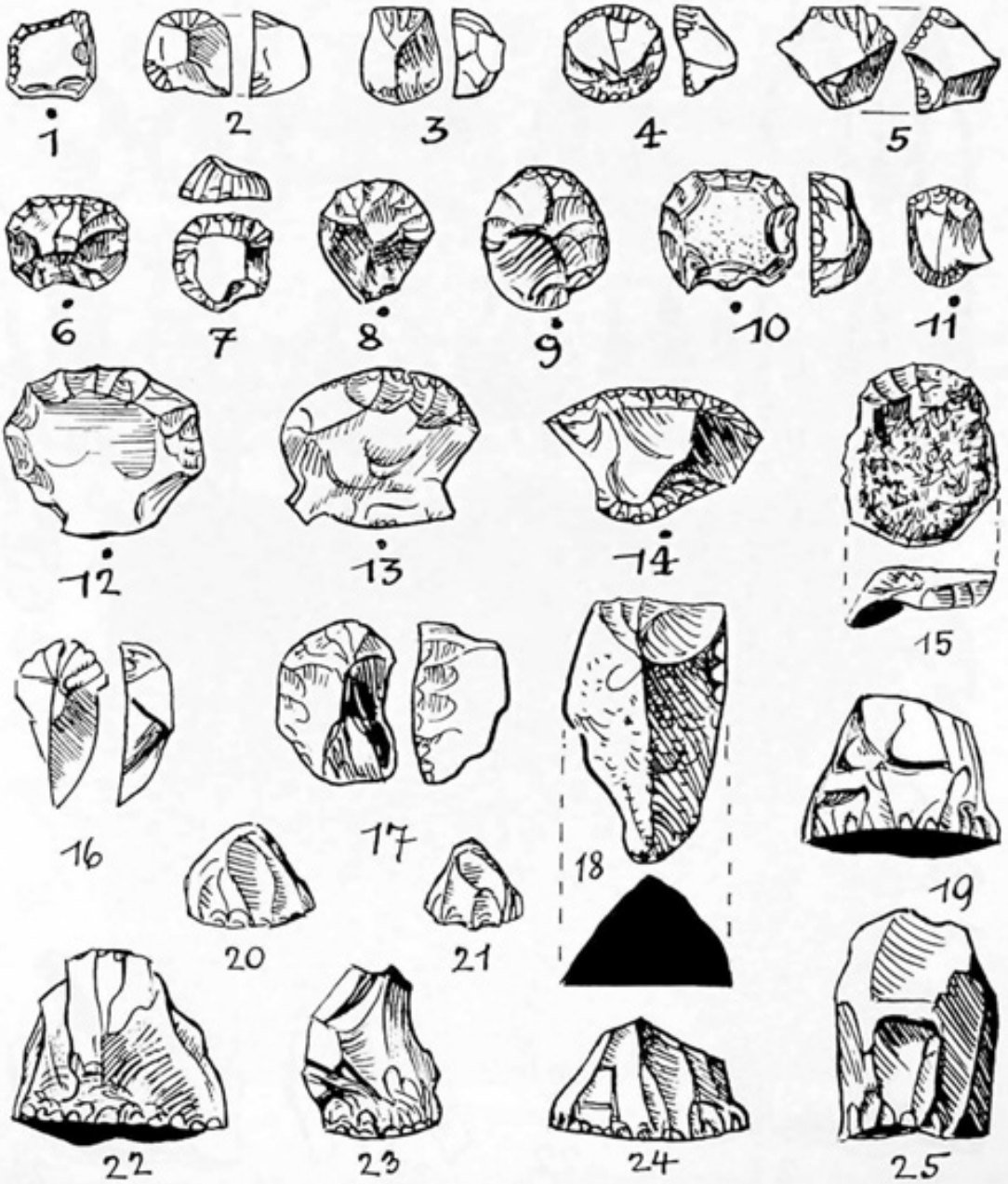
Tafel 1. Bisamberg bei Wien, n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.



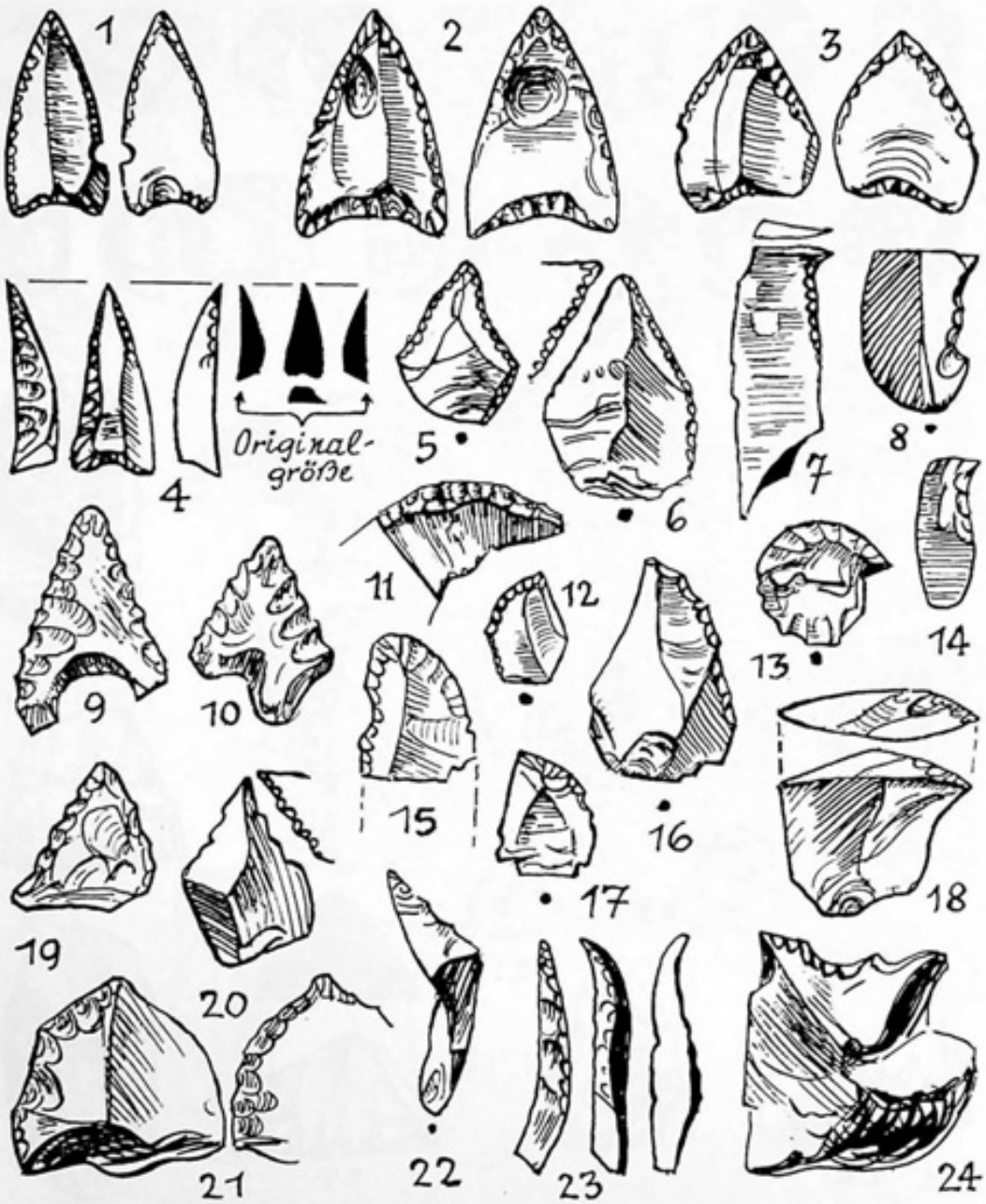
Tafel 2. Bisamberg bei Wien, n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.



Tafel 3. Bisamberg bei Wien, n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.



Tafel 4. Bisamberg bei Wien, n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.



Tafel 5. Bisamberg bei Wien, n. Gr. Zeichnung L. L. Kmoch.

Eine jungneolithische Mehrfachbestattung aus Vösendorf, p. B. Mödling, NÖ.

Von Otto Seewald, Wien.

Mit 6 Abbildungen.

Der sich auf etwa 20.000 m² (200 × 100 m) belaufende Geländeteil auf der Flur „Eisgrubfeld" im Osten des Gemeindegebietes von Vösendorf, p. B. Mödling [1]), hat gelegentlich der dort zwecks Schottergewinnung für den Bau der in der Nähe der Ortschaft geführten Trasse der Autobahn in den Jahren 1940 und 1941 stattgefundenen



Abb. 1. Vösendorf, p. B. Mödling, NÖ. Steinsetzung von W. Beginn der Freilegung.

Bodenbewegungen reichhaltigen prähistorischen Fundstoff ergeben. Die im Bereiche der sogenannten „Seitenentnahmestelle II" durch Abtragung einer etwa 3—4 m hohen Bodenwelle anfallenden Fundbestände wurden von H. Ladenbauer-Orel vom damaligen „Institut für Bodenpflege in Wien" und dem Verf. in seiner damaligen Eigenschaft als

Beauftragter des seinerzeitigen Römischen Museums der Stadt Wien geborgen, wobei die Freilegungs- und Bergungsarbeiten unter den erschwerenden Umständen der im ständigen Fortschreiten sich befindlichen Baggerarbeiten bewerkstelligt werden mußten und bei denen in der Regel die größte Eile geboten war, obzwar die Bauleitung und ihre Organe den denkmalpflegerischen Aufgaben so weit als möglich entgegen kamen [2]).

Schon während als ersten Arbeitsgang der Abtragung der Bodenwelle die Humusschicht durch Abschaufeln entfernt worden war, kam an der östlichen Begrenzung des Grabungsgeländes eine längliche Steinsetzung zutage, die durch ihre bestimmt ausge-



Abb. 2. Vösendorf, p. B. Mödling, NÖ. Steinsetzung von O.

prägte Gestalt vermuten ließ, daß hier eine dem Jungneolithikum zugehörige Bestattung vorliege. Am 9. 7. 1941 wurde nunmehr mit Hilfe von H. Ladenbauer-Orel, des Verf. sowie der Heranziehung des inzwischen verstorbenen Präparators am Inst. f. Denkmalpfl., Josef Vockenhuber, die Freilegung der Bestattung durchgeführt (Abb. 1). Es ergab sich dabei folgender Fundbestand:

Ovale Steinsetzung, bestehend aus einem äußeren Kranz von leicht auswärts geneigten, längsseitig der Höhe nach aufgestellten größeren Gesteinsstücken, wovon an der Ostseite mehrere offensichtlich durch die Tätigkeit des Pfluges ausgebrochen sind; L 1,40 m, Br. 1,10 m, Höhe bis 0,45 m. Im ovalen Mittelraum eine zwei- bis dreifache Lage von etwa kopfgroßen Steinbrocken. Unter der Steinsetzung, die etwa 0,30 m im Schotter versenkt ist, in einer muldenförmigen Vertiefung im Ausmaße von 0,90 × 0,65 m, bei einer größten Tiefe von 0,20 m, drei stark zerdrückte menschliche Skelette in Hockerlage. Die Steinsetzung ist von Süden nach Norden gerichtet, das eine Skelett liegt in west-östlicher Richtung mit dem Schädel nach Osten, dessen Gesichtsteil nach Süden blickt. Nördlich davon liegen auf engem Raum die zwei

weiteren Hocker, und zwar derart, daß die bei diesen besonders stark zerdrückten Knochen ineinander verschränkt erscheinen. Der eine, östliche Schädel zeigt mit dem Gesichtsteil nach Süden, der andere, westliche, ist frontal nach Süden gerichtet. (Abb. 2; 3 a, b; 4).

An Beigaben enthielten die Bestattungen drei Steingeräte und eine Eberzahnlamelle, wovon ein Klingenkratzer unter dem Kinn des südlichen Schädels, ein Steinmesserchen und eine Steinsäge beim östlichen Schädel und die Eberzahnlamelle beim west-

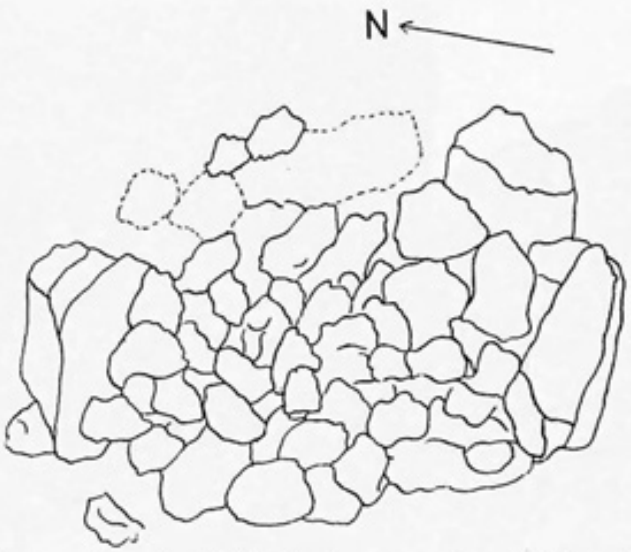


Abb. 3 a. Vösendorf, NÖ. Steinsetzung, Grundriß (1 : 20).

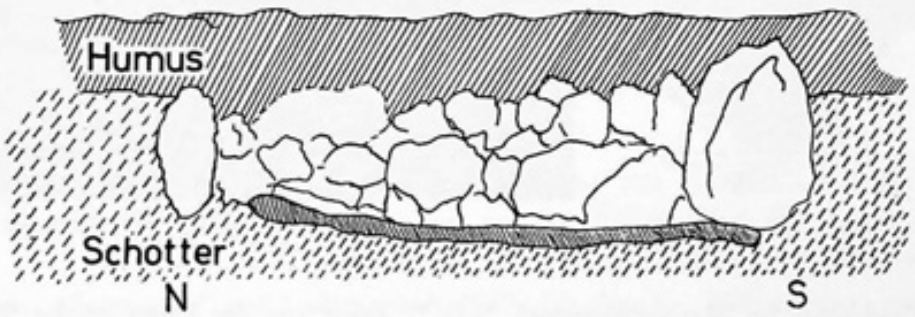


Abb. 3 b. Vösendorf, NÖ. Steinsetzung, Querschnitt (1 : 20).

lichen lagen. Ob ein kleiner Stein in der Mitte der nördlichen Skelette, der durch seine eiförmige Rundung auffällt, zur Bestattung gehörte, ist nicht sicher. An der Grabsohle, in der Nähe des östlichen Schädels, eine kleine versinterte Scherbe aus graubraunem, feingeschlämmtem, Ton von linearkeramischem Aussehen, Wst. 0,6 cm [3]). (Diese Scherbe ist offensichtlich schon bei der Anlage des Grabes von der in dessen nächster Nähe gelegenen Siedlung der (gegenüber der Grabanlage älteren) donauländisch-linearkeramischen Kultur in dieses hineingekommen).

Die „kahnförmige" Steinpackung mit einem aufrecht stehenden Grabstein am SW.-Ende vom Föllik bei Großhöflein im Burgenlande, wie diese F. Tömördy beschrieben

hat, enthielt das Hockerskelett eines Kindes und war durch die Beigabe eines kleinen verzierten Gefäßes der jungneolithischen Badener Kultur zuzuteilen [4]). Neben dieser Entsprechung mit der Vösendorfer Steinsetzung weisen die angeführten Fundstücke der Beigaben ebenso zu einer zeitlichen Zuteilung in das Jungneolithikum. Die gleiche Form der Steinsäge ist unter den Steingeräten der Siedlungen vom Jennyberg bei Mödling [5]),



Abb. 4 a. Vösendorf, NÖ. Lage der Skelette (1 : 20).



Abb. 4 b. Vösendorf, NÖ. Lage der Skelette (etwa 1 : 20).

vom Hirschkogel bei Maria-Enzersdorf, N.Ö. [6]), sowie von der Paura an der Traun [7]) anzutreffen. Klingenkratzer und Steinmesserchen sind ebenfalls im jungneolithischen Ensemble geläufig [8]), dem sich auch das aus einer Eberzahnlamelle verfertigte Messerchen einfügt [9]).

Wenn schon die Beigaben der Bestattung einem jungneolithischen Gepräge entsprechen und die Form der Steinpackung einen Vergleich mit einer Grabstelle der Badener Kultur gestattet hat, so lassen sich diese Befunde noch durch die näheren Verhältnisse am Fundplatz erhärten. Es hatte sich nicht nur zugetragen, daß in nächster Nähe der Bestattung eine Siedlungsanlage der Badener Kultur mit kennzeichnenden Keramikresten angefahren worden war [10]), sondern es konnte auch durch eine Anzahl von Tonscherben

als Streufunde die Anwesenheit dieser Kultur am Fundgelände bestätigt werden, von denen die folgenden beschrieben bzw. abgebildet werden sollen.

Inv.-Nr. 8071. Wandscherbe einer kleineren gewölbten Tasse aus graubraunem Ton mit eingeglätteten Sparrenmuster (Abb. 5).

Inv.-Nr. 8071 a. Wandstück eines größeren Gefäßes aus graubraunem Ton mit einem englichtigen gesattelten Henkel und einem Winkelmuster aus Furchenlinien (Abb. 6).

Inv.-Nr. 7526. Bruchstück eines Tunnelhenkels aus graubraunem Ton [11]).



Abb. 5. Vösendorf, NÖ. Gefäßbruchstück der Badener Kultur, $^1/_2$ n. Gr.



Abb. 6. Vösendorf, NÖ. Gefäßbruchstück der Badener Kultur. 1/1 n. Gr.

Das „Massengrab" von Lichtenwörth, N.Ö., für das K. Willvonseder mit guten Gründen die Badener Kultur in Anspruch genommen hat, enthielt die Skelette von acht Individuen in Hockerlage; die ovale Grube der Bestattung war mit kopfgroßen Steinen umstellt [12]). Von einer „mit Bruchsteinen ausgelegten Grube" wird bei einem Grabe mit Badener Keramik von Leobersdorf, N.Ö., berichtet, das mit einem Skelett in Hockerstellung und fünf Kinderschädeln zu dessen Füßen belegt war [13]). Eine Steinpackung hat zwei Kinderskelette bedeckt, wie F. Tömördy außer der bereits angeführten Bestattung vom Föllik im Burgenlande vom gleichen Fundort meldet. Auch dieser Grabfund war durch beigegebene Badener Keramik ausgezeichnet [14]).

Von den weiteren jungneolithischen Grabfunden unseres Gebietes ist die Hocker-

bestattung eines Kindes von Schleinbach, N.Ö., mit den Beigaben eines Gefäßes der Badener Kultur, welches zwei Steingeräte enthielt, zu vermerken [15]). Der von J. F. Kastner gehobenen Doppelbestattung zweier Skelette in Hockerlage war ein Kupferdolch beigegeben. Die spärlichen Keramikreste reichen für eine nähere Zuteilung des Fundes innerhalb des Jungneolithikums nicht aus [16]).

Wenn schon die einheimischen Entsprechungen genügt haben, unseren Grabfund hinsichlich seiner Zeitstellung und Kulturzugehörigkeit festzulegen, so eröffnet ein von J. Banner und J. Korek zusammengestelltes reichhaltiges Fundmaterial aus Ungarn noch eine Reihe weiterer Vergleichsmöglichkeiten [17]). So haben die Gräberfelder von Alsónémedi und Budakalász eine erstaunliche Menge von Bestattungen geliefert [18]). An ersterem Fundort wurden „trogförmige Grabformen mit konkavem Boden" beobachtet, während aus Budakalász eine größere Anzahl von Steinpackungen und 7 Doppelgräber vorliegen. Eine Fundstelle (in Hódmezövásárhely-Bodzáspart) brachte zwei Gräber am Rande der gleichzeitigen Siedlung, ein Befund, der sich mit den Verhältnissen in Vösendorf deckt. Eine Mehrfachbestattung mit vier Hockern und keramischen Beigaben liegt aus Palotabozsok vor. Bei den Gräbern mit Steinpackung wurden die Knochen durch den Druck der Steine in zerbrochenem Zustand vorgefunden [19]).

Was die Beigaben der Bestattung anlangt, so treten unter dem zitierten ungarischen Vergleichsstoff die identischen Formen von Steinsägen, Klingenkratzern und Steinmesserchen hervor, ebenso wie die Verwendung von Eberhauern belegt erscheint [20]). Im allgemeinen befanden sich unter den zahlreichen Gräbern solche mit Keramik und Jaspis- bzw. Hornstein-Artefakten, solche mit Keramik oder den Steingeräten allein sowie auch welche ohne Beigaben. Das verhältnismäßig häufige Auftreten von Knochen- und Steinartefakten veranlaßte J. Banner dazu, den neolithischen Charakter dieser Pécéler/Badener-Kultur zu unterstreichen. Der vereinzelten Anwesenheit von kupfernen Ösenhalsringen in Lichtenwörth und Leobersdorf steht das einzigartige Vorkommen eines kupfernen Diadems gegenüber, das um den Schädel eines bestatteten Individuums geschlungen war [21]).

Es ist begreiflich, daß die Anwesenheit mehrerer Individuen in einer gemeinsamen Bestattung verschiedene Fragen hinsichtlich dieses Tatbestandes aufwirft. Bei der Bestattung von Leobersdorf wird angenommen, daß die fünf Kinderschädel zu Füßen des Hockerskelettes als Anzeichen einer Opferhandlung anzusehen seien [22]). Die gemeinsame Bestattung mehrerer Individuen wiederholt sich in Lichtenwörth (8 Skelette) und Vösendorf (4 Skelette). Daneben kommen zwei Doppelbestattungen (Föllik; Eßling) und zwei Einzelgräber (Schleinbach und Föllik) vor. „Wie es sich mit dem ‚Massengrab' von Lichtenwörth verhält, ist schwer zu entscheiden. Vielleicht handelt es sich hier um die Opfer einer Seuche oder um Leute, die gemeinsam eines gewaltsamen Todes gestorben waren", heißt es in der Stellungnahme von K. Willvonseder zu dem von ihm behandelten Fundbestand [23]). Der Blick auf das wesentlich dichtere einschlägige Fundgut aus Ungarn macht die Sachlage nicht durchsichtiger. Es verschiebt sich hier lediglich das Verhältnis der Mehrfach- gegenüber den Einzelbestattungen zugunsten letzterer, während die Doppelgräber den statistischen Befund ungefähr beibehalten [24]). Man könnte höchstens

die angeführten Hypothesen um die eine vermehren, daß es unter der damaligen Bevölkerung einzelne Personen gegeben habe, denen das brauchtumsmäßige Ritual der Opferung und Mitbestattung bestimmter Stammesmitglieder zugekommen ist, wie es auch auf Grund frühbronzezeitlicher Gräberbefunde erwiesen erscheint [25]).

R. Pittioni hat die Vermutung ausgesprochen, daß es sich bei den Steinpackungen und Steinsetzungen jungneolithischer Bestattungen um eine „Resterscheinung" megalithischer Bauweise handle [26]). Die Fundumstände kommen dabei seinen Forderungen nahe, nachdem, wenn es auch nicht ausschließlich der Fall ist, doch in dem hier erfaßten Fundmaterial ein hoher Anteil von Grabanlagen mit Steinbelag aufscheint [27]). Bezüglich einer näheren zeitlichen Zuteilung müßte man sich für die von R. Pittioni aufgestellte mittlere Phase der Badener Gruppe entscheiden [28]).

In die gleiche Richtung wie die oben vorgebrachte Annahme zielen die Auslegungen, die in letzter Zeit einige Grabanlagen des ausgehenden Neolithikums in Mähren (und Polen) gefunden haben. In Slatinski und Ohrozim wurden jetzt Grabstellen zu der bisher vorwiegend aus Siedlungen gut bekannten Trichterbecherkultur festgestellt. An den beiden angeführten Fundorten tritt eine späte Stufe der Trichterbecherkultur, ihre sogenannte Ohrozim-Phase, in Erscheinung, deren Entstehung durch einen Zustrom von Elementen der Badener Kultur zu denken ist. Hier ist vor allem die von A. Houstova vertretene Ansicht hervorzuheben, daß die längliche Form der Grabhügel und die darin enthaltenen Steinsetzungen eine gewisse Beziehung zu den megalithischen Grabbauten des Nordens verrieten, welcher Umstand auch durch die Bauart der kujawischen Gräber des östlichen Zweiges der Trichterbecherkultur, die ebenfalls durch Steinsetzungen ausgezeichnet sind, eine Ergänzung erfährt [29]). Es ist also durch verwandte Kulturkomplexe des gleichen Zeitraumes möglich, die an den eingangs dargestellten Fundbestand geknüpften weitreichenden Erörterungen zu stützen.

Was die in der nachfolgenden Bronzezeit vor sich gehende Entwicklung der Grabformen betrifft, so ist es K. Willvonseder aufgefallen, daß die „mit Steinen ausgelegte Grube" der Leobersdorfer Bestattung in einer mittelbronzezeitlichen Grabform des gleichen Gebietes eine Entsprechung findet [30]).

Es obliegt dem Verf., dem Bundesdenkmalamt dafür bestens zu danken, die zur vorliegenden Veröffentlichung erforderlichen Unterlagen zur Verfügung gestellt zu haben.

Anmerkungen.

[1]) Die Gemeinde Vösendorf war zur Zeit der Durchführung der Bauarbeiten für die Herstellung der Autobahn dem 25. Gemeindebezirk von Wien eingegliedert.

[2]) Vgl. FÖ., IV, 1952, S. XX und die einzelnen Arbeitsberichte S. 35 f., S. 30 ff., 40 ff. u. 85. — Bezüglich der wissenschaftlichen Bearbeitung und Veröffentlichung der Fundbestände wurde zwischen den Experten der angeführten Institute die Abmachung getroffen, daß H. Ladenbauer-Orel die Behandlung des neolithisch-donauländischen Anteiles allein und O. Seewald ebenso die der jungneol. Mehrfachbestattung sowie der Gräberfunde der älteren Urnenfelderkultur zu übernehmen hätten, während die Publikation der hallstatt- und latenèzeitlichen Siedlungsanlagen einem gemeinschaftlichen Aufsatz vorbehalten sein sollte. Bisher ist H. Ladenbauer-Orel der Bearbeitung ihres Anteiles gerecht geworden (H. Ladenbauer-Orel, Der vollneolithische Roggenfund von Wien-Vösendorf. Veröffentlichungen des Historischen Museums der Stadt Wien. Ur- und Frühgeschichtl. Abt., Heft 2, 1953, S. 19—29).

[3]) Wie dem Verf. erinnerlich ist, wurden die angeführten Skelettreste und die Beigaben in vier länglichen starken Kartons, welche die entsprechenden Fundzettel enthielten, verwahrt und in der letzten Zeit des 2. Weltkrieges zur beabsichtigten Bergung auswärts verbracht. Offenbar hat dieser Posten zu jenen Museumsgütern gehört, die zu Ende des Krieges infolge der Ereignisse an deren Bergungsorten in Verstoß geraten sind. W. Ehgartner hatte seinerzeit die Absicht, die Vösendorfer Skelettreste im Rahmen einer geplanten größeren Arbeit zu untersuchen, und war deshalb an den Verf. herangetreten, wie es aus der betreffenden Korrespondenz des Jahres 1964 hervorgeht. W. Ehgartner konnte jedoch trotz des Entgegenkommens von Seiten des Historischen Museums der Stadt Wien nicht zum Ziele gelangen, da er dort keine mit dem beschriebenen Fundgut identifizierbaren Objekte feststellen konnte.

[4]) F. Tömördy, Der Föllik bei Großhöflein, ein neuer ur- und frühgeschichtlicher Fundplatz im Burgenland. Burgenländische Heimatblätter, 5, 1936, S. 75.

[5]) FÖ. IV, S. 14.

[6]) H. K. Michna, Eine prähistorische Ansiedlung auf dem Hirschkogel bei Mödling, WPZ., 16., 1929, S. 17.

[7]) E. Beninger, Die Paura an der Traun, Schriftenreihe der oö. Landesbaudirektion, Nr. 17, 1961, Taf. VII/E 1 M. 3.

[8]) F. Skribany, Neolithische Besiedlungsstätte am Jennyberg bei Mödling, MZK., III. F., III., Sp. 454, Fig. 137. — H. K. Michna, a. a. O., S. 17. — J. Bayer, Die Ossarner Kultur, eine äneolithische Mischkultur im östlichen Mitteleuropa, Eiszeit und Urgeschichte, V., 1928, Taf. XXV. — K. Pazeller, Ossarn, Diss., Wien 1942, Taf. XXIX. — L. Franz u. J. Weninger, Die Funde aus den prähistorischen Pfahlbauten im Mondsee, Mat., III., 1927, Taf. XXXII.

[9]) K. H. Michna, a. a. O., Taf. II/3 g. — L. Franz u. J. Weninger, a. a. O., Taf. XXXIII/36. — K. Pazeller, a. a. O., Taf. XXVIII.

[10]) FÖ., IV., S. 15. — H. Orel, a. a. O., S. 27 (Inv.-Nr. 6379 u. 6380).

[11]) Vgl. dazu H. Ladenbauer-Orel, Die jungneolithische Keramik aus der Königshöhle von Baden bei Wien, ArchA., 16, 1954, Taf. VI/4, Taf. I/5, Taf. VI/7. (Bei den angeführten Inventarnummern handelt es sich um solche des ehem. Röm. Museums der Stadt Wien).

[12]) K. Willvonseder, Zwei Grabfunde der Badener Kultur mit Metallbeigaben aus Niederösterreich, WPZ., 24., 1937, S. 18 ff., S. 16, Abb. 2.

[13]) K. Willvonseder, a. a. O., S. 15 ff., S. 16, Abb. 1.

[14]) F. Tömördy, a. a. O., S. 76. — Vgl. auch K. Willvonseder, Die wissenschaftliche Bedeutung der urgeschichtlichen Funde vom Föllik bei Großhöflein im Burgenlande, a. a. O., S. 78.

[15]) FÖ., III., 1938/39, S. 13 (K. Kriegler).

[16]) FÖ., IV., 1952, S. 14. — Vgl. R. Pittioni, Urgeschichte des österr. Raumes, 1954, S. 192.

[17]) J. Banner, Die Péceler Kultur (Unter Mitwirkung von József Korek). Archaeologia Hungarica, n. S., XXXV, 1956.

[18]) S. Soproni, Négyezer éves rézkori temetö Budakalászon (Ein 4000 Jahre altes bronzezeitliches Gräberfeld von Budakalász). Elét és Tudomany (Leben und Wissenschaft), VIII, 1953, S. 1416—1420. — J. Korek, Ein Gräberfeld der Badener Kultur bei Alsónémedi. Acta Archaeologica, I., 1951, S. 52—54. — J. Banner, a. a. O., S. 187.

[19]) J. Banner, a. a. O., S. 191, 190; S. 132, Abb. 39; S. 192. — Vgl. ferner ähnliche Verhältnisse in Vučedol: MAG., 73./79., 1947, S. 239 f. (I. Foltiny, Bespr. von R. R. Schmidt, Die Burg Vučedol. Zagreb 1945).

[20]) J. Banner, a. a. O., Taf. 47/12, 54/3; 64/6, 89 u. 102/40—47.

[21]) K. Willvonseder, a. a. O.; J. Banner, a. a. O., Taf. 37/8; S. 199.

[22]) K. Willvonseder, a. a. O., S. 24.

[23]) A. a. O., S. 24. — Vgl. dazu K. Schirmeisen, Zum Stand der mährischen Neo-

lithforschung, Zeitschrift des Deutschen Vereines für Geschichte Mährens und Schlesiens, 43, 1941, S. 35 f.

[24]) J. Banner, a. a. O., S. 132 u. 191.

[25]) Vgl. J. Weninger, Eine seltsame Mehrbestattung aus der frühen Bronzezeit von Schleinbach in Niederdonau, Niederdonau — Natur und Kultur, Heft 10, 1941, S. 25 ff. u. 53 f.

[26]) R. Pittioni, a. a. O., S. 208.

[27]) Vgl. besonders J. Banner, a. a. O., S. 191. — Es soll auch darauf hingewiesen werden, daß eine Mehrfachbestattung vom Föllik der von R. Pittioni als Einzelgrabkultur geführten Keramikgattung, die sich seinen Aufstellungen nach zeitlich noch mit der späten Badener Entwicklung schneidet, ein Steinkranz die Bestattung umgibt (R. Pittioni, a. a. O., S. 246; S. 247, Abb. 172; Übersichtstabelle, S. 274).

[28]) A. a. O., S. 192 f.

[29]) A. Houstova, Long Barrows of the Trichterbecher-Cultur in Moravia, Epitymbion Roman Haken; Sumptibus Societatis Archaeologicae Bohemoslovenicae. Prag 1958, S. 22—24 (S. 23: „Already the elongated form of the Barrows, and the presence of large stones in them suggested some connection with the megalithic burial architecture of the northern regions") Vgl. auch E. Beninger, a. a. O., S. 111 u. 124 f.

[30]) K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Österreich, 1957, S. 42. — Der WPZ. 24, S. 23.

Bronzezeitliche Wohnstellen in Salzburg-Morzg.

Von Martin Hell, Salzburg.

Mit 12 Abbildungen.

1. Fundgeschichte.

Im Jahre 1918 hatte der Mesnerbauer Alexander Köllerer, zugleich Mesner und Totengräber im damaligen Pfarrdorf Morzg (heute zur Stadt Salzburg eingemeindet), auf seinem Grund, Parz.-Nr. 528/1, K. G. Morzg, am Rande der Diluvialterrasse eine Schottergrube aufgemacht, die er mit seinem Knecht betrieb. Im Herbst 1919 konnten

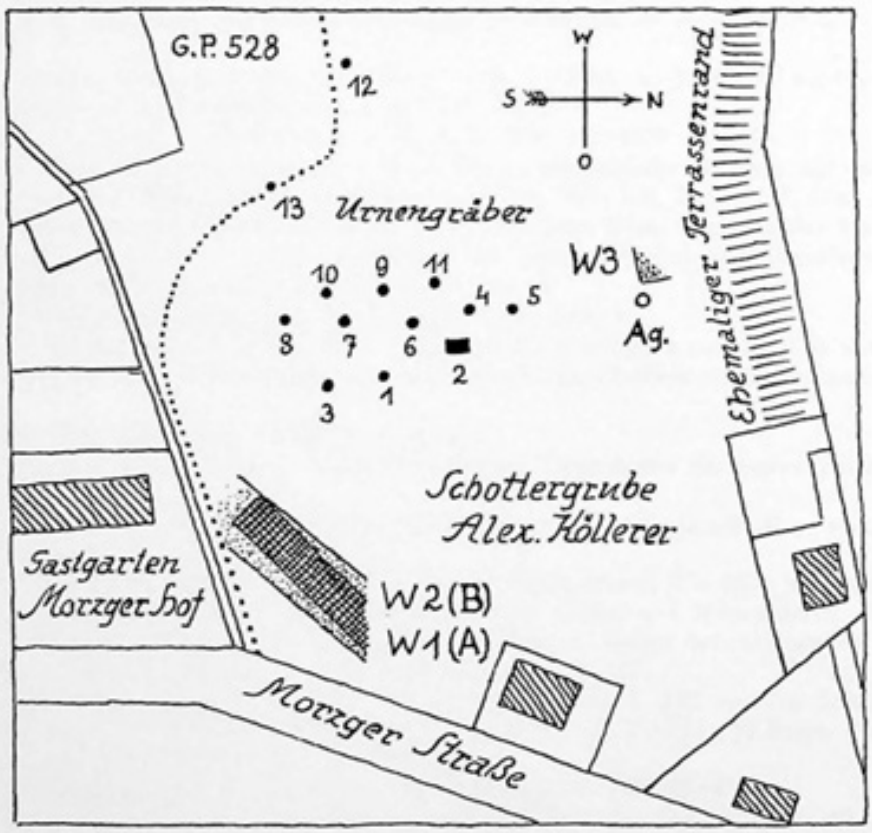


Abb. 1. Salzburg-Morzg, Lageplan der beiden bronzezeitlichen Wohnstellen W 1 (A) und W 2 (B). 1 : 666.

wir dort die ersten urgeschichtlichen Tongefäßscherben auflesen und damit setzte eine Bodenuntersuchung ein, die bis 1927 andauerte und zwei übereinander gelegene Hüttengrundrisse aufschloß. Auf die untere, der Frühbronzezeit angehörende Wohnstelle W 1 (A), folgt, durch eine sterile Bodenschicht getrennt, die obere Wohnstelle W 2 (B) (Abb. 1, 1 a).

Die am linken Ufer der Salzach aus der alluvialen Talniederung sich erhebende, etwa 6 m hohe Schotterterrasse zeigt hier am Nordrand des Dorfes eine weit nach



Abb. 1 a. Salzburg-Morzg. Schottergrube A. Köllerer. Blick gegen SW. Die dunkle Bodenwand über dem abgedeckten hellen Schotter des Vordergrundes ist ein Querschnitt durch beide Wohnstellen, entsprechend Abb. 2. Die Einmuldung dieses Bodenprofiles im Schotterboden kommt deutlich zum Ausdruck. Die Frau links steht schon auf dem weiter nach links wieder ansteigendem Schottergrund. Oben rechts die Kirche, in Bildmitte der Gasthof „Morzgerhof".

Westen ausholende Einbuchtung, woselbst am Fuß der Terrasse austretende Grundwasserquellen ein vorzügliches Trinkwasser liefern, ebenso wie dies im 1 km südlich entfernten Hellbrunn mit seinen Wasserkünsten der Fall ist. Es handelt sich also um eine Örtlichkeit, die für die urgeschichtliche Zeit, da die Altwasser der Salzach noch in diese Bucht hereinreichten, für eine Ansiedlung bestens geeignet erschien.

Da der Sandgrubenbetrieb in Handarbeit erfolgte, mußte sich unsere Untersuchung dieser Arbeitsweise anpassen und konnte erst vor sich gehen, wenn wieder ein Streifen Abraum über dem Schotter entfernt wurde. Die oft langen Unterbrechungen dieses Kleinbetriebes zogen unsere Grabungen natürlich sehr in die Länge, begünstigten aber die Bodenbeobachtung.

Was den Abraum anbelangt, so zeigt das Bodenprofil der Talebene des Salzburger Beckens, das ist im Bereich der über dem Alluvium liegenden Diluvialterrasse, zuoberst eine Humusschicht von 20 bis 30 cm Stärke und darunter den hellen Flußschotter der postglazialen Talaufschüttung. In diese Schotteroberfläche zeigen sich aber stellenweise rinnenförmige Einsenkungen von muldenförmigem Querschnitt, die von braunem, sandig lehmigem und fast steinfreiem Boden erfüllt erscheinen. Wie unsere vielfachen Bodenbeobachtungen gezeigt haben, gehören diese sich im Bodenprofil einer Schottergrube zeigenden Mulden zumeist sich lange hinziehenden Oberflächengerinnen an und stellen Querprofile solcher Gerinne dar. Und gerade in solche Bodenbereiche zeigen sich Wohnschichten vom Neolithikum bis über die Bronzezeit herauf zumeist eingesenkt. Das trifft auch für die im folgenden zu behandelnden Wohnstellen zu.

Sie liegen in einer eingemuldeten Bodenrinne von etwa 2.3 m Tiefe und etwa 20 m Oberweite. Der Längenverlauf dieser alten Gerinnstrecke war von Südost gegen Nordwest gerichtet. Diesen Bodenverhältnissen entspricht auch die Lage der beiden Wohnstättengrundrisse mit ihrer fast gleichgerichteten Längserstreckung. Feststellbar sind zwar die Breiten, nicht aber die Längen der Wohnstellen, denn zur Zeit ihrer Entdeckung waren sie an der Nordostseite schon abgegraben und die Südwestseite konnte wegen Auflassung der Schottergrube nur bei der unteren Wohnschicht W 1 (A) erreicht werden (Abb. 1). Die Übereinanderlagerung beider Wohnschichten wird durch den ostwestlich geführten Querschnitt (Abb. 2) ersichtlich gemacht.

2. *Das Fundgut.*

A. Die untere Wohnstelle W 1 (A)

Die untere Wohnstelle liegt 2.15 m unter der Oberfläche mit wechselnder Stärke von etwa 0.2 m und hat eine Breite von etwa 6 m. Ihre Länge ist auf etwa 30 m erhalten. Der Grundriß ist ein Rechteck mit deutlich erkennbaren Ecken am südwestlichen Ende (Abb. 1 und 2). Die Kulturschicht hebt sich durch ihre besonders im Bereich der Sohle starke Dunkelfärbung von Holzkohle vom umgebenden Boden deutlich ab, wodurch auch der Verlauf ihrer Ränder feststellbar wurde. Pfostenlöcher waren nicht nachweisbar. Für die Beurteilung des Fundinhaltes besonders wichtig ist der Umstand, daß die Wohnstelle W 1 (A) nach oben von der überlagernden Wohnstelle W 2 (B) durch eine sterile Bodenschicht vollkommen getrennt ist.

Zunächst soll das Fundmaterial in Vorlage gebracht werden, wobei die bezeichnenden Fundstücke in den Abbildungen 3—6 zusammengestellt sind.

Steingeräte.

Pfeilspitze (Abb. 3, 1) aus hellgrauem Silex, dreieckig, lang 2.4, breit 2.0 cm.

Pfeilspitze (Abb. 3, 2) aus rotbraunem Silex mit Flügeln und Schaftdorn, lang 1.9, breit 1.6 cm.

Pfeilspitze (Abb. 3, 3) aus braunrotem Silex mit Flügeln und Schaftdorn, lang 2.7, breit 1.9 cm.

Säge (Abb. 3, 4) aus grauem Silex, lang 3.5 cm mit Gebrauchsglanz an den Zähnen,

Spanklinge (Abb. 3, 5) aus grauem Silex mit schräger Arbeitskante, lang 0.4 cm.

Spanklinge (Abb. 3, 6) mit Gebrauchsretuschen aus gelbbraunem Silex, lang 4.4, breit 1.2 cm.

Spanklinge (Abb. 3, 7) mit Gebrauchsretuschen aus braun und grau gebändertem Silex, lang 3.9, breit 0.8 cm.

Spanklinge (Abb. 3, 8) mit Gebrauchsretuschen aus graubraunem Silex, lang 2.8, breit 1.3 cm.

Spanklinge (Abb. 3, 9) mit Gebrauchsretuschen, lang 2.9, breit 1.4 cm.

Spanklinge (Abb. 3, 15) aus grauem Silex mit Kerbe, lang 1.8, breit 1.4 cm.

Bohrer (Abb. 3, 10) aus graubraunem Quarzitgeröll, lang 5.1 cm.

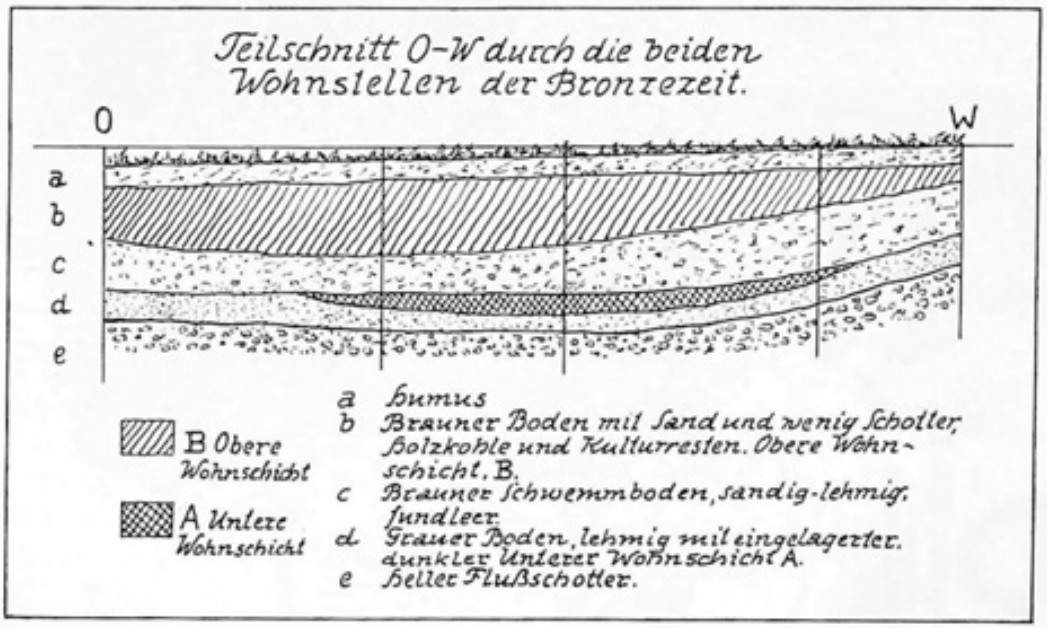


Abb. 2. Salzburg-Morzg. Querschnitt der bronzezeitlichen Wohnstellen. 1 : 100.

Lamelle (Abb. 3, 14) aus Bergkristall, lang 2.5 cm.

Silexabschläge, etwa 150 Stück verschiedener Konsistenz und Farbe.

Abschläge von Quarzit, 2 Stück.

Klopfsteine, 3 Stück aus Flußgeröll aus (Amphibolit und Serpentin).

Metallgeräte.

Pfriemen (Abb. 3, 11) aus Bronze. Länge 3.4 cm. Unteres Ende spitz, oberes rechteckig profiliert, breit 3.5 mm, stark 1.5 mm.

Ringelchen (Abb. 3, 12) aus Bronze.

Bronzedraht (Abb. 3, 13) in Spitze ausgehend, 2.2 cm lang.

Keramik.

Topf (Abb. 4, 1), Ton feinsandig, rotbraun. Knapp unter dem Rand Fingertupfenleiste, an der Schulter waagrechte Strichzonen, am Unterteil Vertikalstriche, kammstrichartig. Bodenw. 8.5, Bauchw. 15.0, Randw. 12.8, Höhe 12.3 cm.

Rand (Abb. 4, 2), Ton derb, rotbraun. Unter dem Rand waagrechte Leiste, dreieckig profiliert. Randw. 17.5 cm.

Rand (Abb. 4, 3), Ton derb, rötlich. Unter dem Rand Fingertupfenleiste, Randw. 12.8 cm.

Rand (Abb. 4, 4), Ton derb, rotbraun. Am Rand Buckel mit zwei kleinen Rundhöckern.

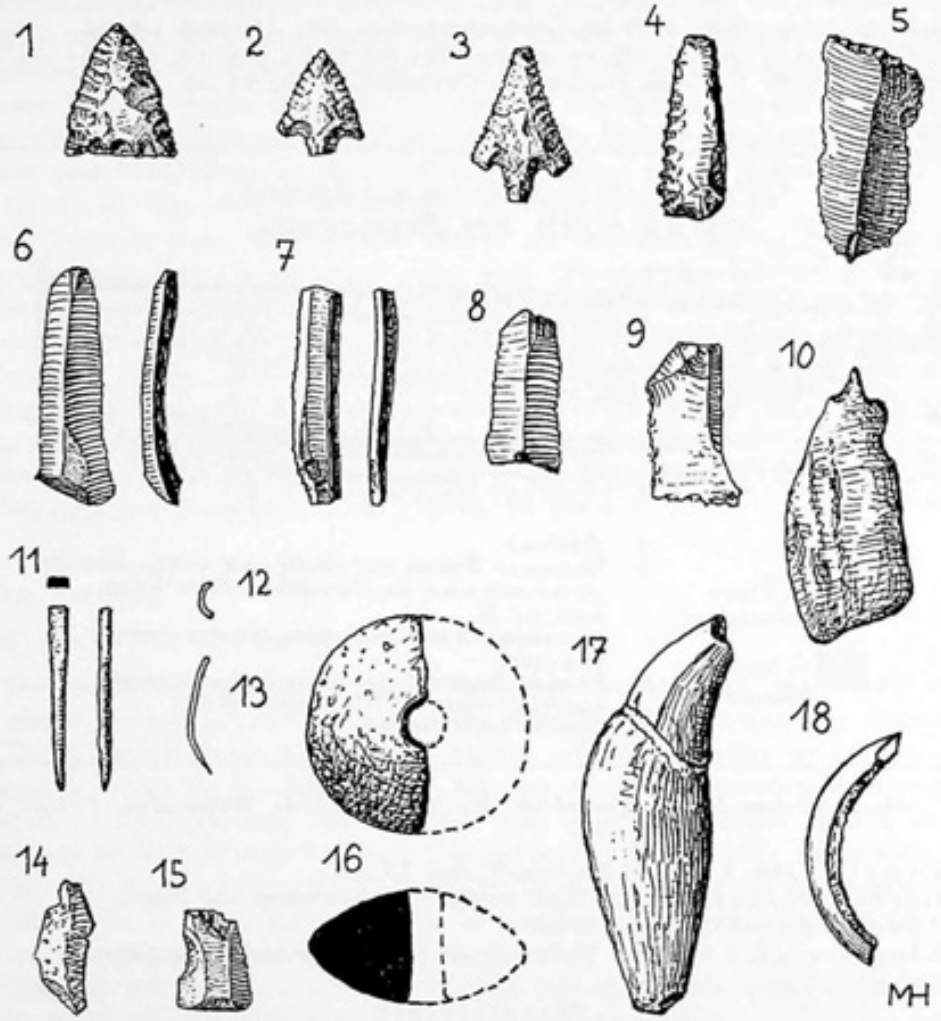


Abb. 3. Salzburg-Morzg. Funde aus der unteren Wohnstelle W 1 (A): Stein, 1—10, 14, 15; Bronze, 11, 12, 13; Ton, 16; Zähne, 17, 18. $^2/_3$ n. Gr.

Rand (Abb. 4, 5), Ton derb, rötlich mit hochsitzender Tupfenleiste. Schulterleiste, Abb. 4, 6 mit Schrägkerben.

Rand (Abb. 4, 7), von Topf mit zylindrischem Oberteil. Ton derb, mit Quarzsand gemagert. Unter dem Rand Tupfenleiste. Randw. 22.0 cm.

Schnuröse (Abb. 4, 8), Ton derb rötlich.

Schulterleiste (Abb. 4, 9), Ton derb rotbraun.

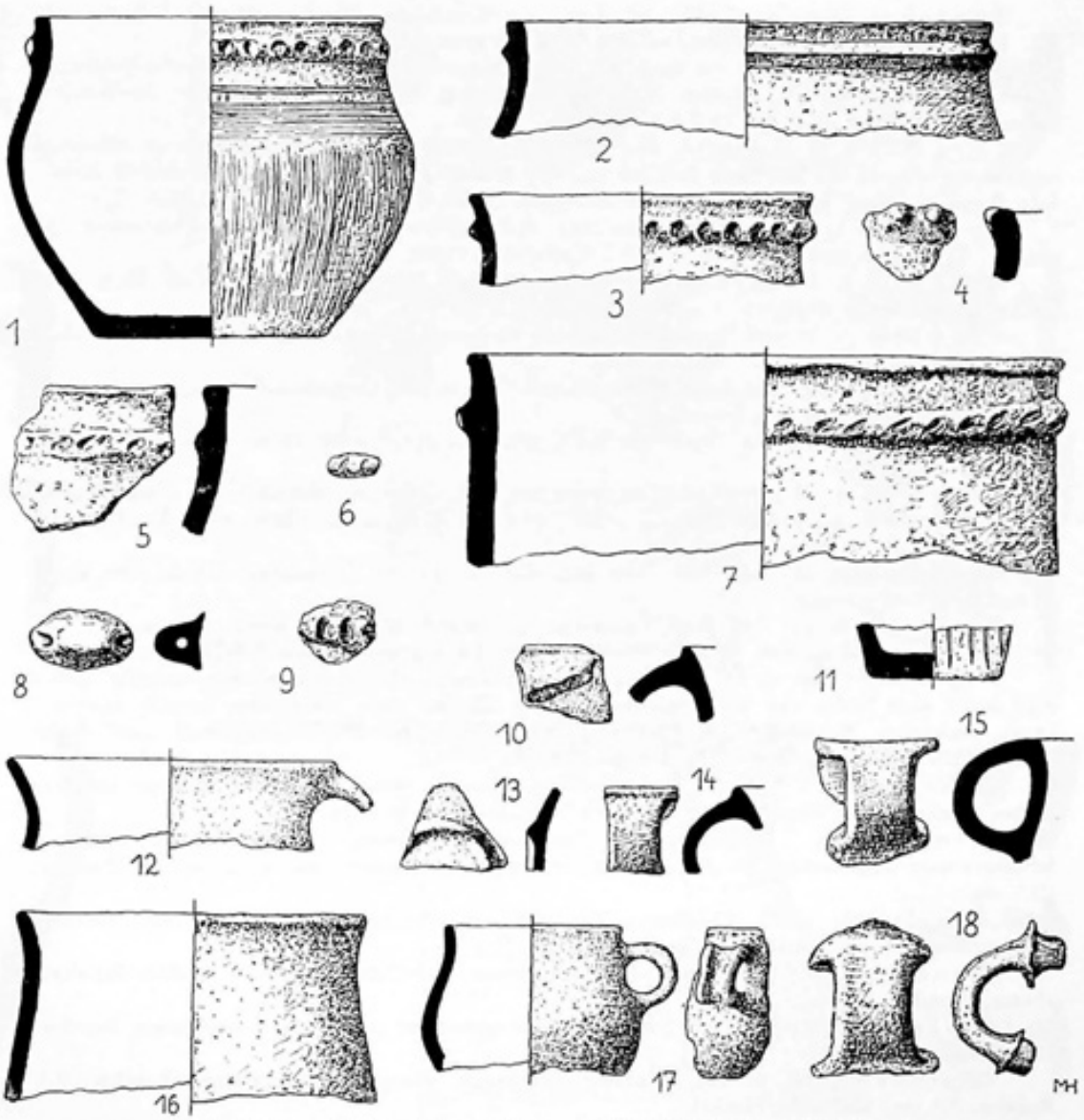


Abb. 4. Salzburg-Morzg. Untere Wohnstelle W 1 (A). Keramik $^1/_3$ n. Gr.

R a n d (Abb. 4, 10), Ton mittelfein mit Henkelansatz.
B o d e n (Abb. 4, 11), Ton rot, mittelfein. Senkrechte Furchen.
R a n d (Abb. 4, 12), Ton fein, graubraun mit Henkel. Randw. 12 cm.
R a n d (Abb. 4, 13), Ton fein, grau mit Ringleiste.
R a n d (Abb. 4, 14), Ton fein, grau mit Henkelansatz.
R a n d (Abb. 4, 15), Ton braun, mittelfein mit Henkel.
R a n d (Abb. 4, 16), Ton graubraun, mittelfein. Randw. 12.8 cm.

Töpfchen (Abb. 4, 17), mit Henkel. Ton fein braun, Randw. 6.5, Bauchw. 8.2 cm.

Henkel (Abb. 4, 18), Ton derb mit Einsatzzapfen.

Schüssel (Abb. 5, 1), Ton sehr derb mit grobem Quarzsand gemagert. Farbe rotbraun. Unterteil konisch, darüber niederer Hals, hohlkehlenartig eingezogen und breiter Ösenhenkel. Bodenweite ca. 6 cm, Randw. 14.2 cm, Höhe ca. 7.5 cm.

Topf (Abb. 5, 5). Großgefäß, Ton derb mit Quarzsand. Oberfläche graubraun. Schulterleiste mit Fingertupfen, am Hals Feinüberzug und Glättung. Unterhalb der Tupfenleiste künstliche Rauhung durch aufgetragene, grobe Tonpaste. Bauchw. 33.5, Randw. 28.0 cm.

Rand (Abb. 5, 3) von Topf. Ton sehr derb, graubraun mit grobem Quarzsand gemagert. Unter dem Rand 4 Buckel mit je 2 Knöpfen. Randw. 25.3 cm.

Rand (Abb. 5, 4) von Topf, Ton derb, graubraun mit grobem Quarzsand, Rand ausgelegt, Buckel mit 2 Knöpfen. Randw. 27.0 cm.

Rand (Abb. 5, 2) von Topf, Ton derb, rotbraun mit grobem Quarzsand. Unter dem Rand länglicher Buckel.

Rand (Abb. 5, 6) von Topf, Ton rotbraun mit feinem Quarzsand. Knapp unter dem Rand Fingertupfenleiste mit Buckel.

Rand (Abb. 5, 7) von Topf. Ton derb, grau mit Quarzsand. Unter dem Rand Rundbuckel.

Rand (Abb. 5, 8) von Topf. Ton mittelfein, rot. Mündung ausgelegt mit Fingertupfen.

Rand (Abb. 5, 9) von Topf. Ton derb, rot mit Quarzsand. Unter dem Rand Buckel mit Eindruck der Fingerspitze.

Rand (Abb. 5, 10) von Topf. Ton derb dunkelgrau mit Quarzsand. Unter dem Rand Buckel, leicht aufgezogen.

Rand (Abb. 5, 11) von Topf, feintonig, rot. Unter dem Rand breiter Buckel.

Wandstücke (Abb. 6, 1, 2, 3), Ton mittelfein, rot mit derbem Strichmuster.

Töpfchen (Abb. 6, 4). Ton feinsandig, gelbbraun, fest gebrannt, starkwandig. Unter dem Rand eine Reihe von Stichpunkten. Auf der Schulter zwei waagrechte Striche, darunter kurze, senkrechte Strichelchen in Absätzen. Unter den beiden Horizontalstrichen zwei derbe Schrägstriche sichtbar. Randw. 7,8, Bauchw. 9.5 cm.

Wandstück (Abb. 6, 5). Ton mittelfein, grau mit wenig Quarzsand. An der Schulter derbes Muster aus 3 Schrägstrichen zwischen 2 waagrechten Strichen.

„Urne" (Abb. 6, 7, 7 a). Kleinform. Ton feinsandig, dünner Feinüberzug, leicht geglättet. Schulterabsatz angedeutet. An der Bodenunterseite Kreuz eingestrichen. Bodenw. 4,4, Bauchw. 10.5 cm.

„Urne" (Abb. 6, 8), Kleinform. Ton feinsandig, grau. Oberfläche geglättet. Leichter Schulterabsatz, Schulterweite 9.0 cm.

„Urne" (Abb. 6, 9), Kleinform, feintonig, braun, Feinüberzug geglättet, leichter Schulterabsatz, Randw. 7.2 cm.

Töpfchen (Abb. 6, 6) mit Schnuröse. Ton mittelfein, graubraun, festgebrannt, Bauchw. 10,5, Randw. 10.5 cm.

Töpfchen (Abb. 6, 11), feintonig, gelbbraun, dünnwandig, geglättet. Bauchw. 9.3, Randw. 7.7 cm. Vielleicht Henkel.

Töpfchen (Abb. 6, 10), feintonig, graubraun, Feinüberzug geglättet, Schulterkante. Bauchw. 6.6, Randw. 5.8 cm.

Rand (Abb. 6, 13) von Töpfchen, feintonig, grau, geglättet, Randw. 7.8 cm.

Rand (Abb. 6, 14) von Töpfchen, feintonig, grau, Feinüberzug, geglättet, Randw. 8.5 cm.

Schüssel (Abb. 6, 12), Profil gerundet. Ton fein, graubraun, Feinüberzug, der leicht abblättert. Rand waagrecht abgeschnitten. Randw. 17.5 cm.

Schale (Abb. 6, 17), Profil gerundet, feintonig, graubraun geglättet, Rand waagrecht abgeschnitten, Randw. 13.2 cm.

Schüssel (Abb. 2, 19), Profil gerundet. Ton fein, wenig gemagert, gelbbraun, Feinüberzug und Glättung. Rand waagrecht abgeschnitten. Bodenw. 7.0, Randw. 16.0, Höhe 8.8 cm.

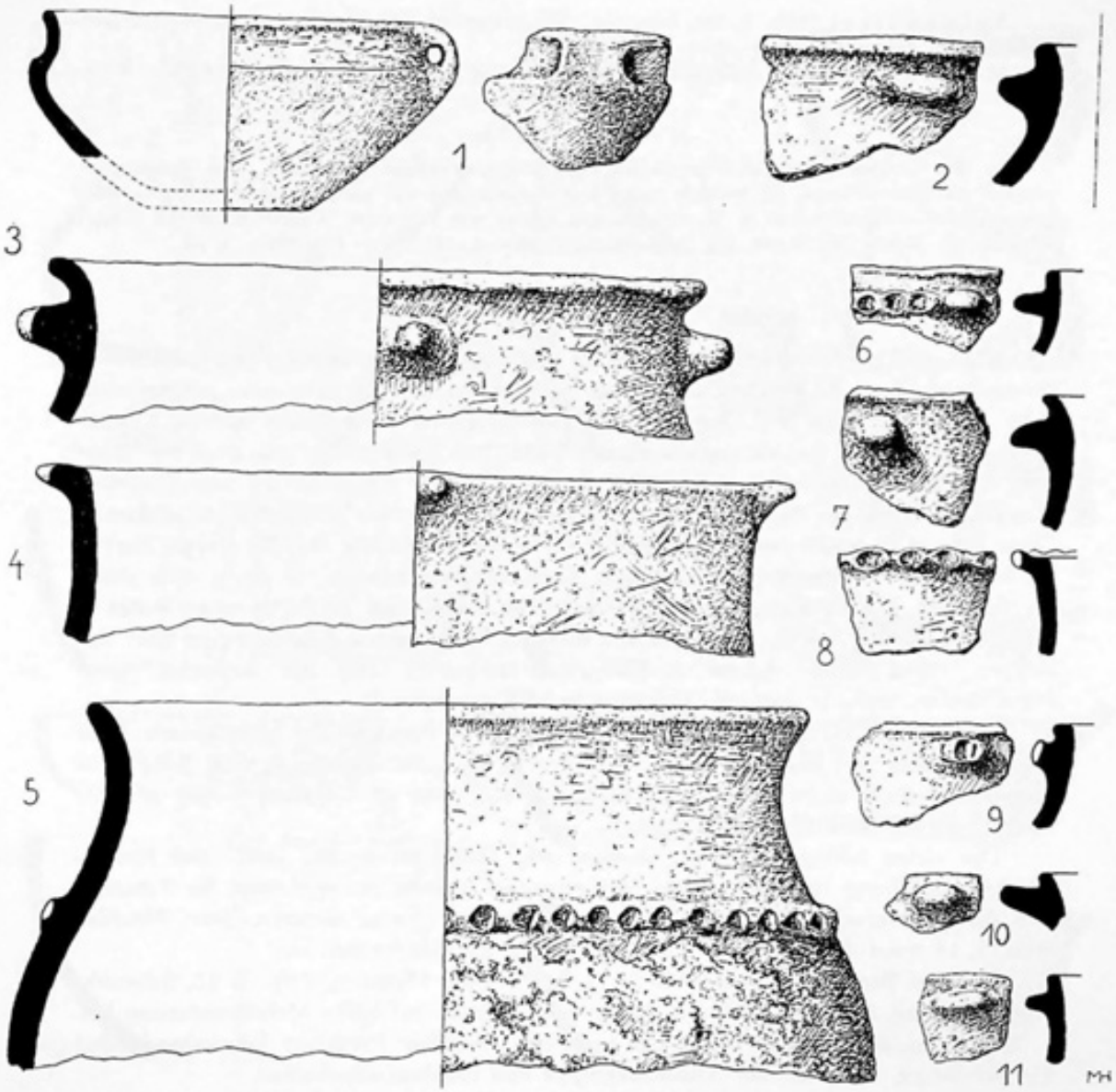


Abb. 5. Salzburg-Morzg. Untere Wohnstelle W 1 (A). Keramik $^1/_3$ n. Gr.

Rand (Abb. 6, 15), von Schüssel, feintonig, rotbraun, Feinüberzug geglättet.

Schale (Abb. 6, 16), feintonig, gelbbraun mit Innenkante mit 2 oder 4 Randzipfeln. Sehr flache Form. Randw. 15.5 cm.

Schüssel (Abb. 6, 18), Ton mittelfein, grau, geglättet. Am Rande 4 ausgezogene Zipfel. Randw. 23.0 cm.

Schüssel (Abb. 6, 20), Ton mittelfein, grau, geglättet. Unter dem eingezogenen Rand 4 Buckel. Randw. 20.3 cm.

Spinnwirtel (Abb. 3, 16), bikonvex, Ton rotbraun, mit feinem Quarzsand gemagert. Durchm. 4.0, Höhe 2.2 cm.

Hüttenbewurf in einigen rotgebrannten Stücken, darin Spuren von Häcksel.

Tierknochen.

In der Kulturschicht sind Tierknochen und Zähne mehrfach vorhanden. Der Erhaltungszustand ist sehr schlecht. Es handelt sich dabei vorwiegend um aufgeschlagene Langknochen. Besser sind die Zähne erhalten. So ergaben sich Zähne von folgenden Tieren: Rind (12 Stück), Schwein (2), Schaf (2), Hirsch (2), Braunbär (1) (Abb. 3, 17), Biber (1) (Abb. 3, 18).

Auswertung.

Das spärliche Silexmaterial, gemeinhin neolithisch, gibt Anhaltspunkte zu näheren Unterscheidungen. Als älteste Form ist die Spanklinge mit Schrägretusche anzusprechen (Abb. 3, 5). Derartige zur Längsachse des Gerätes schräg verlaufende, gerade Arbeitskanten treten schon an den „geometrischen Silices" in Erscheinung, was auch für Salzburg zutrifft [1]). Das vorliegende Stück findet eine gute Entsprechung aus Salzburg-Maxglan im dortigen Siedlungsinventar einer Ansiedlung der Münchshöfner Kultur [2]). Diese Fundstelle macht auch offenkundig, wie stark sich damals das Salzburger Becken als Mischkessel verschiedener neolithischer Kultureinflüsse erweist, da darin auch solche der östlichen Bükker-Kultur und westlichen Rössener-Kultur in Erscheinung treten [3]). Dazu sei bemerkt, daß R. Pittioni dieser Problematik in seinen Ausführungen über den „Typus Münchshöfen" nähere Ausführungen widmet [4]). Für das Auftreten guter Parallelen zu Abb. 3, 5 sei auf Wolfsberg in NÖ. verwiesen [5]).

Die beiden Pfeilspitzen (Abb. 3, 2, 3) sind gute Vertreter des ausgehenden Neolithikums und des Beginnes der frühen Bronzezeit. Die Pfeilspitze mit Schaftdorn kommt ansonsten in Salzburg nur zweimal vor und zwar am Rainberg [6]) und an einer neolithischen Wohnstelle bei Kleßheim [7]).

Die vielen Schlagstücke und Absplisse von Silex, der in den Jura- und Kreideschichten Salzburgs in verschiedenen Farbvarianten auftritt, kennzeichnen die Tatsache, daß die Silexverarbeitung noch bis in die Bronzezeit hinein fortlebt. Der Abschlag Abb. 3, 14 weist dabei auch auf die Verwendung von Bergkristall hin.

Die drei Bronzereste (wie Abb. 3, 11, Nadel oder Pfriemen, Abb. 3, 12, Schmuckringelchen und Abb. 3, 13, Nadel) deuten hier lediglich auf frühe Metallbenützung hin.

Auch in der Keramik zeigt sich noch ein deutliches Fortleben jungsteinzeitlicher Formelemente, wie jenes der Altheimergruppe und Glockenbecherkultur.

Zur späten Jungsteinzeit erweist sich die Altheimergruppe im Salzburger Becken in vorherrschender Stärke vertreten [8]), wenn sie auch J. Driehaus lediglich auf den Nordwestrand des Salzburger Beckens, auf den Auhögl bei Hammerau, beschränkt annimmt [9]). Diese Kulturgruppe ist heute in sämtlichen Neolithstationen des Salzburger Landes, u. zw. am Rainberg in der Stadt Salzburg [10]), in Salzburg-Mülln [11]), Salzburg-Maxglan [12]), weiters am Schloßberg in Mattsee [13]), und sogar im Gebirge am Götschenberg bei Bischofshofen vertreten [14]).

Die Altheimergruppe, die sich von ihrer östlich benachbarten Mondseegruppe durch

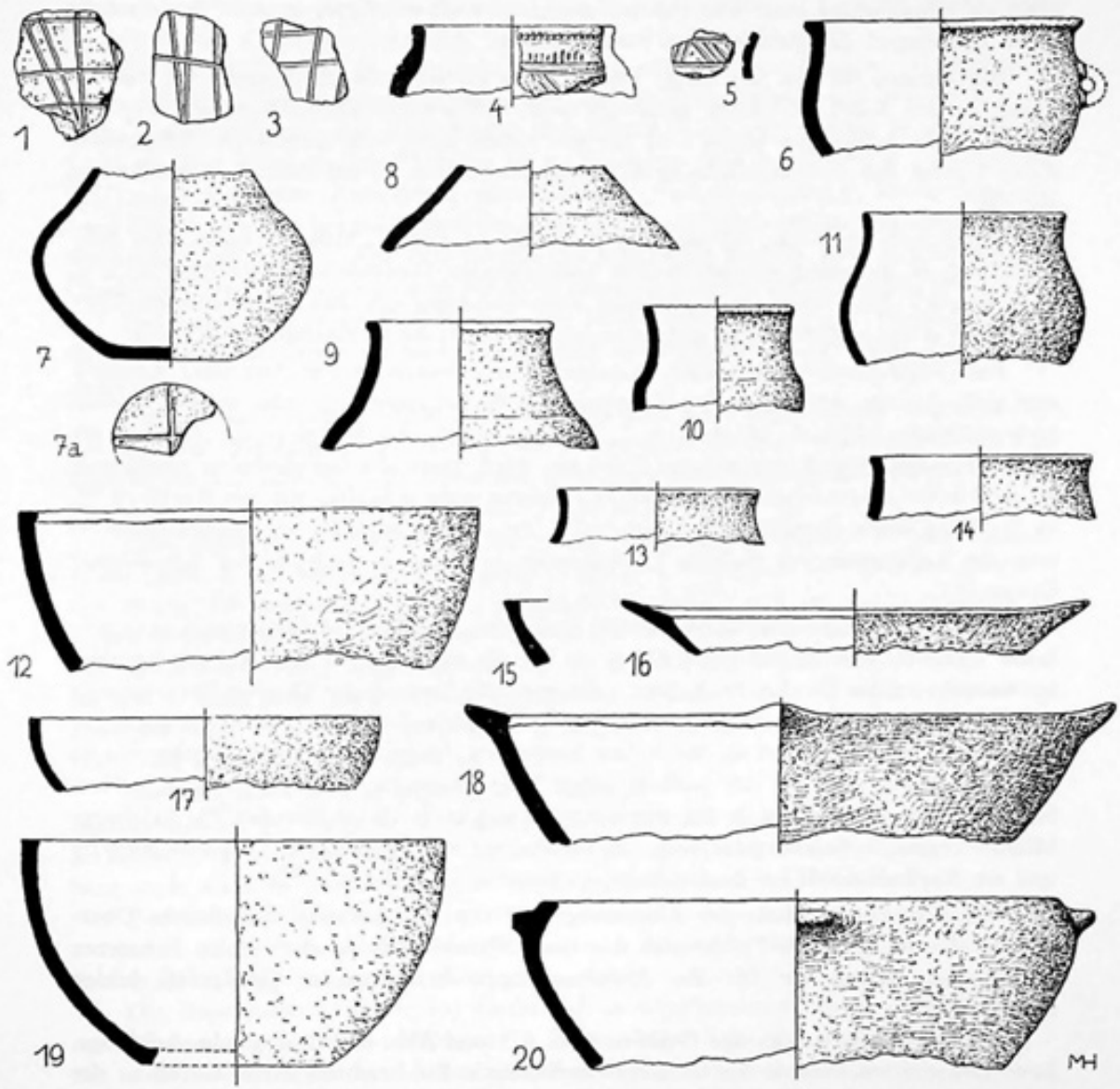


Abb. 6. Salzburg-Morzg. Untere Wohnstelle W 1 (A). 1/3 n. Gr.

ihre fast verzierungslose Keramik unterscheidet, beschränkt ihre Dekoration fast lediglich auf eine Leiste, die sich am Gefäßrand aufreiht [15]), wie Fingertupfenleisten (Arkadenreihen). Diese finden sich freilich ebenso in der Mondseegruppe. Sie sind dort aber reichlich von Ziergefäßen mit Tiefstichmustern begleitet, die der Altheimergruppe fehlen. Die wenigen echten Tiefstichscherben (kaum ein halbes Dutzend) aus Salzburg können

nicht als Niederschlag einer hier sich entfaltenden Mondseegruppe, sondern nur als fallweise Einbringsel der gleichzeitigen Nachbargruppe gelten.

Bezeichnend für den Sitz dieser Tupfenleisten an der Altheimerkeramik ist, daß sie streng an den Rand der Töpfe gebunden sind. Die weitere Verwendung der Tupfenleisten in die Bronzezeit hinein und darüber hinaus zeigt eine allmähliche Absenkung dieser Leisten auf die Gefäßschulter hinunter, wie dies z. B. auf Abb. 5, 5 aus Morzg zutrifft.

Wenn auch unter der vorliegenden Keramik ein reines „Altheim" nicht zum Ausdruck kommt, so zeigen die relativ sehr hochliegenden Tupfenleisten (wie Abb. 4, 1, 3, 5, 7) deutlich ihren entwicklungsmäßigen Zusammenhang mit dem bezeichnenden Ziermotiv der Altheimergruppe an und verweisen auf die frühe Bronzezeit der Stufe A.

Eine Begleiterscheinung dieser randnahen Tupfenleisten an der Altheimer Keramik sind auch die sehr hoch sitzenden Knuppen und Buckel, vereinzelt oder in die Tupfenleiste eingebaut (Abb. 6, 20, Abb. 5, 2, 3, 4, 7, 9—11); den Buckel in die Tupfenleiste eingesetzt zeigt Abb. 5. 6. Letzteres Ziermotiv wird, gegen die Gefäßschulter absinkend, in der älteren Bronzezeit auch ansonst in Salzburg recht geläufig, wie am Rainberg [16]), in Salzburg-Mülln [17]), Salzburg-Liefering [18]), am Sinnhubschlößl bei Bischofshofen [19]) und am Falkenstein bei Krimml [20]). Zahlreich erscheint es auch in der Straubinger Gruppe [21]).

Neben den randnahen Tupfenleisten findet sich in gleicher Position auch eine einfache Tonleiste mit Dreieckprofil (Abb. 4, 2), die gleichfalls in der Altheimergruppe zu wurzeln scheint [22]). Sie wird dann auch von der Straubinger Gruppe übernommen und lebt damit in die ältere Bronzezeit fort [23]). Da sie auf Abb. 4, 2 noch knapp unter dem Rand sitzt, wird man sie der frühen Bronzezeit, Stufe A, zuweisen können. Sie ist in dieser Stufe auch in der salzburgischen Frühbronzezeit nicht selten anzutreffen. So tritt sie in Erscheinung in doppelter Anordnung in Salzburg-Maxglan [24]), Salzburg-Mülln [25]), und in Salzburg-Liefering in Verbindung mit eingefügten Lappenbuckeln [26]) und am Sinnhubschlößl bei Bischofshofen in derselben Kombination [27]).

Aus dem Formenschatz der Altheimergruppe erwächst auch der zylindrische Oberteil des Topfes (Abb. 4, 7), der sich mit einer Wandeinziehung nach unten fortsetzen dürfte und sodann ein für die Altheimergruppe bezeichnendes Großgefäß bilden könnte [28]).

Weiters zeigen sich an den Gefäßen Abb. 4, 1 und Abb. 6, 4, 5 deutliche Anklänge, bzw. Dekorationselemente der Glockenbecherkeramik. Ein beachtenswertes Gefäß ist der Topf Abb. 4, 1. Die hochsitzende Tupfenleiste erinnert an die Altheimergruppe, die Schulterverzierung aber an die Glockenbecherdekoration durch ihren Zonencharakter der waagrechten Striche und das Verzierungselement der senkrechten Strichelchen in der oberen Zwischenzone. Wesentliche Verwandtschaft dazu zeigt auch das kleine Töpfchen (Abb. 6, 4) mit der waagrechten Strichzone und den senkrechten, anscheinend metopenartig angeordneten, vertikalen Strichelchen. Hier tritt auch eine Zone mit Schrägstrichen von der Art auf, wie sie sich alternierend auch auf Abb. 6, 5 finden. Auf die Zusammenhänge von Abb. 6, 4, 5 mit der Glockenbechergruppe habe ich bereits 1942

hingewiesen [29]). An entfernteren Bezugsstücken sei hingewiesen auf Lenzing, B. A. Bogen in Bayern [30]), Wien-Bisamberg und Groß-Höflein im Burgenland [31]).

Zu den vorstehend festgestellten Anklängen an die Glockenbecher sei ergänzend betont, daß wir unter einem Felsüberhang am Hellbrunnerberg, von Morzg $1^1/_2$ km gegen Süden entfernt, eine neolithische Wohnschicht festgestellt haben, in der sich ein Glockenbecher gefunden hat [32]). Dazu ist zu bemerken, daß aus dem Tal von Reichenhall, einer westlichen Ausweitung des Salzburger Beckens bis heute Bruchstücke von zwei Glockenbechern bekannt geworden sind, von denen eines sich im Museum von Bad Reichenhall befindet [33]). Aus dem Bereich des Salzburger Beckens sind also bereits drei Glockenbecherfunde bekannt, eine beachtenswerte Massierung am Nordrand der Alpen.

Die bisher genannten Gefäßformen mit ihren Anklängen an die Altheimergruppe und die Glockenbecherkultur sind dem Bereiche der Bronzezeitstufe A nach P. Reinecke einzuweisen.

Die „Urnen"-Formen (Abb. 6, 7, 8, 9) mit dem leicht angedeuteten Schulterabsatz können hier ebenfalls dieser Kulturstufe eingewiesen werden. Beachtenswert ist das Bodenkreuz auf Abb. 6, 7. Es findet sich ebenfalls schon im Glockenbecherkreis Niederösterreichs am Föllik bei Groß-Höflein [34]) und in Ragelsdorf [35]).

Eine ebenfalls in Niederösterreich stark vertretene Gefäßform ist die Henkelschale (Abb. 5, 1). Sie setzt im Burgenland schon in der späten Glockenbecherphase [36]) ein, macht sich bemerkbar in der Wieselburgergruppe [37]) und ist stark vertreten im Typus Unterwölbling [38]). Auch diese Form ist für die frühe Bronzezeit bezeichnend und hier als östliche Komponente aufzufassen, die in Salzburg erstmals nachweisbar wird. Sie scheint nicht weiter nach Westen auszugreifen und zeigt sich auch nicht in Straubing. Ebenfalls dieser Kulturstufe gehören auch die Schüsseln (Abb. 6, 12, 15, 17, 19) mit waagrecht abgeschnittenem Rand an.

Auch die Schüsseln mit ausgelapptem Rand (Abb. 6, 16, 18) dürften diesem Fundzusammenhang der früheren Bronzezeit angehören und könnten einem Einfluß der Straubinger Gruppe entsprechen [39]), wozu bemerkt wird, daß diese Form auch in Salzburg auch schon in einem Hügelgrab der Hügelgräberbronzezeit auftritt [40]).

Das kleine Töpfchen (Abb. 4, 17) mit seinem knapp unterhalb des Randes ansetzendem Henkel kann der Bronzezeitstufe A eingereiht und als Einwirkung der Straubinger Gruppe angesehen werden [41]).

Die Bogenleiste (Abb. 4, 13) findet sich in älterbronzezeitlichem Zusammenhang auch schon in St. Georgen i. Pinzgau [42]). Etwas jünger kann das Großgefäß Abb. 5, 5 mit seiner schon tief an der Schulter sitzenden Tupfenleiste eingestuft werden, das schon in die mittlere Bronzezeit heraufrückt, ohne daß eine schärfere Zuweisung zu geben ist.

Allgemein älterbronzezeitlich und in Salzburg schon anderweitig vorhanden sind auch die unregelmäßigen Strichmuster der Abb. 6, 1—3 sowie die Vertikalstriche auf Abb. 4, 11.

So zeigt die Keramik noch Nachwirkungen vom Ausgang der Jungsteinzeit und zwar der Altheimergruppe und Glockenbecherkultur. In ihrer Gesamtheit gehört sie aber der frühen Bronzezeit der Stufe A an. Ihr Ende scheint noch in die Stufe B überzugreifen.

In konstruktiver Hinsicht liegt mit Rücksicht auf die Rechteckform des Wohngrundrisses und die Spuren von Hüttenbewurf wohl ein Bau aus Rundholz vor. Von Pfostenlöchern wurden keine Spuren gefunden.

B. Obere Wohnstelle W 2 (B)

Auf die Wohnstelle W 1 (A) folgt, durch eine sterile Schwemmschicht getrennt, darüber liegend die Wohnstelle W 2 (B) (Abb. 1 und 2). Ihre Breite ist ca. 9 m, die

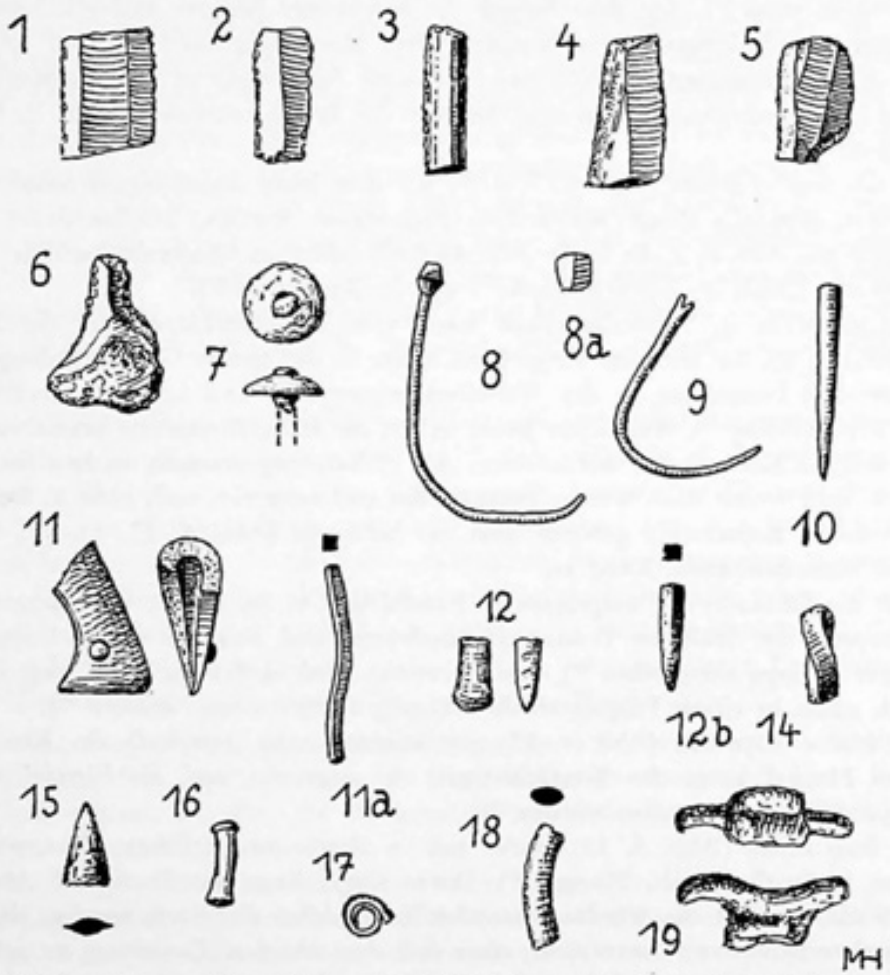


Abb. 7. Salzburg-Morzg. Obere Wohnstelle W 2 (B). Funde: Stein, 1—6; Bronze, 7, 8, 9, 13—19; Bein, 10. $^{2}/_{3}$ n. Gr.

erhaltene Länge ca. 35 m. Im Querschnitt zeigt sich die Sohle ebenfalls flach eingemuldet. Pfostenlöcher waren nicht vorhanden. Die Durchsetzung der Fundschicht an Keramik waren ziemlich gleichmäßig. Die Bronzeschlacken waren in Nestern verteilt, die stark mit Holzkohle durchsetzt waren. Nachfolgend die Funde.

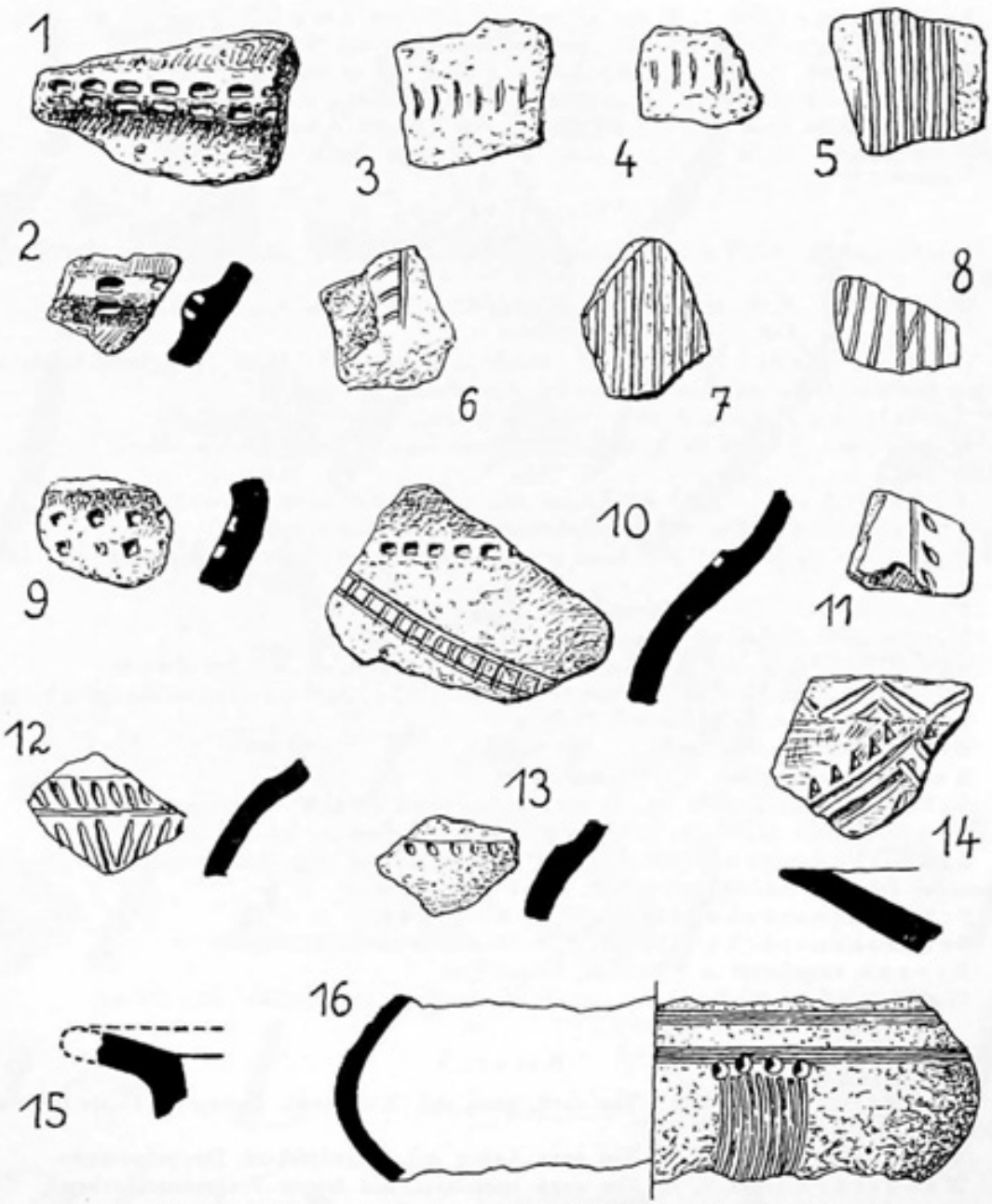


Abb. 8. Salzburg-Morzg. Obere Wohnstelle W 2 (B). Keramik $^{2}/_{3}$ n. Gr.

Steingeräte.

Spanklinge (Abb. 7, 1) aus grauem Silex mit Gebrauchsretuschen, 2.5 lang, 1.7 cm breit.

Messerchen (Abb. 7, 2) aus grau und und rotbraun gebändertem Silex, 2.3 lang, 1.0 cm breit.

Messerchen (Abb. 7, 3) aus gebändertem Silex, einschneidig, 2.6 lang, 0.8 cm breit.

Spanklinge (Abb. 7, 4) aus grauem, gebändertem Silex, 2.7 lang, 1.2 cm breit.
Spanklinge (Abb. 7, 5) aus grauem Silex, 2.2 lang, 1.3 cm breit .
Bohrer (Abb. 7, 5) aus grauem Silex, 2.2 lang, 1.3 cm breit.
Klopfstein (Abb. 11, 10) aus graugrünem Amphibolit, 6.3 cm lang.
Klopfstein (Abb. 11, 12) aus rotbraunem Quarzit, 8.5 cm lang.
Reibplatte (Abb. 11, 11) Läufer, aus körnigem Gneis, 7.5 cm lang.

Metallgeräte.

Nadel (Abb. 7, 7) mit gewölbtem Scheibenkopf, Schaft durchgezogen, Kopfdurchm. 1.4 cm.
Nadel (Abb. 7, 8) mit doppeltkegeligem Kopf mit feiner Riefung, 6.5 cm lang.
Nähnadel (Abb. 7, 9) 5.5. cm lang.
Bronzeschwert (Abb. 7, 11). Bruchstück vom Griff eines Vollgriffschwertes mit rundem Heftausschnitt und Niete. Länge der Außenkante 2.7 cm.
Nadelschaft (Abb. 7, 11 a) von Vierkantnadel, 3.5 cm lang.
Bronzemeißel (Abb. 7, 12). Schneidenteil mit seitlichen Kerben. Breite 0.7 cm, erhaltene Länge.
Zierblech (Abb. 7, 8 a) mit Längs- und Querstrichen (Leitermuster).
Spitze (Abb. 7, 12 b) von Vierkantnadel, 1.9 cm lang erhalten.
Bronzestab (Abb. 7, 14), leicht gebogen und tordiert, wohl von Armreif. erh. Länge 1.6 cm.
Spitze (Abb. 7, 15) von Lanze, erh. Länge 1.5 cm.
Niete (Abb. 7, 16) aus Bronze, 1.6 cm lang.
Spirale (Abb. 7, 17) aus Bronzedraht von Schmuckstück, Durchm. 0.8 cm.
Armreif (Abb. 7, 18), Querschnitt flachoval, erh. Länge 2.2 cm, Stabbreite 0.5 cm.
Bronzedraht, 5 Stücke von Nadeln.
Bronzeblech, 5 Stücke.
Angußstück (Abb. 7, 19) aus Bronze.
Schmelzstück (Abb. 11, 1) aus Kupfer, ungeformt, 3.8 cm lang.
Bruchstück (Abb. 11, 2) von Gußkuchen aus Kupfer, 3.3 cm lang.
Schlackenstücke (Abb. 11, 3, 4) mit Abdrücken von Holzspänen, die zum Abziehen der flüssigen Schlacke verwendet wurden.
Schlackenstücke (Abb. 11, 5, 6), nierenförmig.
Schlackenstücke (Abb. 11, 7, 8, 9). Konzentrationsschlacke.
Bronze, ungeformt in 5 Stücken, Schmelzgut.
Gußtropfen (Gußspritzer), 176 Stück, rundlich, Durchmesser 0.3—0.8 cm.

Keramik.

Wandstück (Abb. 8, 1), Ton derb, grau, mit Kanlksand gemagert. Leiste mit eingedrückten Doppelpunkten.
Wandstück (Abb. 8, 2), Ton grau, Leiste mit eingedrückten Doppelpunkten.
Wandstück (Abb. 8, 3), Ton grau, mittelfein, mit feinen Fingernagelkerben.
Wandstück (Abb. 8, 4), Ton mittelfein, mit Fingernagelkerben.
Wandstück (Abb. 8, 5), Ton feinsandig, gelbbraun, senkrechtes Strichmuster.
Wandstück (Abb. 8, 6), Ton fein, grau, mit senkrechtem Strichen und kurzen Querstrichen (Leitermuster?).
Wandstück (Abb. 8, 7, 8), Ton fein, grau, mit senkrechten Strichmustern.
Halsstück (Abb. 8, 9), Ton derb grobsandig, braun, doppelte Reihe kantiger Punkte
Wandstück (Abb. 8, 10), Ton feinsandig, innen grau, außen rotbrauner Feinüberzug, geglättet. Unter dem Schulterabsatz Punktreihe. Schräg über die Schulter Leitermotiv (zwischen zwei Leitlinien Sprossen).

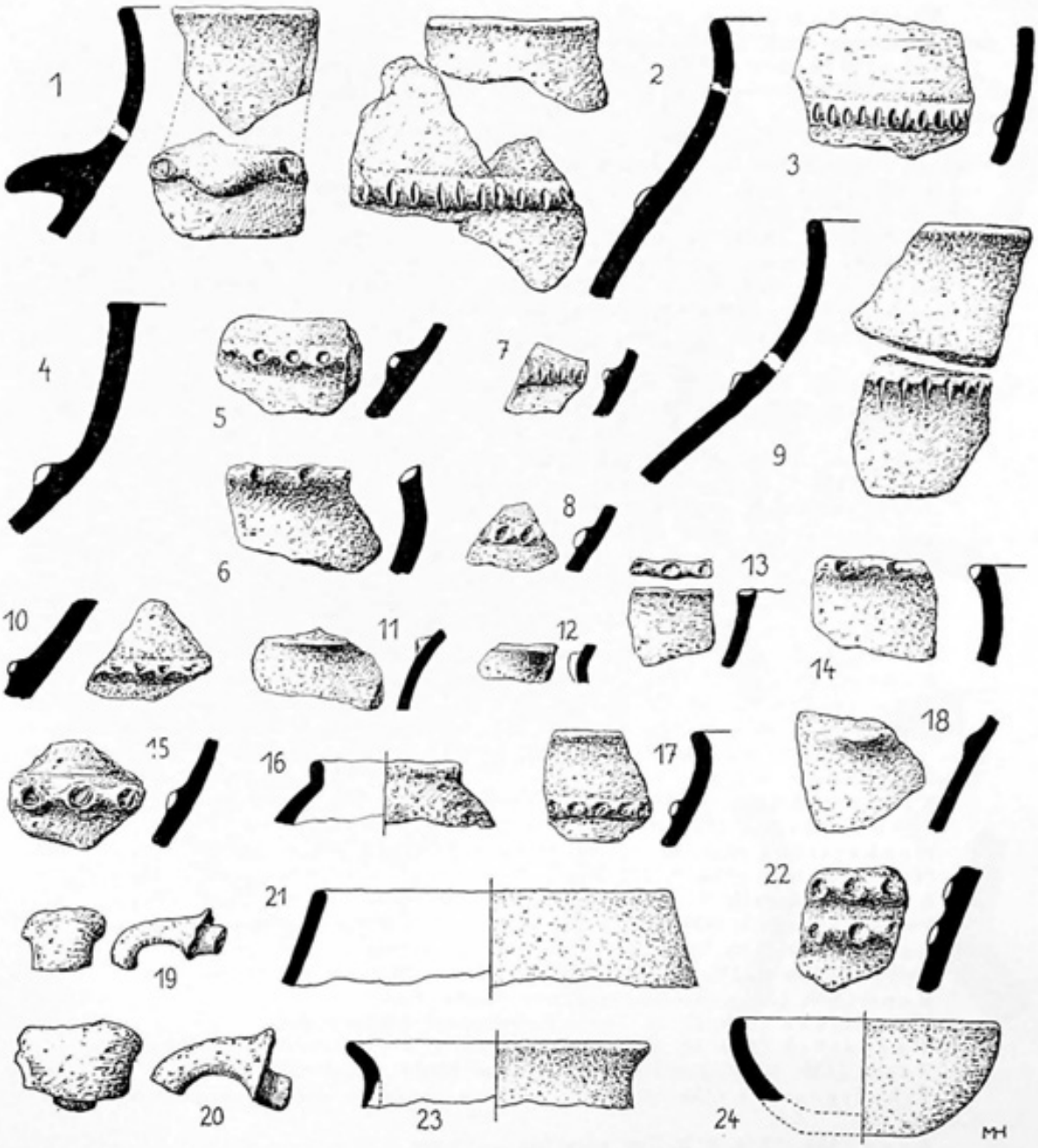


Abb. 9. Salzburg-Morzg. Obere Wohnstelle W 2 (B). Keramik $^1/_3$ n. Gr.

Wandstück (Abb. 8, 11), Ton sehr fein, innen grau, außen Feinüberzug mit Glättung. Senkrechter Strich mit Kornstichen.

Schulterstück (Abb. 8, 12), Ton fein, rotbraun, Strichzonenverzierung.

Schulterstück (Abb. 8, 13), Ton fein, graubraun. Unterm Schulterabsatz Kornstich.

Randstück (Abb. 8, 14), von weitmündiger Schüssel. Ton fein, graubraun, Rand waagrecht abgeschnitten. Auf dem Rand Zickzackmuster. Darunter ähnlich mit Dreieckpunkten.

Randstück (Abb. 8, 15), Ton mittelfein, grau mit Innenkante. Bauchstück.

Feingefäß (Abb. 8, 16), Ton feinsandig graubraun. Außenseite geglättet. An der Schulter waagrechte Zonen aus je drei Strichen. Darunter Metopenverzierung aus je 9 senkrechten Strichen, darüber 4 große Punkte.

Randstück (Abb. 9, 1), von „Urne". Ton derb, graubraun. Oberfläche großporig, an der Schulter Fingertupfenleiste mit Lappenbuckel.

Randstück (Abb. 9, 2), von „Urne". Ton derb, grau, an der Schulter Leiste mit Kerben.

Halsstück (Abb. 9, 3), von „Urne". Ton derb, graubraun, Schulterleiste mit Kerben.

Randstück (Abb. 9, 4), von „Urne". Ton derb, graubraun, Schulterleiste mit Fingertupfen.

Schulterstück (Abb. 9, 5), Ton mit Kalksand gemagert. Leiste mit Rundstabkerben.

Rand (Abb. 9, 6), Ton derb, grau mit Randkerben.

Schulterstück (Abb. 9, 7), Ton derb, grau mit Druckkerben.

Schulterstück (Abb. 9, 8), Ton derb, graubraun mit Tupfenkerben.

Randstück (Abb. 9, 9), Ton derb, grau mit Schnittkerben.

Schulterstück (Abb. 9, 10), Ton derb, mit Kerbleiste.

Schulterstück (Abb. 9, 11), Ton fein mit Leistenbuckel.

Schulterstück (Abb. 9, 12), Ton fein grau, Zierbuckel.

Randstück (Abb. 9, 13), Ton mittelfein, grau, Fingertupfen auf dem Rand.

Randstück (Abb. 9, 14), Ton derb, rotbraun, Randtupfen seitlich.

Schulterstück (Abb. 9, 15), Ton derb, grau mit groben Tupfenleisten.

Randstück (Abb. 9, 16), von Töpfchen, starkwandig mit kurzem Stehrand. Ton grau, stark versintert. Die Innenseite rauh mit grünen, malachitartigen Ausblühungen bedeckt. Tiegelgefäß, Randw. 6. 2cm.

Randstück (Abb. 9, 17), Ton derb, graubraun, mit Tupfenleiste.

Schulterstück (Abb. 9, 18), Ton mittelfein mit Zierbuckel.

Henkelstück (Abb. 9, 19), Ton derb, graubraun, mit Einsatzzapfen.

Henkelstück (Abb. 9, 20), Ton derb, graubraun, mit Einsatzzapfen.

Randstück (Abb. 9, 21), Ton mittelfein, grau, Randweite 14.5 cm.

Schulterstück (Abb. 9, 22), Ton derb, graubraun mit doppelter Tupfenleiste.

Randstück (Abb. 9, 23), Ton derb, grau mit leichter Randauslage.

Schale (Abb. 9, 24), Ton derb, rotbraun, Randw. 10.7, Höhe ca. 5 cm.

Rand (Abb. 10, 1), Ton fein, graubraun, Randw. 6.5 cm.

Wandstück (Abb. 10, 2), Ton derb, braun mit Schulterbuckel.

Wandstück (Abb. 10, 3), Ton derb, graubraun mit senkrechten Zierstrichen.

Tasse (Abb. 10, 4), Ton fein, graubraun mit Henkel. Durchm. 7.3 cm.

Schulterstück (Abb. 10, 5), Ton mittelfein, graubraun, mit drei waagrechten, breiten Furchen.

Rand (Abb. 10, 6, 7, 8) Ton mittelfein graubraun.

Rand (Abb. 10, 9), Ton derb, graubraun.

Rand (Abb. 10, 10), Ton mittelfein, graubraun.

Rand (Abb. 10, 11), Ton fein graubraun.

Rand (Abb. 10, 12), Ton fein graubraun.

Rand (Abb. 10, 13), Ton mittelfein, grau, Rand waagrecht abgeschnitten.

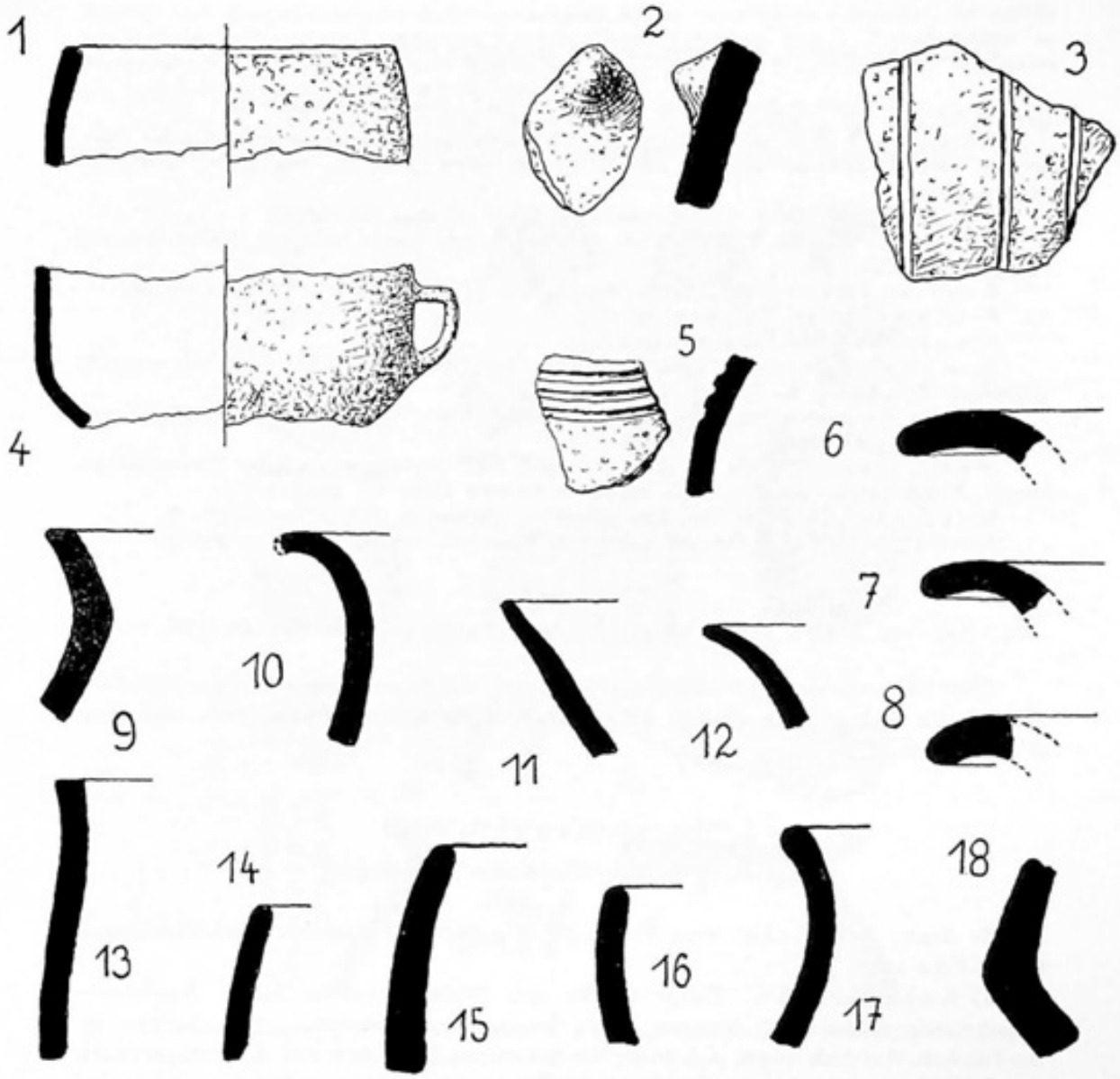


Abb. 10. Salzburg-Morzg. Obere Wohnstelle W 2 (B). Keramik. $^2/_3$ n. Gr.

Rand (Abb. 10, 14), Ton fein, grau.
Rand (Abb. 10, 15), Ton derb, graubraun.
Rand (Abb. 10, 16), Ton mittelfein, grau.
Rand (Abb. 10, 17), Ton mittelfein, graubraun.
Wandstück (Abb. 10, 18), Ton derb, graubraun mit Bauchkante.

Knochen.

Pfriemen (Abb. 7, 10), Spitzenteil, 3.5 cm lang, 0.4 cm stark.

Weitere Funde aus dem Oberboden der Grabungsfläche.

Wandstück (Abb. 11, 13) aus Graphitton mit breitem Kammstrich, latènezeitlich. Dazu gehören noch 15 keltische Scherben aus Graphitton, zwei davon mit verdicktem Rand, die anderen glatt.

Bronzenadel (Abb. 11, 16), ruderförmig, 7.6 cm lang, römisch.

Rand (Abb. 11, 14), Ton mittelfein, schwärzlich, sehr porös, leicht mit Wellenband und Fettglanz, römisch.

Rand von Sigillata-Tasse, am ausgelegten Rand gestieltes Blatt in Barbotinetechnik.

Bruchstück von Tonlampe, rottonig.

Bruchstück von Heizziegel (tubulus).

Münze aus Bronze, sehr schlecht erhalten. Zeit 100—270 n. Chr. Jedenfalls vor 270 (Aurelian). Bestimmung H. Koblitz.

Münze aus Bronze, schlecht erhalten. Geprägt in Siscia. Vielleicht Maximinus Daza, etwa 305. Bestimmung. H. Koblitz.

Wandstück (Abb. 11, 17), Ton derb, grau bis rotbraun, mit grobem Quarzsand gemagert. Frühmittelalterlich, 7.—8. Jh. Dazu ein weiteres Stück der gleichen Art.

Wandstück (Abb. 11, 18), Ton graubraun, glimmerig, fest gebrannt. 10. Jh.

Bruchstück von Becher aus grünlichem Glas mit Noppen. Spätmittelalterlich.

Tierreste.

1 Zahn von Ziege, 2 Hauer vom Hausschwein, 1 Augensprosse vom Hirsch (Abb. 11, 15).

Über die vorliegenden Verhüttungsreste folgt ein Fachgutachten von Ernst Preuschen, dem ich für dessen liebenswürdige Beistellung meinen verbindlichsten Dank zum Ausdruck bringen will.

Verhüttungsreste
aus der bronzezeitlichen Siedlung Morzg.

Es liegen Rohschlacke, feine Plattenschlacke, ferner Futterlehm eines metallurgischen Ofens vor.

a) Rohschlacke. Einige Stücke der typisch bronzezeitlichen Kupferrohschlacke, wie solche durch blasigen, wenig homogenen Schmelzfluß gekennzeichnet ist. An frischem Anbruch zeigen sich meist die bekannten Tröpfchen von Kupfermatte, wie sie als Verhüttungsverlust in der zu wenig flüssigen Schlacke zurückblieben. Auch sind gelegentlich grüne Ausblühungen zu sehen; sie entstanden durch Umwandlung des fein verteilten Mattegehaltes in das basische Kupferkarbonat.

Format der Stücke: maximal doppelte Nußgröße.

b) Feine Plattenschlacke. Drei kleine Stücke dieser sehr homogenen, dünnplattigen Schlacke.

Erläuterungen zu a) und b): Beim 1. Prozeß (Erz → Matte) fällt neben der (wirtschaftlich wertlosen) Rohschlacke als Zwischenprodukt die Kupfermatte, d. i. ein Gemisch von

Kupfer- und Eisensulfiden. Diese Matte hat noch keinen metallischen Charakter, ist spröde wie das Erz und muß nach geeigneter Vorbehandlung (Totrösten) dem 2. Prozeß (Matte → Schwarzkupfer) unterworfen werden. Außer dem Endprodukt Schwarzkupfer fällt dabei als wirtschaftlich wertlos die Feine Plattenschlacke.

c) Futterlehm. Zahlreiche kleine Stücke von Futterlehm, die alle Übergänge von der bloßen Verfärbung über Frittung und Sinterung bis zu vollständiger Ver-

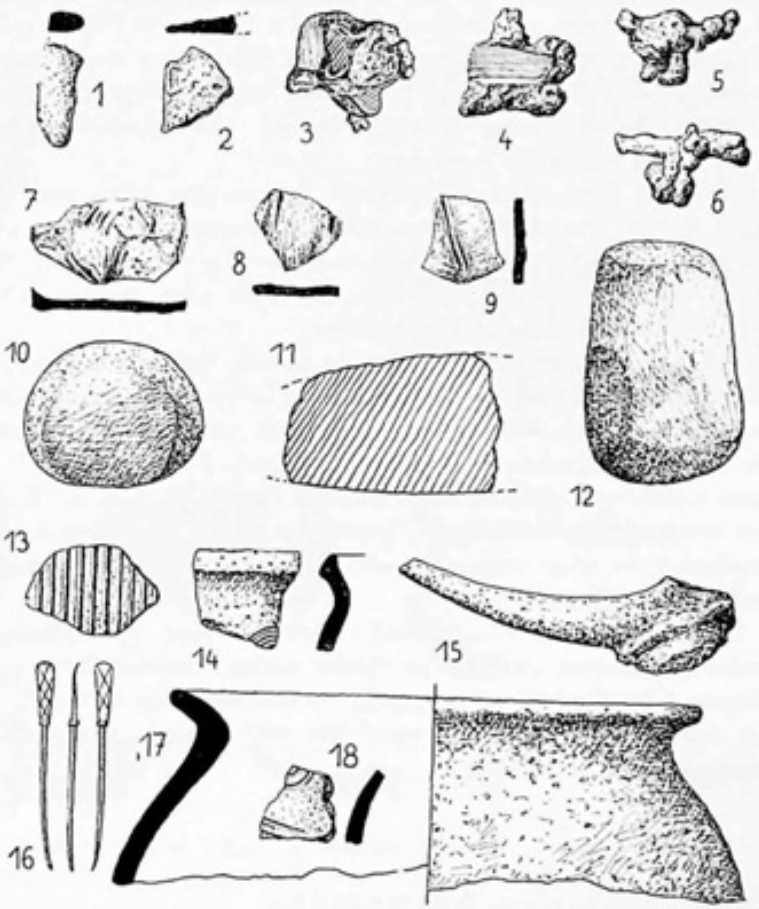


Abb. 11. Salzburg-Morzg. Obere Wohnstelle W 2 (B). 10—12: Stein; 2: Kupfer; 1, 16: Bronze; 3—9: Schlacke; 13, 14, 17, 18: Keramik; 15: Horn. 1/3 n. Gr. — Die Funde 13, 14, 16—18 lagen über der Wohnschicht.

schlackung zeigen. Daß auch dieser Futterlehm von einer Kupferverhüttung herrührt, ist dadurch dargetan, daß sich an manchen Stücken grüne Ausblühungen zeigen, wie sie durch die Umwandlung von Matteteilchen, die sich in das Lehmfutter gezogen hatten, entstanden.

Erläuterung: Die primitiven Schachtöfen der Bronzezeit wurden trocken aus lagerhaften Steinen erstellt. Die Schachtröhre wurde im Sinne der Erzielung einer glatten Innensicht mit

(möglichst feuerfestem) Lehm ausgekleidet, dem Lehmfutter. Das hiezu verwendete Material nennt man Futterlehm.

Der Tatsache, daß sich in der Siedlung einwandfreie Rücklässe einer Kupferverhüttung zeigten, steht eine andere Tatsache gegenüber: Von einem „Hüttenboden" war nach Bericht des Ausgräbers nichts zu merken.

Erläuterung: Ein Schmelzplatz weist in der Fläche von etwa 50 m² tiefschwarzen Boden in der Mächtigkeit um 10 cm auf, der aus feinsten, mulmigen Resten von Schlacke, Matte, metallischem Kupfer, Holzkohle und anderen organischen Reststoffen besteht („Hüttenboden").

Die Schlackenmenge dieser Siedlung war nach Mitteilung des Ausgräbers absolut geringfügig, etwa 10 bis 15 kg. Die Stücke waren in der Kulturschicht verstreut. Eine geschlossene Schlackenhalde, deren Kubatur an den bronzezeitlichen Schmelzplätzen bis zu etwa 20 m³ geht, war nicht vorhanden.

Somit kann in der Siedlung nicht verhüttet worden sein. Diese spärlich gefundenen Verhüttungsreste müssen von einem Schmelzplatz herangebracht worden sein. Es ist unklar, zu welchem Zwecke dies geschehen sein mochte. Als Magerung für die keramische Erzeugung kann das Material nicht gedient haben. Auch wäre durch eine solche Version der erhebliche Anteil an Futterlehm nicht erklärt.

Wir entbehren aber nicht der Parallelen zu diesem Befund. In den 38 Jahren, die ich nun bei der Altbergbauforschung bin, erlebte ich es schon mehrmals, daß in einem so verhüttungsfremden Milieu, wie es bronzezeitliche Aufbereitungshalden („Scheidehalden") sind, Schlackenstückchen vorkamen. Dazu zwei Beispiele.

Bei unseren Grabungen auf den Scheidehalden der Kelch-Alm bei Kitzbühel erhielten wir immer wieder vereinzelte kleine Stücke der feinen Plattenschlacke. Der nächstgelegene Schmelzplatz ist aber etwa 1 km entfernt und in wesentlich geringerer Seehöhe (Höhenunterschied etwa 250 m).

Bei der 1961 auf den bronzezeitlichen Scheidehalden von Vetriolo (Trentino) geführten Grabungen kamen zwei kleine Stücke feiner Plattenschlacke zum Vorschein. Der nächstgelegene Schmelzplatz ist dort nicht weniger als 5 km entfernt.

Es drängt sich die Vermutung auf, man habe solchen Verhüttungsrücklässen irgendeine besondere Bedeutung beigemessen.

Ernst Preuschen.

Auswertung

Silexgerät ist, wenn auch etwas spärlicher als in der unteren Wohnstelle W1 (A) in der oberen Wohnstelle W 2 (B) mit 6 Stück vertreten; sein Fortleben in die Bronzezeit wird auch in Salzburg immer wieder nachweisbar.

Die Reste der Keramik durchlaufen in wechselnder Stärke so ziemlich die ganze Dauer der Bronzezeit und greifen noch in die Urnenfelderzeit über. Der Wende der Jungsteinzeit zuzuteilen ist das Halsstück (Abb. 8, 9) mit der doppelten Punktreihe unter der Randausladung. Waagrechte Doppelreihen runder oder eckiger Punkte zeigen sich in Salzburg schon am Ende der Jungsteinzeit in Mattsee [43]), am Tannberg bei Köstendorf [44]) und am Sinnhubschlößl bei Bischofshofen [45]). Ähnlich erscheint die dop-

pelte Punktreihe auch am Grillberg [46]), Hellbrunnerberg [47]) und in Maxglan [48]), womit auch schon ein Fortleben in die ältere Bronzezeit angedeutet ist.

Recht deutlich tritt das Zierelement solcher Punktreihen auch weit im Westen in Graubünden auf der Höhensiedlung „Crestaulta" in Erscheinung [49]), worauf ich 1952 hingewiesen und dabei inneralpine Verkehrsbeziehungen in ostwestlicher Richtung angedeutet habe [50]). Inwieweit sich solche Verbindungen auch nach Osten ins obere Murtal

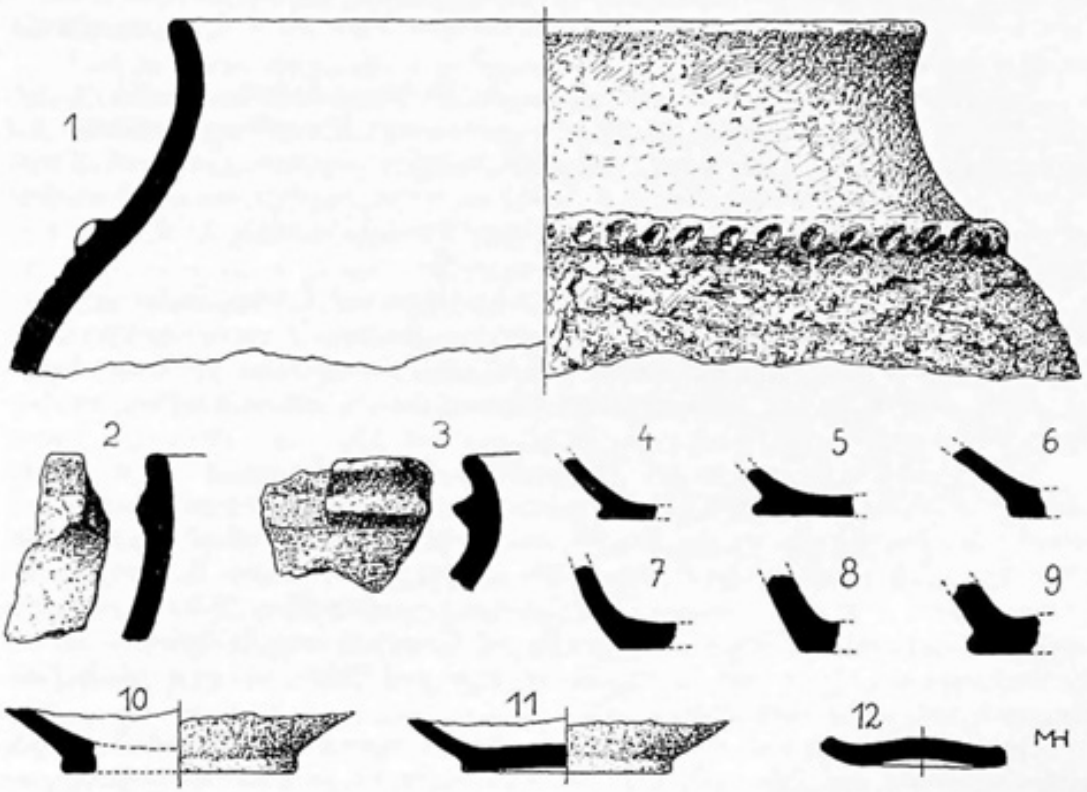


Abb. 12. Salzburg-Morzg. Obere Wohnstelle W 2 (B). 1—12: Keramik. $^1/_3$ n. Gr.

bei Judenburg-Pölshals [51]) in der Steiermark oder nach Wolfsberg-Strappelkogel [52]), Keutschachersee [53]) und St. Canzian [54]) in Kärnten erstrecken, woselbst sich solche Punktreihen zur älteren Bronzezeit zeigen, wäre näherer Untersuchung wert.

Älterbronzezeitlich (also Steinzeit der Stufe A und Übergang in Stufe B) sind die Zierleisten mit gedoppelten Rechteckpunkten (Abb. 8, 1, 2). Eine nahe Entsprechung findet sich in Karlstein bei Reichenhall [55]). Das Ziermotiv ist der Straubinger Kulturgruppe geläufig [56]), lebt aber in der Hügelgräberbronzezeit weiter [57]). Auch die Schulterleiste mit Kreispunkten findet sich wieder in der frühbronzezeitlichen Wohnschicht in Oberndorf an der Salzach [58]). Der älteren Bronzezeit entsprechen auch die doppelten Schulterleisten

mit Fingertupfen (Abb. 9, 22) sowie die Fingertupfenleisten mit eingeschalteten Lappenbuckeln (wie Abb. 9, 1), wie dies auch für die Straubinger Gruppe zutrifft.

Hier einzureihen sind auch die derben, unregelmäßigen Strichfurchen (wie Abb. 8, 5, 7, 8 und Abb. 10, 3), die auch in der unteren Wohnschicht W 1 (A) (Abb. 4, 11 und Abb. 5, 1, 2, 3) vorkommen, ebenso die breiten, waagrechten Schulterstriche (Abb. 10, 5).

In die Hügelgräberzeit (Stufe B) sind zu verweisen die Kornstichreihen (Abb. 8, 11, 13), das Leitermotiv (Abb. 8, 10) und die Gefäße mit Schulterleisten (Abb. 9, 2, 3, 4, 7, 8, 10, 15, 17), sowie die ausgelegten Schalenränder (Abb. 10, 6, 7, 8), die schon in der Straubinger Gruppe einsetzen.

Bezeichnend für die Urnenfelderzeit sind der Rand mit Innenkante (Abb. 8, 15), das geknickte Wandstück (Abb. 10, 18), das wohl einem Doppelkonus angehört, wie einem solchen auch der einziehende Rand (Abb. 9, 21) zuzuweisen sein wird. Dieser Periode gehört auch das Feingefäß (Abb. 8, 16) an, wobei anzuführen ist, daß in nächster Fundnähe im Rest einer urnenfelderzeitlichen Wohnschicht (Abb. 1, W 3) ein ähnlich verzierter Gefäßscherben zutage gekommen ist [59]).

Solche Zierweisen aus großen, flachen Kreispunkten und Strichen finden sich nicht selten in Tirol, wie z. B. aus Wilten [60]), wie denn ja die enge Verwandtschaft zwischen den urnenfelderzeitlichen Kulturgruppen in Tirol und Salzburg schon des öfteren betont und durch die Bezeichnung „Hötting-Morzg-Gruppe" von R. Pittioni deutlich zum Ausdruck gebracht worden ist [61]).

Als neu und fremdartig in der salzburgischen Urnenfeldergruppe ist der flache Teller- oder Schüsselrand (Abb. 8, 14) zu bezeichnen. Als Bezugstück sei zunächst verwiesen auf eine solche Form und Dekoration aus der Rheinpfalz, die P. Reinecke der Frühhallstattzeit Süddeutschlands zuweist [62]), also eine Einreihung, die seinem den Hallstattstufen A und B, bzw. der Urnenfeldergruppe entspricht. Weitere Vergleichstücke seien genannt aus Hanau in Hessen [63]) und Unteröwiesheim in Baden [64]), um das Verbreitungs- und Herkunftgebiet anzudeuten. Form und Dekoration zeigt sich in Salzburg auch noch in der Hallstattstufe C [65]).

So ist die Keramik noch verwurzelt in der älteren Bronzezeit, durchläuft die Hügelgräberbronzezeit und läßt auch noch die Urnenfelderzeit in Erscheinung treten, ein Kulturablauf, wobei fließende Übergänge in Erscheinung treten.

Bemerkt sei, daß in der Menge von Tonscherben auch ein paar nicht näher zu bestimmende Stücke vorliegen, die Schlackenkörner enthalten.

Unter den Bronzegegenständen ist die Nadel mit aufgewölbtem Scheidenkopf, der vom Schaft durchzogen ist (Abb. 7, 7) als das älteste Stück anzusprechen und der frühen Bronzezeit zuzuteilen; ein ähnliches Stück gibt es aus Oggau im Burgenland [66]). Eine solche Nagelkopfnadel liegt auch aus Salzburg-Maxglan [67]) als Nachtragsfund zum bezüglichen Aufsatz vor.

Das vierkantige Bronzestäbchen (Abb. 7, 11 a) und die Spitze (Abb. 7, 12 b) dürften Vierkantnadeln angehören und damit in die Hügelgräberbronzezeit (Stufe B) einzuweisen sein [68]).

Die weiteren Bruchstücke geformter Bronze verteilen sich auf den Ablauf der

Bronzezeit. Der Hügelgräberbronzezeit gehört das gravierte Bronzeblech mit dem Leitermotiv Abb. 7, 8 a) an, das auch noch am Tongefäß (Abb. 8, 10) zu sehen ist. Der Urnenfelderzeit kann die kleine Schmucknadel (Abb. 7, 8) zugeteilt werden. Die übrigen Stücke, wie die Nähnadel (Abb. 7, 9), die Armreife (Abb. 7, 14, 18) und der kleine Spiraldiskus (Abb. 7, 17) fügen sich in den gegebenen Rahmen. Das Bruchstück eines Schwertes (Abb. 7, 11) gehört zu einem Vollgriffschwert, das nicht näher einzustufen ist, aber als spätbronzezeitlich bis urnenfelderzeitlich anzusprechen ist. Das Angußstück (Abb. 7, 19) und der Bronzemeißel (Abb. 7, 12) sprechen für Bronzeschmelzung- und Gerätformung.

Daß an dieser Wohnstelle auch Spuren von Kupferverhüttung vorliegen, geht aus dem Gutachten von E. Preuschen hervor, wobei allerdings betont wird, daß diese spärlich vorgefundenen Verhüttungsreste von einem Schmelzplatz herangebracht sein werden, also nicht innerhalb der Wohnstelle gelegen haben konnte. Das dürfte auch für die Spuren von Futterlehm gelten.

Dazu ist festzustellen, daß hier auch Fertigkupfer in Gußfladenform geschmolzen, bzw. verarbeitet wurde (Abb. 11, 2). Mehr ist diesbezüglich aus dem vorhandenen Material nicht auszusagen. In den Stadien im Ablauf der wiederholten Schmelzvorgänge, die für die Erzielung von brauchbarem Kupfermetall erforderlich waren, geben die Ausführungen von R. Pittioni über den Schmelzplatz Nr. 13 in Jochberg (Tirol) Einblick [69]).

Weiters ist aber hier auch Bronze geschmolzen worden, wie aus dem ungeformten Schmelzstück (Abb. 11, 1) und dem Angußstück (Abb. 7, 19), hervorgeht. Und schließlich spricht der Bronzemeißel (Abb. 7, 12) auch von der Bearbeitung ausgeformter Bronzegeräte. Nachweise solcher Vorgänge ergaben sich aber auch auf älterbronzezeitlichen Siedlungsplätzen in Salzburg-Liefering [70]), desgleichen in Salzburg-Maxglan [71]).

Von Schmelz- und Gießereitätigkeit wird auch berichtet von älterbronzezeitlichen Ansiedlungen in Karlstein bei Bad-Reichenhall in Bayern [72]).

Es wird bei diesen außeralpinen bronzezeitlichen Schmelz- und Gießereivorgängen sich nicht sosehr um Erzverhüttung handeln — die nahe den Erzgewinnungsstätten im Gebirge vor sich ging — sondern um die Verwendung von raffiniertem, also metallischem, gebrauchsfähigem Kupfer. Eine hervorragende Rolle scheint aber die Einschmelzung zerbrochener Bronzegegenstände, von sog. „Brucherz", auch in den Wohnstätten gebildet zu haben.

Und in diesem Sinne dürfte auch das Schwertbruchstück (Abb. 7, 11) zum Einschmelzen bestimmt gewesen sein. Unter diesem Gesichtswinkel sei auch darauf hingewiesen, daß auf dem benachbarten Urnengräberfeld (Abb. 1, Gräber 1—13) bisher 2 Bronzeschwerter nachgewiesen werden konnten [73]), so daß also von hier im ganzen 3 Schwerter vorliegen. Da diese Waffen keineswegs massiert vorzukommen pflegen, erscheint das auf so engem Raum beachtenswert. Leider ist der Erhaltungszustand dieser Schwerter nicht derart, daß genaue Einstufungen vorgenommen werden können. Nur bei dem Schwert aus dem Grab VII von Morzg [74]) lassen der nach unten stark erweiterte Griff und die abgetreppte Klinge an den Typus Riegsee denken [75]). Jedenfalls aber handelt es sich um Vollgriffschwerter, die in die Zeit des hier aufgezeigten Siedlungsinventars der jüngeren Bronzezeit bis zur frühen Urnenfelderzeit fallen.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß sich im Raum des Salzburger Beckens Anzeichen einer relativen Konzentrierung von Bronzeschwertern zeigt. Das betrifft die Typen des Vollgriffschwertes mit Dreiwulstgriff [76]) und jenen des Riegseeschwertes [77]). Insoweit derartige örtliche Massierungen auch für Erzeugungszentren sprechen, liegt also der Schluß nahe, daß hier Anzeichen für die Herstellung dieser Waffen zu suchen sein dürften. Es ist klar, daß solche Stätten die Erscheinungsform von Siedlungsplätzen bieten werden. Und da hier Anzeichen in der oberen Wohnstelle W 1 (B) für Verarbeitung vorliegen, so ist daran zu denken, daß hier auch eine Erzeugung stattgefunden haben könne.

Was an weiteren Funden angeführt ist, gehört dem über dieser Wohnstelle liegenden Boden an und stammt aus der Folgezeit, da ja Morzg kontinuierliche Besiedlung bis in die Gegenwart aufweisen kann.

Die Wohnstelle W 2 (B) ist nicht vereinzelt. In 70 m Entfernung gegen Nordost liegt knapp am Rande der Geländeterrasse eine zweite Wohnstelle der Urnenfelderzeit (W 3 auf Abb. 1) [78]) und nördlich anschließend liegt wie erwähnt, eine Gruppe von 13 Brandgräbern der Urnenfelderzeit (Abb. 1), die bestimmend wurden für die Gruppenbezeichnung „Hötting-Morzg" durch R. Pittioni. Dazu ist aber auch darauf hinzuweisen, daß sich am Goiserbergl, dem bewaldeten Hügel an der Südseite der Ortschaft, eine prähistorische Opferstelle befindet, deren reiche Keramik in der Hauptsache die Hügelgräberbronzezeit und auch noch die ältere Urnenfelderzeit umfaßt. Sie ist zwar in der Literatur schon mehrfach genannt, aber in ihrer Gänze noch nicht bearbeitet [79]) worden. Sie ist jedoch ein Hinweis darauf, daß sich außer den behandelten Wohnstellen des Lageplanes noch weitere hier befinden werden, daß also diese Zeit durch eine Dorfschaft vertreten sein wird.

Zu klären bleibt noch das Verhältnis, in dem die beiden Wohnstellen zu einander stehen. Beide liegen übereinander, ungefähr gleich ausgerichtet, aber durch eine starke, sterile Zwischenschicht voneinander getrennt (Abb. 2). Das könnte den Anschein erwecken, als ob zwischen den beiden Wohnschichten ein längerer Zeitraum, vielleicht von ein paar Jahrhunderten läge. Das kann aber keineswegs der Fall sein. Viel mehr ist anzunehmen, daß die untere Wohnstelle W 1 (A), schon ursprünglich in einer seichten Geländerinne angelegt, einer Überflutung ausgesetzt wurde und dabei einer Vermurung (Überschüttung) anheim gefallen ist, die anschließend bald wieder mit der oberen Wohnstelle überbaut wurde. Das dürfte sogar, als im bestehenden Dorfbereich gelegen, sehr rasch vor sich gegangen sein.

Das geht ja auch schon daraus hervor, daß trotz der trennenden Bodenschicht die Kulturinhalte beider Wohnstellen in ihrem Ablauf geradezu aneinander anschließen, eine Unterbrechung also kaum ersichtlich wird.

An beiden Wohnstellen mag die große Längenausdehnung der Grundrisse auffallend erscheinen. Bei beiden Stellen ist die wirkliche Länge gar nicht nachweisbar geworden, aber die feststellbaren Längen betragen schon etwa 30 m. Nun sind solch sonderbare Längenerscheinungen an bronzezeitlichen Wohnstellen in der Ebene des Salzburger Beckens schon nachgewiesen an einer frühbronzezeitlichen Wohnstelle in Salzburg-Maxglan, wo die erhaltene — also auch nicht vollständige — Länge mit 37 m festgestellt

wurde [80]). Noch länger ist eine Wohnstelle der Hügelgräberbronzezeit in Salzburg-Maxglan (Altmaxglan), auf die schon i. J. 1915 hingewiesen wurde [81]). Dort schließt sich an einem Wohntrakt anscheinend eine langgezogene Stallung an. Nachdem in diesem Raum auch kleinere Grundrisse bronzezeitlicher Wohnstellen vorkommen, dürfte es sich bei den langgestreckten Grundrissen um größere Gehöfte handeln, die aber immer in flachen Bodenrinnen ausgefüllter, alter Oberflächengerinne zu liegen pflegen.

Zusammenfassung.

Die beiden übereinanderliegenden Wohnstellen sind durch eine starke Schwemmschichte voneinander getrennt. Die untere Wohnschicht W 1 (A) gehört der Altbronzezeit an, wobei sie noch Einflüsse der spätneolithischen Altheimer- sowie der Glockenbecherkultur erkennen läßt; sie dauert aber noch bis in die frühe Hügelgräberbronzezeit (Stufe B) an. Die obere Wohnschicht W 2 (B) schließt kulturell noch an die untere an und umfaßt die ältere und mittlere Bronzezeit, geht aber noch in die ältere Urnenfelderzeit über.

Wenn in der unteren Wohnschicht W 1 (A) Bronze nur sehr spärlich vertreten ist, so zeigt sich diese in der oberen Wohnschicht W 2 (B) wesentlich reichlicher und überdies sind sogar Reste der Verhüttung sowie Bronzegießerei und Bearbeitung von Fertigware angedeutet. Dieses Verhältnis entspricht der Entwicklung, die in einzelnen Stadien schon mehrfach beobachtet, hier aber sich in geschlossenen Ablauf zeigt, weil an dieser Stelle gewissermaßen die ganze Bronzezeit durchlaufen wird.

Da in beiden Wohnstellen sich keine Pfostenlöcher zeigten, sind wohl nur „Liegende" Bauglieder zur Verwendung gelangt, sodaß von Rundholz- bzw. Blockwandbauten zu sprechen sein wird, wie dies auch für die anderen Wohnstätten der Bronzezeit hierzulande zutrifft.

Auf die eigenartige Längsentwicklung der Siedlungsgrundrisse als größere Gehöfte, wahrscheinlich mit Wirtschaftsräumen, wie Stallungen u.s.w. unter einem First, wurde bereits eingegangen.

Die Bedeutung der beiden Wohnstellen liegt darin, daß sie vom Ende der Jungsteinzeit angefangen die ganze Bronzezeit bis in die Urnenfelderzeit durchlaufen und auch ein Schlaglicht auf die heimische Kupfer- und Bronzeverwertung zu werfen vermögen, wodurch dem Fundort Morzg für die bronzezeitliche Besiedlung des nördlichen Alpenrandes im Raum des Salzburger Beckens besondere Bedeutung zukommt.

Zu den Funden, die oberhalb der beiden bronzezeitlichen Wohnstellen zutage kamen, wurde schon erwähnt, daß sie als Zeugnisse der Folgezeit aufzufassen sind und die Kontinuität der Besiedlung von Morzg dartun. Wenn dabei keltische Keramik neben römischen Kulturresten sich stark vertreten zeigt, so scheint die Römerzeit wohl an die keltische Periode örtlich angeknüpft zu haben. Die Römerzeit ist von der älteren Kaiserzeit bis in die römische Spätzeit belegt [82]). Beachtenswert ist aber auch die frühmittelalterliche Zeit. Reihengräber sind nachgewiesen [83]). Von dieser Zeit der Bajuwaren sprechen aber auch das Topfrandstück (Abb. 11, 17) nebst einem zweiten Exemplar. Dazu ist mit Abb. 11, 18 auch noch das frühe Mittelalter des 9.—10. Jahrhundert ver-

treten, so daß auch noch in diese bisher archäologisch wenig aufgehellte Zeitperiode einiges Licht fällt.

Zum Schlusse sei meiner Frau Lina mein wärmster Dank gesagt für ihre allzeit getreue Mitarbeit.

Anmerkungen.

[1]) M. Hell, Mesolithformen aus Salzburg, Germania, XIII, 1929, S. 178, Abb. 1.
[2]) M. Hell, Salzburg in vollneolithischer Zeit, ArchA., 14, 1954, Abb. 6, 10.
[3]) M. Hell, a. a. O., Abb. 7, 11, 12 und Abb. 7, 14.
[4]) R. Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes, 1954, S. 165 f.
[5]) R. Pittioni, a. a. O., Abb. 110.
[6]) G. Kyrle, ÖKT., XVII, 1918, Beitrg. III, Fig. 5, 31.
[7]) M. Hell, unpubliziert.
[8]) M. Hell, Wohnstättenfunde der späten Jungsteinzeit und der frühen Bronzezeit aus Salzburg-Mülln. Jahresschrift des Salzburger Museums Carolino-Augusteum, 8, 1962, S. 23 ff.
[9]) J. Driehaus, Die Altheimergruppe und das Jungneolithikum in Mitteleuropa, Röm.-German. Zentralmuseum, 1960, S. 129.
[10]) G. Kyrle, a. a. O., Beitrag III.
[11]) M. Hell, Jahresschrift d. Salzburger Museums C. A., 8, 1962.
[12]) M. Hell, ArchA., 14, 1954, Abb. 4, 1, 2.
[13]) M. Hell, Die jungsteinzeitliche Ansiedlung auf dem Schloßberg in Mattsee, ArchA. 17, 1955, Abb. 6.
[14]) M. Hell, Der Götschenberg bei Bischofshofen ..., WPZ., XIV, 1927, Abb. 1, 6.
[15]) Beispiele bei J. Driehaus, a. a. O., Taf. 14—16.
[16]) G. Kyrle, a. a. O., Beitrag III.
[17]) M. Hell, Jahreshefte des Salzburger Museums C. A., 8, 1962, Abb. 9, 1.
[18]) M. Hell, Liefering zur frühen Bronzezeit, Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, 97, 1957,Abb. 3, 3.
[19]) M. Hell, Die altbronzezeitliche Ansiedlung am Sinnhubschlößl bei Bischofshofen, Salzburg, ArchA., 30, 1961, Abb. 10, 1, 6, 7.
[20]) M. Hell, Die Ansiedlung der Bronzezeit am Falkenstein b. Krimml in Salzburg, Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, 103, 1963, Abb. 5, 5.
[21]) H. J. Hundt, Katalog Straubing, 1958, Taf. 34, 1, 2, 4, 16 etc.
[22]) J. Driehaus, a. a. O. Taf. 33, 23, 25.
[23]) H. J. Hundt, a. a. O., Taf. 7, 22, Taf. 12, 9.
[24]) M. Hell, Eine bronzezeitliche Siedlung in Maxglan b. Salzburg, WPZ., X., 1923, Abb. 3, 2.
[25]) M. Hell, Salzburger Museum C. A., 8, 1962, Abb. 9, 16.
[26]) M. Hell, Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, 97, 1957, Abb. 3, 3.
[27]) M. Hell, ArchA., 30, 1961, Abb. 10, 3.
[28]) J. Driehaus, a. a. O. Taf. 16, 7.
[29]) M. Hell, Schnurkeramik und Glockenbecher im Alpenvorland, WPZ., XXVIII., 1941, S. 72, Abb. 5.
[30]) P. Reinecke, Die Stufe der spätneolithischen Glockenbecher in Bayern, Bayer. Vorgeschichtsblätter, 9, Taf. 1, 5.
[31]) R. Pittioni, a. a. O., Abb. 179.
[32]) M. Hell, Urgeschichtliche Wohnhöhlen im Lande Salzburg, Die Höhle, Zeitschrift für Karst- und Höhlenkunde, 2, 1951, S. 54—62.
[33]) M. Hell, WPZ., XXVIII, 1941, Abb. 3.

[34]) K. Hetzer, Beiträge zur Kenntnis der Glockenbechergruppe in Österreich, ArchA., 4, 1949, Abb. 4, 10.

[35]) K. Hetzer, a. a. O., Abb. 12, 1 a.

[36]) A. J. Ohrenberger, Zwei Gräber der Spätphase der Glockenbecherkultur in Deutschkreuz, ArchA., 19/20, 1956, Taf. I, 3.

[37]) R. Pittioni, a. a. O., Abb. 220, 8.

[38]) R. Pittioni, a. a. O., Abb. 228, 230, 231.

[39]) G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, 1916, Taf. V, 21, 22.

[40]) M. Hell, Hügelgräber und Siedlungen der Bronzezeit aus Grödig bei Salzburg, ArchA., 21, 1957, Abb. 4, 5.

[41]) W. Torbrügge, Die Bronzezeit in Bayern, BRGK., 40., 1959, Abb. 8, 7.

[42]) M. Hell, Die altbronzezeitlichen Ansiedlungen im salzburgischen Gebirge, ArchA., 11, 1952, Abb. 6, 9.

[43]) M. Hell, ArchA., 17, 1955, Abb. 7, 5, 7, 8.

[44]) M. Hell, Eine spätneolithische Wohngrube auf dem Tannberg bei Köstendorf in Salzburg, ArchA., 17, 1955, Abb. 1, 5.

[45]) M. Hell, ArchA., 30, 1961, Abb. 4, 16.

[46]) M. Hell, Eine spätneolithische Höhensiedlung am Grillberg bei Elsbethen in Salzburg. MAG., XXXXVIII, 1918, Abb. 6, 18.

[47]) M. Hell, Die vorgeschichtliche Besiedlung des Hellbrunner Berges bei Salzburg. MAG., LI, 1921, Abb. 4, 5.

[48]) M. Hell, Eine bronzezeitliche Siedlung in Maxglan bei Salzburg. WPZ., X, 1923, Abb. 3, 2.

[49]) W. Burkart, Crestaulta, Eine bronzezeitliche Hügelsiedlung bei Surin im Lugnez, Monographie zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, V, 1946, Abb. 55, 7, 247.

[50]) M. Hell, ArchA., 11, 1952, S. 52.

[51]) R. Pittioni, a. a. O., Abb. 140, 1, 5.

[52]) R. Pittioni, a. a. O., Abb. 139.

[53]) G. Moßler, Neues zum vorgeschichtlichen Pfahlbau im Keutschacher See, Carinthia I, 144, 1954, Abb. 9, 2.

[54]) R. Pittioni, a. a. O., Abb. 138, 12—15, 25, 33, 41.

[55]) M. v. Chlingensberg, Der Knochenhügel am Langacker und die vorgeschichtliche Herdstelle am Eisenbichl bei Reichenhall in Oberbayern, MAG., XXXIV, 1904 Taf. VIII, 16.

[56]) H. J. Hundt, Katalog Straubing I, Materialien z. bayerischen Vorgeschichte, 11, 1958, Taf. 25, 9; Taf. 27, 15, 29; Taf. 36, 26, 27.

[57]) H. J. Hundt, Katalog Straubing II, 1964, Taf. 32; Taf. 22, 34.

[58]) M. Hell, Frühbronzezeitliche Wohnstättenfunde bei Oberndorf an der Salzach, Germania, 38, 1960, Abb. 2, 5.

[59]) M. Hell, Neue Gräber der Urnenfelderkultur von Salzburg-Morzg, ArchA., 1, 1948, Abb. 5, 5.

[60]) K. H. Wagner, Nordtiroler Urnenfelder, 1943, Taf. 33, 14, 15.

[61]) R. Pittioni, a. a. O., S. 444.

[62]) P. Reinecke, AuhV, V, Taf. 44, 747.

[63]) H. Müller-Karpe, Die Urnenfelderkultur im Hanauer Land, 1948, Taf. 17, C 3.

[64]) W. Kimmig, Die Urnenfelderkultur in Baden, 1940, Taf. 1, D 1.

[65]) G. Kyrle, a. a. O., S. 116, Fig. 66, 6.

[66]) R. Pittioni, Beiträge zur Urgeschichte der Landschaft Burgenland, 1941, Taf. VI, 7.

[67]) M. Hell, WPZ., X, 1923, S. 89 ff.

[68]) W. Torbrügge, a. a. O., S. 35.

[69]) R. Pittioni, Der Schmelzplatz Nr. 13 des Bergbaugebietes Jochberg bei Kitzbühel, Tirol, ArchA., Beiheft 3, 1958, S. 19 ff.

[70]) M. Hell, Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, 97, 1957, (die Wohnstellen W 2, W 6, W 7, W 10, W 11).

[71]) M. Hell, WPZ., II., 1915, S. 84 und Derselbe, ArchA., 34, 1963, S. 41. Die Ausgrabung ist seit langem durchgeführt, aber noch nicht veröffentlicht.

[72]) F. Weber, Altbayerische Monatsschrift, 1908, Heft 3 und 4, S. 7.

[73]) M. Hell, WPZ., XXV., 1938, Abb. 5, 1, 1a und Derselbe, ArchA., 1, 1948, Abb. 4, 1—8.

[74]) M. Hell, ArchA., 1, 1948, Abb. 4, 1—8.

[75]) W. Kimmig, Ein neues Riegseeschwert aus der Iller, Bayer. Vorgeschichtsblätter, 29, 1964, Abb. 2.

[76]) M. Hell, Ein Dreiwulstschwert aus Salzburg, ArchA., 38, 1965, S. 34, Abb. 1.

[77]) M. Hell, Ein neues Riegseeschwert aus Salzburg, ArchA., 35, 1964, S. 118 f.

[78]) M. Hell, ArchA., 1, 1948, S. 54.

[79]) M. Hell, Eine prähistorisch wichtige Stelle am Goiserberg in Morzg bei Salzburg, MAG., 1931, S. 55—57. Dazu neuestens W. Krämer, Prähistorische Brandplätze, Helvetica Antiqua, Festschrift Emil Vogt, 1966, S. 112 f.

[80]) M. Hell, WPZ., X., 1923, S. 91.

[81]) M. Hell, WPZ., II., 1915, S. 84.

[82]) M. Hell, Das römische Morzg (Marciacum) bei Salzburg, Mittlg. d. Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde, 74., 1934, S. 84—108.

[83]) M. Hell, a. a. O., S. 101 f.

Ein Bronzeschwert im Museum Carolino-Augusteum in Salzburg

Von Martin Hell, Salzburg.

Mit 1 Abbildung.

Zu den frühesten Erwerbungen des im Jahre 1833 gegründeten Salzburger Museums Carolino-Augusteum an Funden aus urgeschichtlichre Zeit gehört ein Bronzeschwert, das durch die Zerstörung des Museumstraktes mit der urgeschichtlichen Abteilung durch die Bombenangriffe im Jahre 1945 zunächst verschollen schien, aber bei den Aufräumungsarbeiten der Trümmerstätte dennoch wieder zum Vorschein gekommen ist.

Das Schwert hat in der österreichischen Fachliteratur kaum Beachtung gefunden. So ist es in der Materialaufnahme der urgeschichtlichen Funde aus Salzburg durch G. Kyrle [1]) nicht angeführt, weil als Fundort Freilassing (Bayern) angegeben ist; im Museumsführer Juvavum [2]) ist es lediglich mit der Inventarnummer 311 und dem Fundort genannt, aber nicht näher beschrieben worden. Im einschlägigen Schrifttum Bayerns bringt M. v. Chlingensperg in seinem Werk über die Reihengräber von Reichenhall vom Jahre 1890 [3]) von dem Schwert ein gutes Lichtbild und eine kurze Beschreibung; als Fundort wird Freilassing angegeben. Erst im Jahre 1953 tritt durch F. Holste das Schwert wieder in Erscheinung [4]). Dem Autor stand das Original nicht zur Verfügung. Die Abbildung wurde daher nach dem Lichtbild bei M. v. Chlingensperg gezeichnet. Dabei haben sich einige Unrichtigkeiten ergeben, wie der gewölbt erscheinende Rand der Knaufplatte, der Mittelgrat der Klinge und damit der Querschnitt der Klinge als Rhombus. Als Fundort wird wohl Freilassing angegeben, die Fundzeit fehlt und die Fundumstände werden als „ungewiß" bezeichnet.

Da über Fundzeit und Fundort nähere Angaben zu machen sind, die Form der Knaufplatte nachzutragen ist und die neue Untersuchung auch die Griffverzierung nachweisbar gemacht hat, erscheint es gerechtfertigt, auf diesen Schwertfund noch einmal zurückzukommen, wobei ich K. Willvonseder für seine freundliche Zustimmung meinen verbindlichsten Dank aussprechen will.

Über den Schwertfund meldet der Salzburger Museumsbericht vom Jahre 1866, S. 24, unter den Erwerbungen des Jahres: „Von Herrn Franz Oberascher, bürgerlicher Glockengießer: Ein antikes Bronzeschwert, aufgefunden beim Eisenbahnbau, unweit Freilassing. Leider vorne der dritte Teil von der Klinge abgebrochen." Der Fund kann also gerade sein 100jähriges Aufenthaltsjubiläum im Museum Carolino-Augusteum feiern.

Der Erhaltungszustand des Schwertes ist, abgesehen vom Fehlen des unteren Längsdrittels, keineswegs als gut zu bezeichnen, zumal es Spuren sehr starker Abnützung des Griffes zeigt und zudem noch nach der Auffindung abgekratzt und angefeilt wurde, sodaß teilweise das blanke Metall freigelegt erscheint. Die dünne Patina ist dunkel graubraun und läßt an feuchten, moorigen Fundboden denken. Der Bruch der Klinge ist alt.

Die Tatsache, daß der Fund beim Bahnbau von München nach Salzburg gemacht wurde, dürfte den Fundort dem Geländestreifen des Bahnverlaufes zuordnen, der zwischen dem Adelstettner — Peracher Moos verläuft. Hier zieht die Bahnstraße auf der postglazialen Ebene des Salzburger-Beckens, um erst knapp vor der Eisenbahnbrücke über den Grenzfluß Saalach ein kurzes Stück auf einem Damm die alluviale Talniederung des Flusses zu passieren. Gegen einen Flußfund spricht neben der Patina auch der Umstand, daß die Schneiden des Schwertes in voller Schärfe erhalten sind. Dazu sei bemerkt, daß aus dem Flußbereich der Saalach zwischen Bad-Reichenhall und Freilassing eine ganze Anzahl von Bronzefunden bekannt sind, wie 11 Lappenäxte, 4 Schwerter, 1 Lanze, 1 Nadel. Als Fundbereich dürfte also der ca. 4 km lange ebene Geländestreifen westlich von Freilassing in Betracht kommen.

Die Maße des Stückes, Abb. 1/1 a—1 f sind: Erhaltene Länge 38.6 cm, Grifflänge vom Knaufende bis zum unteren Ende des Griffausschnittes 11.0 cm, Länge der Knaufplatte 4,2 cm, Breite derselben 4.0 cm, Griffbreite unten 5.3 cm, Klingenbreite 2.8 cm, Klingenstärke 0.55 cm.

Zur Herstellung des Schwertes ist festzustellen, daß Klinge und Griff nicht genau zusammengepaßt sind, wie dies deutlich auf Abb. 1 erkennbar gemacht ist. Klinge und Griff stehen also in zweiter Verwendung und stammen von verschiedenen Schwertern. Die Klinge hat parallele Schneiden. Der Klingenquerschnitt zeigt breiten, gewölbten Mittelrücken mit beiderseits abgesetzten Schneiden. Der Schaft des Griffes zeigt in der Mitte eine leichte Schwellung und hat fast kreisrunden Querschnitt, der aber leichte, achteckige Abfasungen aufweist (Abb. 1/1 c). Am Übergang des Griffes zu seiner unteren Verbreitung ist ein Gußfehler, u. zw. ein Loch (Abb. 1/1 a), das den Blick auf die Griff-Angel des Schwertes freigibt. Von der Griffdekoration haben sich stark verwischte Spuren erhalten. Die Oberseite des Knaufes trägt dem Randumfang folgend, eine konzentrische Ovallinie, die beiderseits von breiten Quer-, bzw. Schrägstrichen begleitet wird (Abb. 1 b). An der besonders abgenützten Unterseite sind ebensolche Striche noch angedeutet (Abb. 1 c).

An der unteren Erweiterung des Griffes machen sich oberhalb der Nieten noch Reste von Zierkreisen bemerkbar (Abb. 1).

Es handelt sich also um ein Vollgriffschwert, das sich mit seinen, wenn auch „verschwommenen" Abfasungen des Griffes dem Typus der Schwerter mit Achtkantgriff als zugehörig erweist, wie ihn F. Holste in seiner angegebenen Arbeit in zahlreichen Beispielen zur Darstellung bringt [5]). Zu diesen Schwertern zeigte P. Reinecke schon vor 50 Jahren auf, daß sie einen Griff von achteckigem Querschnitt besitzen und eine spitzovale Knaufplatte mit Strichverzierung haben. Ihr Vorkommen verdichtete sich in Bayern. Sie werden als jüngerbronzezeitlich eingestuft [6]). K. Willvonseder führt aus: „Das Schwert mit Achtkantgriff ist nach der neuen Gliederung der süddeutschen Bronze-

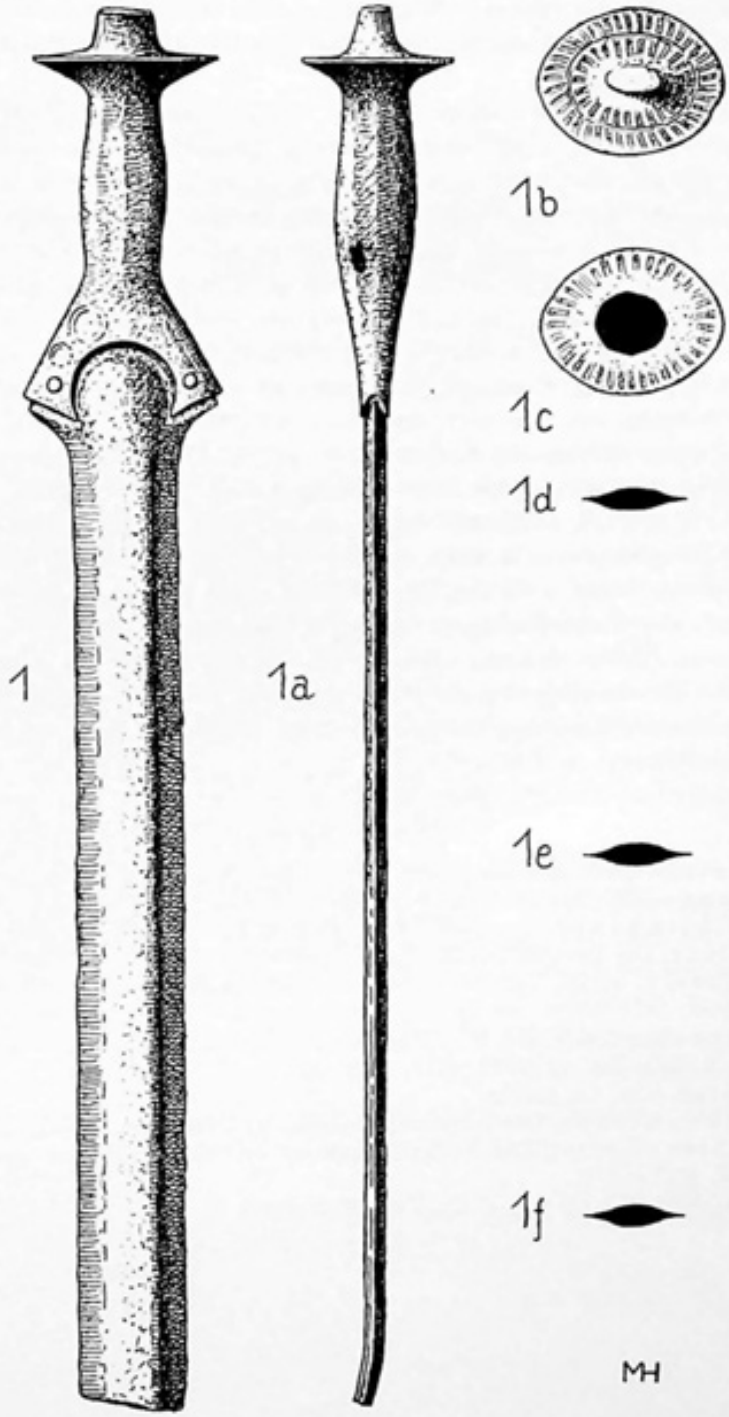


Abb. 1. Freilassing, Bayern, etwa $^1/_2$ n. Gr.

zeit durch P. Reinecke die führende Waffenform der Stufe C_2, während die Stufe C_1 die Vorläufer dieses Typus charakterisieren. Die Heimat des Schwertes mit achteckigem Griff ist zweifellos Bayern" [7]).

Wie aus den eingehenden Untersuchungen von F. Holste hervorgeht, der sich mit den bronzezeitlichen Vollgriffschwertern Bayerns hinsichtlich ihrer Formentwicklung und Dekoration befaßt hat [8]), stellen sich da einer klaren Formulierung noch mancherlei Hindernisse entgegen. Das liegt nicht so sehr am Mangel an einschlägigen Funden als vielmehr daran, daß diese oftmals schlechten Erhaltungszustand aufweisen oder unzureichend beschrieben und abgebildet wurden, was ja auch im vorliegenden Fall teilweise zutrifft. So sind hier erst neuestens noch Spuren der Strichdekoration herausgekommen, wobei auf die Verzierung der Knaufplatte, (oben und unten) mit den einfachen Querstrichen (Abb. 1 b, 1 c) hingewiesen sei. Dazu ist auch zu bemerken, daß sich dieses primitive Zierelement kaum auf den entwickelten Achtkantschwertern, wohl aber auf jüngeren Schwertern, wie solchen des Riegseetypus von Ragály, Zdaňa, Barca, findet, auch noch auf Dreiwulstschwertern der Urnenfelderzeit von Lansach, Kolin, Otok, Kšice, Lavanttal und aus Ungarn vorkommt [9]), womit nicht nur die Langlebigkeit dieses einfachen Ziermotives angedeutet werden, sondern auch auf die Unsicherheit hingewiesen sein soll, die sich vorläufig noch schärferen Einstufungen entgegen stellen.

Das Schwert von Freilassing kann für die spätere Bronzezeit, Stufe C_2 in Anspruch genommen werden, wobei aber eine noch etwas spätere Einreihung keineswegs auszuschließen ist. Die Verbreitung der Achtkantschwerter, wie sie auf der Fundkarte von F. Holste zum Ausdruck kommt [10]), erfährt daher durch das Schwert von Freilassing eine weitere Verdichtung.

Anmerkungen.

[1]) G. Kyrle, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg, ÖKT., XVII, 1918.
[2]) O. Klose — M. Silber, Juvavum, 1929, S. 110, Inv. Nr. 311.
[3]) M. v. Chlingensperg, Das Gräberfeld von Reichenhall, 1890, Taf. IV, 5.
[4]) F. Holste, Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter Bayerns, 1953, Taf. 10. 6.
[5]) F. Holste, a. a. O., Taf. 9—11, wobei auch das Schwert von Freilassing auf Taf. 10, 6 dargestellt ist.
[6]) P. Reinecke, AuhV, Bd. V, 1911, Jüngerbronzezeitliche Grabfunde aus Nord- und Süddeutschland, S. 362, Taf. 62, 1123, 1126, 1127, S.
[7]) F. Holste, a. a. O., passim.
[8]) K. Willvonseder, Die mittlere Bronzezeit in Oesterreich, 1936, I., S. 95.
[9]) H. Müller-Karpe, Die Vollgriffschwerter der Urnenfelderzeit aus Bayern, 1961, Taf. 3/2—4, Taf. 10/1—5, 8.
[10]) H. Müller-Karpe, a. a. O., Taf. 18, Karte 4.

Ein Grabfund der Urnenfelderzeit aus Pöttsching im Burgenland

Von Stephan Foltiny, Princeton.

Mit 3 Abbildungen.

Im Liszt Ferenc Museum von Sopron wird ein interessanter Fund von Pöttsching (Pecsenyéd) aufbewahrt, der hinsichtlich der Urgeschichte des Burgenlandes einen hervorragenden Platz einnimmt. Er wurde durch Lajos Bella im Jahre 1892 erworben [1]), aber bis jetzt keineswegs erschöpfend gewürdigt. Nach den ersten Fundberichten [2]) wurde erst im Jahre 1961 eine zeichnerische Wiedergabe der in Rede stehenden Gegenstände geboten [3]). Leider wurden die Fundstücke sehr mangelhaft beschrieben und die Fundverhältnisse ziemlich unklar angegeben [4]). Zwei Jahre später beschäftigte sich F. Köszegi, ein hervorragender Kenner der ungarländischen Urnenfelderzeit, mit denselben Funden [5]). Er erkannte die Zeitstellung und kulturelle Zugehörigkeit des Grabes von Pöttsching, Bez. Mattersburg, ganz richtig, jedoch behandelte er es nur summarisch. Aus seiner Darstellung geht nicht eindeutig hervor, ob der Fundort im heutigen Ungarn oder im Burgenland liegt.

Moderne Forschungen haben auf die hier behandelte Periode neues Licht geworfen. Es lohnt sich, die Bronzegegenstände aus Pöttsching einer neuen Analyse zu unterziehen. Sowohl die Inventarangaben des Liszt Ferenc Museums, wie auch die Untersuchungen von F. Köszegi [6]) zeigen klar, daß wir in Pöttsching mit einem Brandgrab zu tun haben. Beim Auffinden war die Grabgrube durch eine große Steinplatte bedeckt. Im Grab wurden neben Bruchstücken eines Bronzeschwertes eine Lanzenspitze, zwei Dolchklingen, ein Armreif und eine Henkelschale gefunden. Das Gefäß ist verschollen.

Die Beschreibung [7]) der unten zur Besprechung kommenden fünf Bronzegegenstände geben wir auf Grund der Fundnotizen des Liszt Ferenc Museums:

Inv.-Nr. 54.199.1: Abb. 1/4 a—b. Offener, massiver Armreifen mit verjüngten Enden und rundem Querschnitt. Die Verzierung besteht aus fünf gleichmäßig verteilten 12—16teiligen Linienbändern. Dm. 6.75, Distanz zwischen den Enden 2.8, Dicke 1 cm.

Inv.-Nr. 54.199.2: Abb. 1/3. Bronzedolch mit schmaler Griffzunge, deren Ende abgerundet ist. Im einzigen Nietloch steckt noch die Niete. Die annähernd dreieckige Klinge besitzt einen schwachen Mittelgrat. L. 12.4, Br. der Klinge 2.6 cm.

Inv.-Nr. 54.199.3: Abb. 1/2. Dolch mit langer Griffzunge und Mittelgrat. Die Griffzunge endet in einem halbkreisförmigen Abschluß, oder wir haben mit dem Überbleibsel eines Nietloches zu tun. Leider ist die Patina überall entfernt worden. L. 13.7, Br. 1.8 cm.

Inv.-Nr. 54.199.4: Abb. 1/1. Lanzenspitze mit birnenförmigem Blatt und getreppter

Mittelrippe. Im obersten Drittel der Tülle zwei kleine Nietlöcher einander gegenüber. Spitze abgebrochen, Schneiden stumpf. L. 21, Dm. der Tülle 2.5 cm.

Inv.-Nr. 54.199.5: Abb. 2/a—e. Vollgriffschwert aus Bronze, in drei Teile gebrochen (Abb. 2/a) [8]). Das eine Fragment besteht aus dem Griff und einem Klingenbruchstück, die anderen beiden gehören zur Klinge. Der Griff wurde im Feuer stark deformiert (Abb. 2/e).

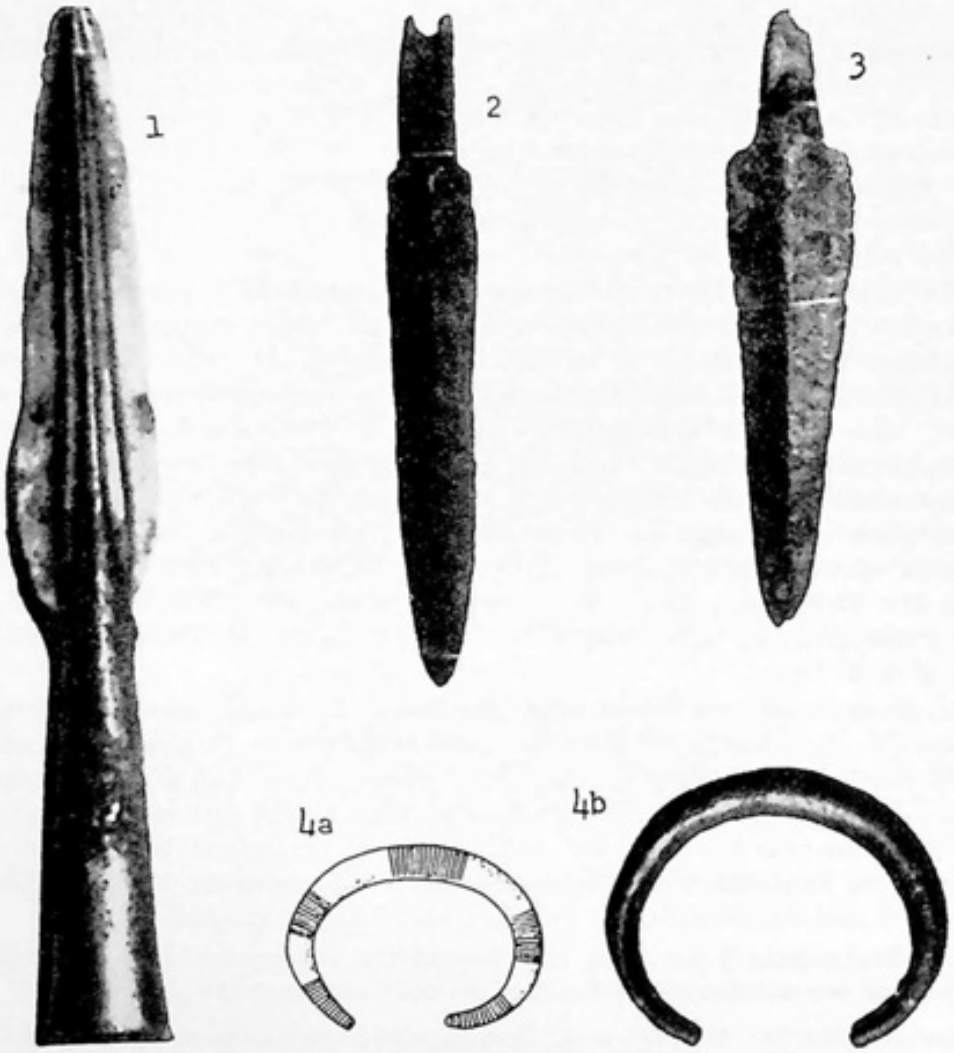


Abb. 1. Pöttsching, Burgenland. Bronzen. Photo: Liszt Ferenc Museum, Sopron.

Er hat vier schmale, durch Kerben verzierte, Wulste (Abb. 2/c). Die Knaufoberseite (Abb. 2/b) ist durch einen, aus Wellenlinien bestehenden, sechseckigen Stern (mit Würfelaugen in den Außenwindungen) verziert. Auf der Knaufscheibe sitzt ein konischer Knaufknopf. Auf der Knaufunterseite (Abb. 2/d) befinden sich zwischen drei konzentrischen Kreisen zwei Reihen kräftiger Kerben. Die Klinge hat eine breite, profilierte Mittelrippe. Ein kleines Stück der Spitze ist abgebrochen und verschollen. L. des Griffes 11.3, Dm. der Knaufscheibe 4.8, Gesamtlänge der beiden anderen Klingenfragmente 38.7, Br. der Klinge 3.5 cm.

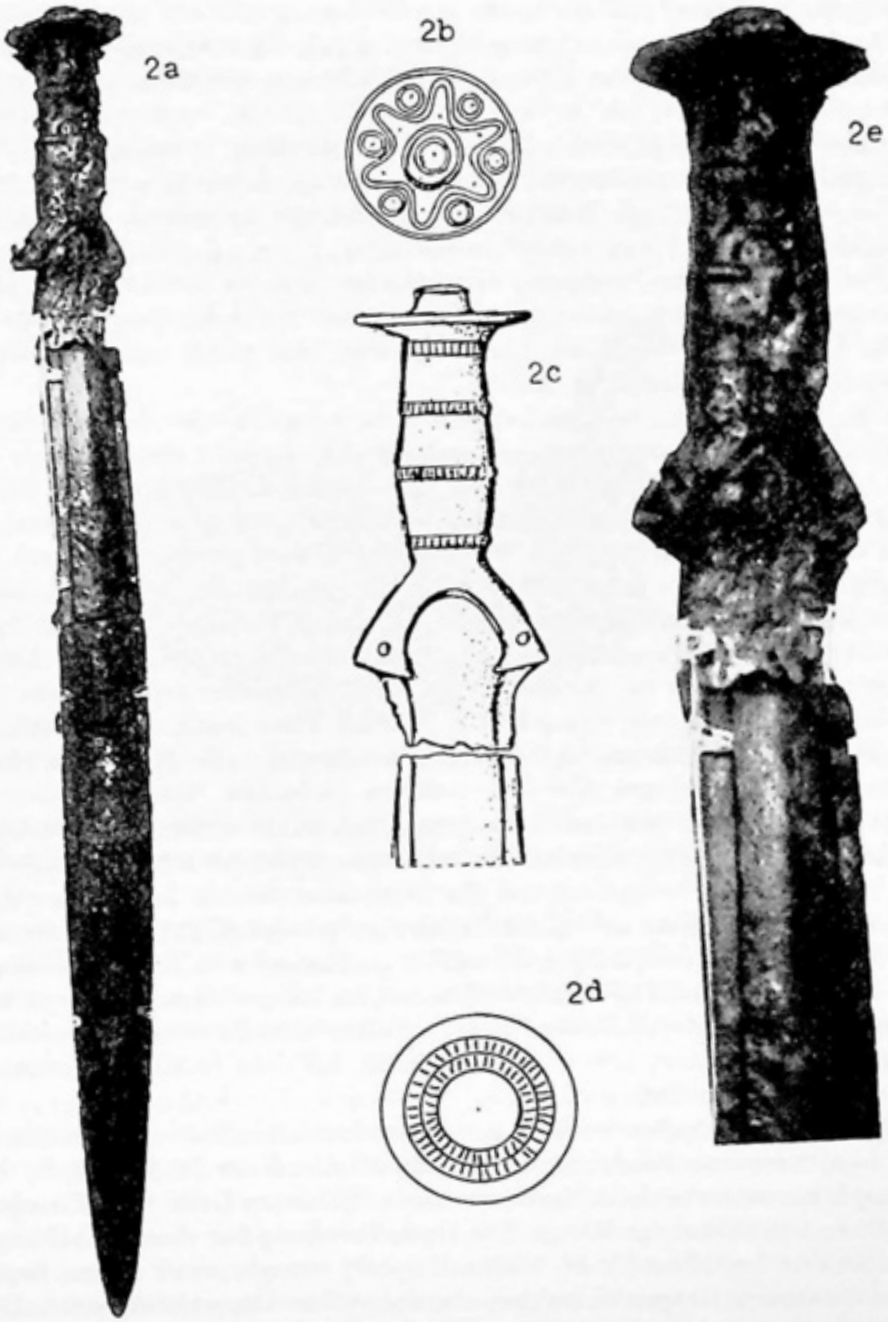


Abb. 2. Pöttsching, Burgenland. Vollgriffschwert. Photo: Liszt Ferenc Museum, Sopron.

Die große Steinplatte auf dem Grab von Pöttsching weist auf eine Bestattungssitte hin, die in der Urnenfelderkultur selten ist, aber gerade im nördlichen Burgenland häufiger vorkommt als in anderen Gebieten. Anläßlich der Veröffentlichung des Steinkistengrabes von Illmitz [9]) hat K. Willvonseder die Ansicht vertreten, daß die Steinplatten eigentlich Überreste einer im Laufe der Zeit zerstörten Steinkiste seien. Er zählte noch einige Beispiele urnenfelderzeitlicher Steinkisten auf (Grab II am Föllik bei Großhöflein, Grab I von Baierdorf, N.Ö., und Entsprechungen aus Mähren, Böhmen und aus anderen Gebieten).

R. Pittioni [10]) hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Steinkistenbestattung mit der Innenausstattung der bronzezeitlichen Hügelgräber in Verbindung gebracht werden kann. Die Steinkisten sind oft sehr reich ausgestattet. Sie waren wahrscheinlich Bestattungen von führenden Persönlichkeiten [11]).

Die Baierdorf-Velatice-Gruppe hat mehrfache Belege für den Bau von Steinkisten ergeben. Daß eine Hügelgräbertradition in der Bestattungsweise dieser Gruppe vorhanden war, wurde in der österreichischen und tschechoslowakischen Forschung oft betont. Auch die ungarischen Prähistoriker sprechen — nach F. Köszegi — von einer „weiterlebenden Hügelgräberkultur" [12]). Die Hügelgräber [13]) von Očkov, Čaka und Velatice bringen die besten Beweise für die Verbindungen zwischen den Bestattungssitten der Mitteldanubischen Hügelgräberkultur und der Baierdorf-Velatice-Gruppe. J. Paulik [14]), der die Gräberfelder der sogenannten Čaka-Kultur bearbeitete, teilte die Gräber dieser Kultur in zwei Gruppen: (a) Vereinzelte größere Hügelgräber mit mehreren Gräbern (z. B. Hövej, Jánosháza und Čaka) und b) kleinere Hügelgräber mit Steinkisten oder Steinsetzungen (z. B. Csabrendek). Hierher gehören auch die Flachgräberfelder, bei denen keine Hügelschüttungen über den Gräbern beobachtet werden können. Unser Grab von Pöttsching hat seine besten Entsprechungen in dieser letzten Untergruppe.

F. Berg [15]) hat unsere Aufmerksamkeit auf eine interessante und wichtige Tatsache gelenkt: im nördlichen Burgenland war die Möglichkeit für die Errichtung von Steinbauten gegeben, da mit dem Leithakalk ein sehr geeignetes und gut bearbeitbares Material zur Verfügung stand. Das Material zu den Steinkisten von Illmitz und Siegendorf stammte vielleicht aus den Leithakalkbrüchen von St. Margarethen. In Loretto befinden sich einige größere Steinbrüche in der Nähe des Gräberfeldes, in dem auch mehrere Steinkistengräber zum Vorschein kamen. Es ist möglich, daß diese Steinbrüche bereits in der Urzeit angelegt worden sind.

Unter den Grabbeigaben verdient das in Bruchstücken erhalten gebliebene Schwert (Abb. 2 a—e) besondere Beachtung. Kennzeichnend für dieses Stück sind der konische Knaufknopf, vier schmale, durch Kerben verzierte Wülste am Griff, freie Zwischenfelder und annähernd parallelseitige Klinge. Die ältere Forschung hat diesen Waffentypus als Liptauer Schwert bezeichnet [16]). H. Müller-Karpe [17]) versteht unter diesem Begriff nur eine ganz bestimmte Gruppe slowakisch-oberungarischer Dreiwulstschwerter. Die viele Variationen aufweisenden Schwertformen aus den anderen Gebieten hat er mit eigenen Typennamen versehen. Nach seiner Terminologie gehört das Schwert von Pöttsching zum Typus Schwaig [18]), dessen Verbreitungsgebiet vor allem das Ostalpengebiet und Böhmen umfaßt.

Auf Grund der Verzierung der Oberseite der Knaufscheibe dürfen wir die Exemplare [19]) aus Schwaig, Grubhöh und „Ungarn" an die Seite unseres Schwertes stellen. Bei diesen Vergleichsstücken ist aber auch das Heft verziert und die Anzahl der Griffwülste ist nur drei.

Die Knaufunterseite der Waffe von Pöttsching besitzt zwei Reihen kräftiger Kerben (Abb. 2/d). Dasselbe Ornament [20]) erscheint auf der Knaufunterseite eines polnischen (Bialoleka), böhmischen (Mladá Boleslav) und steirischen (Mitterndorf) Schwertes, bei denen auf der Oberseite des Knaufes anstatt Wellenlinien Hufeisenbögen auftreten.

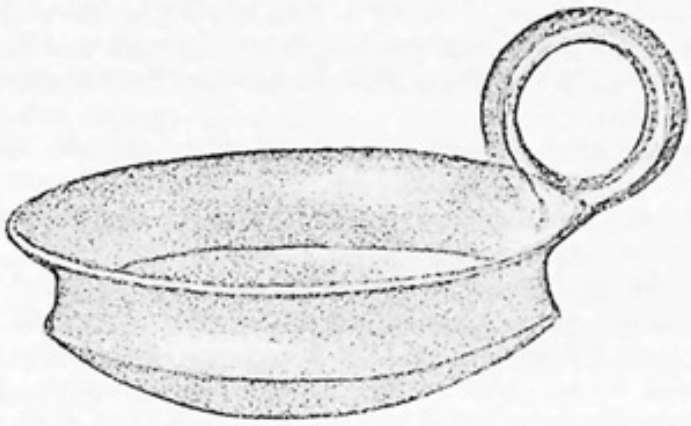


Abb. 3. Pöttsching, Burgenland, Henkelschale. (Nach M. Hoernes, JZK., N. F. 1, 1903, Fig. 52).

Die Kerbenreihen als Verzierungsmotiv kommen auf der oberen Seite der Knaufscheibe (manchmal in drei oder vier Reihen) mindestens bei acht Schwertern unseres Types vor [21]).

Für den Griff der Schwerter vom Typus Schwaig sind im allgemeinen drei Wülste charakteristisch. Außer dem Exemplar aus Pöttsching haben die Stücke [22]) aus Wörgl in Tirol und Unterradl in Niederösterreich vier Wülste. Die Verzierung der Knaufscheiben ist bei diesen Waffen verschieden und die Griffelder sind bei dem Schwert von Wörgl mit Spiralen ausgefüllt.

Die charakteristische Profilierung unserer Schwertklinge erinnert uns an die Schwerter mit achtkantigem Vollgriff und an die Riegsee-Schwerter [23]). Wie H. Müller-Karpe [24]) zeigen konnte, wurden die Schwaig-Schwerter im Ostalpengebiet und in Böhmen hergestellt. Bei ihrer Entstehung spielten die Riegsee-Schwerter eine wichtige Rolle. Im mitteldonauländisch-ostalpin-böhmischen Gebiet waren anscheinend verschiedene Werkstätten an der Fertigung von Schwertern des Schwaiger Typus beteiligt. Sie übernahmen und kombinierten gewisse Sondermerkmale und ornamentale Eigentümlichkeiten von anderen Werkstättenkreisen. Nur so läßt sich der große Formenreichtum und Variationsbreite der als Typus Schwaig zusammengefaßten Schwerter erklären.

Hinsichtlich der Chronologie der Schwerter vom Typus Schwaig geben gewisse Fundzusammenhänge hinreichend Aufschluß [25]). Die Begleitfunde dieser Waffen zeigen

eine Verzahnung von Stilelementen der Stufe Bronzezeit D mit reinen Formen der Stufe Hallstatt A. Sie gehören hauptsächlich in die erste Hälfte der Periode Hallstatt A [26]).

Die Lanzenspitze mit birnenförmigem Blatt (Abb. 1/1) und getreppter Mittelrippe ist in den frühurnenfelderzeitlichen Funden des mittleren Donauraumes ein häufiger Typ. Aus dem westungarisch-südwestslowakischen Gebiet kennen wir sie von Murga (Kom. Tolna) [27]), Kér (Kom. Somogy) [28]), Csabrendek (Kom. Zala) [29]), aus der Umgebung von Bonyhád (Kom. Tolna) [30]), von Bakony-Somhegy (Kom. Veszprém) [31]), Rinyaszentkirály (Kom. Somogy) [32]), Kiliti (Kom. Somogy) [33]), Oroszi (Kom. Somogy) [34]), Pécs-Makárhegy (Kom. Baranya) [35]), Koroncó (Kom. Győr-Sopron) [36]), Tényőfalu (Kom. Győr-Sopron) [37]), Mosonszonok (Kom. Győr-Sopron) [38]), Hövej (Kom. Győr-Sopron) [39]), Čaka [40]) und Dolný Peter [41]). Derselbe Typ ist uns aus Draßburg [42]) im Burgenland bekannt.

Nach F. Holste [43]) war diese Form in Süddeutschland für die Stufe Hallstatt A charakteristisch. J. Paulik [44]) glaubt aber, daß sie im westlichen Karpatenraum bereits in der Stufe Bronzezeit D vorhanden war, auch wenn sie in den Hortfunden der Stufe Hallstatt A in großer Anzahl auftritt.

R. Peroni [45]) hat in einer gründlichen Arbeit nachgewiesen, daß Griffzungendolche, in verschiedenen Typen, einerseits zwischen Kreta, Sizilien, Unteritalien und Schweden, andererseits zwischen Siebenbürgen und Elsaß verbreitet waren. Unser Dolch mit annähernd dreieckiger Klinge (Abb. 1/3 hat mehrere Vergleichsstücke. Von Westungarn stammt eine Analogie: Im Bronzefund von Murga [46]) ist — unter vielen anderen Bronzegegenständen, vergesellschaftet mit einer Lanzenspitze mit getreppter Mittelrippe und birnenförmigem Blatt — eine ähnliche Waffe zum Vorschein gekommen. Andere Entsprechungen wurden in Peschiera [47]), Bargone (Provinz Parma) [48]) und Roteglia (Provinz Reggio Emilia) [49]) geborgen. Auch einige Griffzungendolche aus Pertosa bei Salerno [50]) und Punta del Tonno [51]) dürfen mit unserem Stück verglichen werden.

Ähnliche oder vergleichbare Dolchtypen waren in H. Müller-Karpes Baierdorf- [52]) und Rigsee-Stufe [53]) vorhanden. Nach ihm gehören sie in die Periode Bronzezeit D. Es muß aber offenbleiben [54]), ob die für Süddeutschland gültige Datierung solcher Dolche in die Stufe D auch im mittleren Donauraum Gültigkeit hat, da gleiche Formen in Ungarn in Hallstatt A-zeitlichen Funden häufig erscheinen.

Der andere Dolch von Pöttsching (Abb. 1/2) ist weniger charakteristisch. Formenkundlich steht er den sogenannten Peschiera-Dolchen [55]) nahe, aber die Zungenränder fehlen. H. Müller-Karpe besprach einige Parallelstücke [56]) unter den Griffplatten- und Griffangeldolchen und sieht sie als Leittypen der Spätbronzezeit an. Sie sind im allgemeinen für „eine ausgesprochen frühe Phase der Urnenfelderzeit" kennzeichnend [57]). Die Funde aus Pöttsching gehören „in die unmittelbare Nähe der Stufe Bronzezeit D".

Hinsichtlich der Chronologie spielt der Armreifen mit rundem Querschnitt (Abb. 1/4 a—b) geringere Rolle. Nach F. Köszegi [58]) war er ein ziemlich allgemein gebrauchter Typ der Spätbronzezeit und läßt „eine gewisse Verwandtschaft mit den stark gerippten Riegsee-Typen erkennen". Armreifen mit rundem Querschnitt kommen aber bereits während der Frühbronzezeit vor [59]). Der Querschnitt und die Ausbildung der Enden

scheinen bei der Zeitbestimmung der Armreifen ohne Bedeutung zu sein. Jedenfalls wird das Alter unseres Exemplares durch die Begleitfunde eindeutig bestimmt.

Sowohl aus dem Bericht der Archäologischen Gesellschaft des Komitates Sopron wie auch aus dem Artikel von F. Köszegi erfahren wir [60]), daß zum Grab von Pöttsching auch eine Henkelschale gehörte, die nicht mehr auffindbar ist. Diesbezüglich ist ein vor sechs Jahrzehnten veröffentlichter Aufsatz von M. Hoernes [61]) von großem Interesse. Er bildet darin eine schöne Henkelschale mit ringförmigem Henkel ab (Abb. 3): sie stammt aus einem bronzezeitlichen Grab bei Pöttsching unfern der Leitha. Es ist nicht unmöglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß dieses Tongefäß in unserem hier besprochenen Grab gefunden wurde. Jedenfalls ist es für denselben Zeitabschnitt kennzeichnend. F. Berg [62]) konnte vor längerer Zeit zeigen, daß dieses Schälchen zu den charakteristischen Keramikformen des Typus Velatice-Baierdorf zählt. Bezüglich der Zeitstellung dieser Henkelschalen gelangte die slowakische Forschung [63]) zu ähnlichen Ergebnissen. J. Paulik datierte die Schalen mit ringförmigem Henkel in die erste Hälfte der Stufe Hallstatt-A, da sie in der Čaka-Gruppe noch nicht vorhanden waren.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß das Grab von Pöttsching der Gruppe Velatice-Baierdorf angehörte. Sowohl der Grabbau, wie auch die Beigaben verraten ziemlich starke Traditionen der mittelbronzezeitlichen Hügelgräberkultur. Die besten Vergleichsstücke der Bronzewaffen sind aus dem Ostalpengebiet, Westungarn, der Südwestslowakei und Südmähren bekannt. Auch wichtige Kulturelemente aus dem Terramaregebiet [64]) lassen sich erkennen.

Was die Zeitstellung unserer Funde betrifft, weisen das Schwert (Abb. 2 a—e) und die Henkelschale (Abb. 3) eindeutig auf die Stufe Hallstatt A_1.

In den letzten Jahren haben H. Müller-Karpe [65]) und einige slowakische Forscher [66]) die Stufe Bz D als eine selbständige Kulturstufe zeitlich der reinen Hallstatt A Abschnitt vorangesetzt. E. Beninger [67]) betrachtet aber die endbronzezeitliche Periode nur als einen „Überscheidungs- oder Grenzhorizont", dessen Fundmaterial „Anklänge" an Bz D erkennen läßt. R. Pittioni [68]), F. Köszegi [69]), E. F. Petres [70]), E. Patek [71]) und O. Trogmayer [72]) (wie auch viele andere Forscher) stellen Baierdorf und die mit ihm verwandten Gräberfelder in einen frühen Abschnitt der Stufe Hallstatt A. Aus der jetzt veröffentlichten Tabelle von J. Bouzek [73]) ist ebenfalls ersichtlich, daß der Čaka-Baierdorf-Lednice-Horizont in die Stufe Hallstatt A hineinreicht. Es ist daher unmöglich, eine genaue Grenze zwischen den Stufen Bz D und Hallstatt A_1 zu ziehen [74]). Wie unsere obige Analyse zeigt, erscheinen auch im Fund von Pöttsching gute Typen der Periode Bz D mit charakteristischen Formen der Stufe Hallstatt A gemischt.

Anmerkungen.

[1]) Für Informationen, Inventarangaben und Lichtbilder bin ich der Museumsleitung in Sopron und Herrn Dr. Andreas Uzsoki, Direktor der Museen des Komitates Györ-Sopron, zu bestem Dank verpflichtet. Meine Forschungsreisen in Österreich und Ungarn wurden durch die finanzielle Hilfe der American Philosophical Society in Philadelphia, des American Council of Learned Societies in New York und der National Science Foundation in Washington, D. C., ermöglicht. Ein Wort der Dankbarkeit gilt allen diesen Organisationen.

[2]) Bericht über die Tätigkeit der Archäologischen Gesellschaft des Komitates Sopron im

Jahre 1892, Sopron 1893, S. 18—19. In der Zeitschrift „Nemzetör" (10. August 1909) soll eine Mitteilung von L. Bella über diesen Fund erschienen sein. Leider ist dieser Bericht mir nicht zugänglich.

[3]) H. Müller-Karpe, Die Vollgriffschwerter der Urnenfelderzeit aus Bayern, Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, 6, 1961 (weiter unten als Müller-Karpe 1961, zitiert) S. 14—17, 96—97 und Taf. 9, Fig. 6 ;Taf. 11 A: 1—5. Die Zeichnung wurde durch A. Csatkai gemacht. Ein Vergleich mit unseren Abbildungen zeigt, daß sie zum Teil ungenau ist.

[4]) Müller-Karpe, 1961, S. 96 und 97, spricht von einem „Grab- oder Depotfund". Der Fundort soll nach ihm in Ungarn liegen, doch ist dies nicht richtig.

[5]) F. Köszegi, Beiträge zu der Geschichte der älteren Urnenfelderkultur Transdanubiens, Alba Regia, 2—3, 1961—62 (Székesfehérvár 1963), (im folgenden als Köszegi 1963 angeführt), S. 25—31.

[6]) Köszegi 1963, S. 25.

[7]) Abkürzungen: Abb. = Abbildung; Dm. = Durchmesser; L. = Länge; D. = Dicke; Br. = Breite.

[8]) Verfasser ist für eine genaue Zeichnung des Schwertes, und für die freundliche Führung anläßlich seines Besuches im Museum der Direktion des Liszt Ferenc Museums sehr dankbar.

[9]) K. Willvonseder, Das Steinkistengrab der älteren Urnenfelderzeit von Illmitz im Burgenland, WPZ., 25, 1938, S. 109—128; S. 117—118.

[10]) R. Pittioni, Beiträge zur Urgeschichte der Landschaft Burgenland im Reichsgau Niederdonau, Wien 1941 (weiter unten als Pittioni 1941 zitiert), S. 69.

[11]) M. Hell, Salzburgs Urnenfelderkultur in Grabfunden, WPZ., 25, 1938, S. 84—108; S. 107. Vgl. R. Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes, Wien 1954, S. 411 und 415. Siehe auch R. Pittioni, Vom Faustkeil zum Eisenschwert, Horn 1964, S. 62.

[12]) F. Köszegi, Beiträge zur Geschichte der ungarischen Urnenfelderzeit. Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungaricae, 12, 1960, S. 137—186; S. 138—145. Vgl. Köszegi 1963, S. 26, wo die urnenfelderzeitlichen Hügelgräber von Mosonszolnok und Hövej behandelt werden.

[13]) J. Paulik, Das Velatice-Baierdorfer Hügelgrab in Očkov, Slovenská Archeológia, 10, 1962, (im folgenden als Paulik 1962 zitiert), S. 1—96; S. 28 und 31. Vgl. J. Paulik, K problematike čakanskej kultúry v Karpatskej kotline, Slovenská Archeológia, 11, 1963, (weiter unten als Paulik 1963 angeführt) S. 269—332 und 332—38 (deutsche Zusammenfassung); S. 336.

[14]) Paulik 1963, S. 336.

[15]) F. Berg, Ein Steinkistengrab der älteren Urnenfelderkultur aus Siegendorf, pol. Bez. Eisenstadt, Burgenländische Heimatblätter, 16, 1954, S. 108; S. 3—4.

[16]) J. Eisner, Slovensko v pravěku, Bratislava 1933, S. 101—103 und 300—301. F. Holste, Zur jüngeren Urnenfelderzeit im Ostalpengebiet, PZ., 26, 1935, S. 58—78; S. 71 ff. K. Willvonseder, Ein Vollgriffschwert der frühen Hallstattzeit von Steinhaus am Semmering (Steiermark), WPZ., 26, 1938, S. 65—74. J. Hrala, Otázka puvodu a rozšiřeni meču liptovského typu a meču a čiškovitou rukojeti, Question sur l'origine et l'extension des épées du type de Liptov et des épées à poignée en godet, Arch. rozhledy, 6, 1954, S. 215—226 (tschechisch), 285—286 (franz. Zusammenfassung). St. Foltiny, Ein Vollgriffschwert der Urnenfelderzeit von Fumarogo, Provinz Sondrio, Civiltà del Ferro, Bologna 1959, S. 579—591. Köszegi 1963, S. 25, 27 und 29.

[17]) Müller-Karpe 1961, S. 22.

[18]) Ebd., S. 14, Nr. 6.

[19]) Müller-Karpe 1961, Taf. 9, Fig. 1—2 und 5.

[20]) Ebd., S. 15 und Taf. 9, Fig. 7, 9—10.

[21]) Ebd., Taf. 10, Fig. 1—6 und 8. Vgl. S. 15, wo die folgenden Fundorte aufgezählt werden: Straupitz (Kreis Lübben, Brandenburg), Kolin und Kscheutz (Böhmen), Loretto, Lansach und „Lavanttal" (Österreich), „Ungarn" und Otok-Privlaka (Syrmien).

[22]) Ebd., Taf. 9, Fig. 4 (Wörgl) und Taf. 10, Fig. 6 (Unterradl).

[23]) F. Holste, Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter Bayerns, München 1953, Taf. 9 bis 14. Müller-Karpe 1961, S. 15 und 17. Köszegi 1963, S. 29 .

[24]) Müller-Karpe 1961, S. 17.

[25]) Ebd., S. 15—17.

[26]) Vgl. auch Köszegi 1963, S. 29.

[27]) M. Wosinsky, Tolnavármegye története (Geschichte des Komitates Tolna. Ungarisch). Teil I. Tolnavármegye az öskortól a honfoglalásig (Kom. Tolna von der Urzeit bis zur Landnahmezeit), Budapest 1896 (weiter unten als Wosinsky 1896 zitiert), S. 480 und Taf. 113, Fig. 15. Vgl. Müller-Karpe 1961, S. 16.

[28]) J. Hampel, A bronzkor emlékei Magyarhonban, Bd. 1, Budapest 1886, Taf. 119, Fig. 21. Köszegi 1963, S. 27.

[29]) J. Hampel, ebd., 2, 1892, Taf. 132, Fig. 2.

[30]) Ebd., Taf. 151, Fig. 17 und 21. Köszegi 1963, S. 27.

[31]) F. Holste, Hortfunde Südosteuropas. Marburg/Lahn 1951, S. 14 und Taf. 23, Fig. 18. Köszegi 1963, S. 27.

[32]) J. Hampel, ebd. (oben Anm. 28), Bd. 3, 1896, Taf. 215, Fig. 2.

[33]) Köszegi 1963, S. 27.

[34]) Ebd.

[35]) Ebd.

[36]) S. Mithay, Bronzkori kultúrák Györ környékén (Bronzezeitliche Kulturen in der Umgebung von Györ), Györ 1942 (im folgenden als Mithay 1942 angeführt), **Taf. 18, Fig. 8.** Vgl. Köszegi 1963, S. 27.

[37]) Mithay 1942, Taf. 19, Fig. 4.

[38]) J. Hampel, oben Anm. 28, Bd. 3, 1896, Taf. 186, Fig. 4. Vgl. Köszegi 1963, S. 26—27.

[39]) J. Paulik, K problematike mladšej doby bronzovej na juhozápadnom Slovensku. Zur Problematik der jüngeren Bronzezeit in der südwestlichen Slowakei. Archeologické rozhledy 12, 1960, S. 408—427 (tschechisch), 427 (deutsche Zusammenfassung). S. 417, Abb. 158, Fig. 4—5 (Čaka); Abb. 158; Fig. 15 (Hövej); Abb. 158, Fig. 27 (Mosonszolnok).

[40]) A. Knor, Halštatská mohila v Čace u Želiezovcu. Tumulus hallstattien de Čaka près de Želiezovce en Slovaquie, Arch. rozhledy, 4, 1952, S. 388—395 (tschechisch), 476—477 (französischer Auszug); S. 404, Fig. 209. Ebd., 12, 1960, S. 408—427; Abb. 158, Fig. 4—5.

[41]) Paulik 1963, oben Anm. 13, S. 324, Fig. 44: 1—2.

[42]) Pittioni 1954, S. 412, Abb. 285: 12.

[43]) PZ., 26, 1935, S. 68—71.

[44]) Paulik 1962, oben Anm. 13, S. 62. Paulik 1963, S. 335.

[45]) R. Peroni, Zur Gruppierung mitteleuropäischer Griffzungendolche der späten Bronzezeit, Bad. Fundber., 20, 1956 (im folgenden als Peroni 1956 angeführt), S. 69—92. Vgl. E. Sprockhoff, Ein Peschieradolch aus Niedersachsen, Germania, 20, 1936, S. 166—170. Derselbe, Nordische Bronzezeit und frühes Griechentum, Jahrbuch des Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 1, 1954, S. 28—110; S. 30 ff. Vl. Milojčić, Einige „mitteleuropäische" Fremdlinge auf Kreta, ebd., 2, 1955, S. 153—169; S. 158. H. Müller-Karpe, Zur spätbronzezeitlichen Bewaffnung in Mitteleuropa und in Griechenland, Germania, 40, 1962, S. 255—87; S. 269—271. Köszegi 1963, S. 27.

[46]) Wosinsky 1896, oben Anm. 27, Taf. 113, Fig. 12.

[47]) H. Müller-Karpe, Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen, Berlin 1959 (weiter unten als Müller-Karpe 1959 zitiert), Taf. 105, Fig. 12 und Taf. 106, Fig. 10. Vgl. Taf. 89, Fig. 12 und 16—18 (Cremona).

[48]) G. Säflund, Le terremare delle provincie di Modena, Reggio Emilia, Parma, Piacenza. Acta Instituti Romani Regni Sueciae 7, Lund—Leipzig 1939, S. 158 und Taf. 48: 10. Vgl. S. 254: Tafelverzeichnis.

[49]) Ebd., S. 51—53 und Taf. 45: 15. Vgl. S. 152.
[50]) Peroni 1956, oben Anm. 45, Taf. 7, Fig. 20.
[51]) Ebd., Taf. 6, Fig. 7.
[52]) Müller-Karpe 1959, oben Anm. 47, S. 188, Abb. 22: 15—17.
[53]) Ebd., Abb. 23: 23.
[54]) Müller-Karpe 1961, oben Anm. 3, S. 16—17.
[55]) Müller-Karpe 1959, oben Anm. 47, S. 91 und Taf. 107, Fig. 1—24.
[56]) Ebd., Taf. 106, Fig. 13 und 26. Vgl. S. 92.
[57]) Müller-Karpe 1961, oben Anm. 3, S. 16—17.
[58]) Köszegi 1963, S. 28.
[59]) St. Foltiny, Zur Chronologie der Bronzezeit des Karpatenbeckens. Bonn 1955, S. 26—27 (Stomfa).
[60]) Siehe oben Anm. 2 und 5.
[61]) M. Hoernes, Die älteste Bronzezeit in Niederösterreich, JZK., N. F., 1, 1903, Sp. 1—52; Sp. 46 und Fig. 52 auf Sp. 37—38.
[62]) F. Berg, Grabfunde der frühen Bronzezeit und der älteren Urnenfelderzeit aus Leobersdorf, NÖ., ArchA., 22, 1957, S. 14—31; S. 28 und Abb. 5/2. Unter den erwähnten Entsprechungen sind Velatice und Lednice in Mähren, Baierdorf und Gemeinlebarn in Niederösterreich, Oggau, Trausdorf und Siegendorf im Burgenland, Lengyel und Velemszentvid in Westungarn. Bei diesen Vergleichsstücken sind die hochgezogenen Henkel manchmal nicht ringförmig.
[63]) Paulik 1962, oben Anm. 13, S. 24, 27, 29, 50—51: Form L und S. 77, Anm. 85. Neunzehn Parallelstücke der Schale von Pöttsching wurden in Očkov allein gefunden.
[64]) Neben den oben erwähnten Aufsätzen von G. Säflund und R. Peroni siehe auch R. Pittioni, Italien, Urgeschichte. In: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Supplementband IX, 1962, Sp. 105—372; Sp. 223—231 und Tabelle 7 auf Sp. 209—210 (Phase Peschiera-Forli).
[65]) Müller-Karpe 1959, oben Anm. 47, S. 100 ff., 144 ff., 184 ff.
[66]) A. Točik — J. Paulik, Vyskum mohyly v Čake v rokoch 1950—51. Die Ausgrabung eines Grabhügels in Čaka in den Jahren 1950—51, Slovenská Archeologia, 8, 1960, S. 59—106 (slowakisch), 107—110 (deutsche Zusammenfassung); S. 93: chronologische Tabelle. Paulik 1962, oben Anm. 13, S. 56. Paulik 1963, ebd., S. 334.
[67]) E. Beninger, Die Urnengräber von Wieselsfeld, NÖ., ArchA., 30, 1961, S. 39—62; siehe S. 47 ff.
[68]) Pittioni 1954, S. 402.
[69]) Köszegi 1960, oben Anm. 12, S. 142—43, 152—57 und an vielen anderen Stellen.
[70]) E. F. Petres, Früheisenzeitliches Gräberfeld in Vál, Alba Regia 1, Székesfehérvár 1960, S. 17—42; S. 38—42.
[71]) E. Patek, Die Siedlung und das Gräberfeld von Neszmély, Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungaricae, 13, 1961, S. 33—82; S. 33—34 und 61, 74.
[72]) O. Trogmayer, Beiträge zur Spätbronzezeit des südlichen Teils der ungarischen Tiefebene, ebd., 15, 1963, S. 85—122; S. 108—110.
[73]) J. Bouzek, Bemerkungen zur slowakischen Bronzezeit. Musaica 5 (Sbornik Filozofickej Fakulty Univerzity Komenského), Bratislava 1965, S. 3—16; S. 10—11 und 15.
[74]) ArchA., 30, 1961, S. 61.

Ein späturnenfelderzeitliches Bronzemesser aus Rosenheim, p. B. Spittal a. d. Drau, Kärnten

Von Hans Dolenz, Klagenfurt.

Mit 1 Abbildung.

Beim Bau der Wasserleitung zum Hause Nr. 44, Rosenheim, Gem. Baldramsdorf, p. B. Spittal a. d. Drau, fand Herr Otto Leitner auf der Parz. Nr. 68/50 der Kat. Gem. Gschieß in einer Tiefe von rund 1,6 m ein urnenfelderzeitliches Messer (Abb. 1). Bei den Grabarbeiten wurden vom Finder weder Gefäßbruchstücke noch andere Kleinfunde, Leichenbrand oder eine Steinsetzung beobachtet.

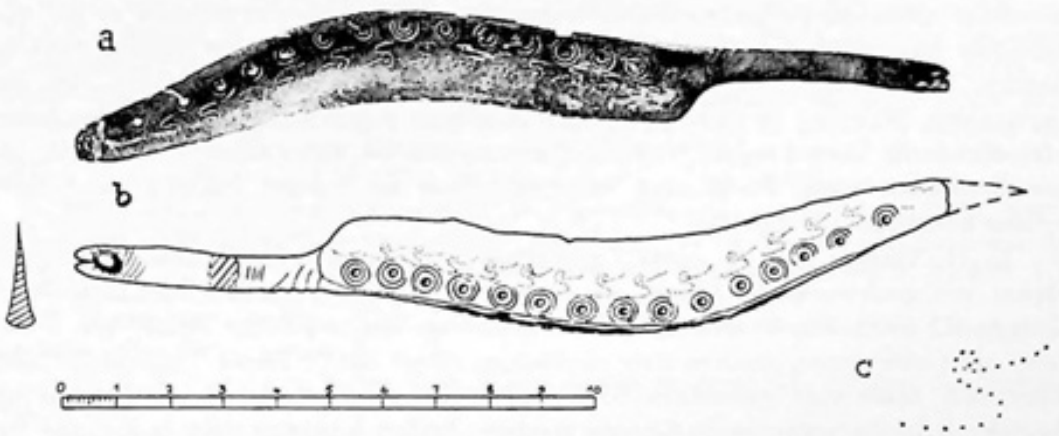


Abb. 1. Rosenheim, p. B. Spittal a. d. Drau/Kärnten. Bronzemesser, etwa $^2/_3$ n. Gr.

Der Fundort liegt auf einer sanften Lehne, einem Schuttkegel, am Nordabhange des Lampersberges und war noch wenige Jahre vor der Auffindung des Messers bewaldet. In der Nähe führt ein Weg auf den Lampersberg (1048 m) und von dort in das alte Goldbergbaugebiet der Siflitz, des Latschur (2236 m) und des Goldeckes (2139 m). Auf dem Übergange vom Lampersberg in die Siflitz wurde im Jahre 1956 ein Münzschatz von römischen Denaren der republikanischen Zeit gefunden. Die Prägungen umfassen den Zeitraum von 172 bis 27 vor Chr. [1]). Nächst Rosenheim liegt die Ortschaft Faschendorf, in deren Bereich römerzeitliche Gräber festgestellt wurden [2]).

Das Griffangelmesser aus Bronze, dessen Spitze abgebrochen ist, hat eine noch erhaltene Länge von 160 mm, bei einer ursprünglichen Länge von ungefähr 180 mm. Größte Klingenbreite: 18 mm. Die mit einer schrägen Kante von der Klinge abgesetzte Griffangel hat bei einer Länge von 45 mm einen rechteckigen Querschnitt von 5×6 mm. Am Ende der Griffangel ist ein Nietloch von 3 mm Durchmesser angebracht. Der leicht abgerundete, unverzierte Rücken der Klinge geht in den eingezogenen Schneidenteil über. Die Schneide ist einseitig gedengelt. Das Messer ist, bis auf abgesplitterte Stellen, durchwegs mit einer dunkelgrünen Patina bedeckt.

Die Verzierung der Klinge besteht aus einer Reihe unter dem Messerrücken angeordneter Würfelaugen, die aus einem eingetieften Mittelpunkt und zwei konzentrischen Kreisen gebildet sind. Unter diesen Würfelaugen ist weiters ein in Punktmanier eingeschlagenes Band S-förmiger Schlingen angeordnet. Stellt man aber das Messer auf den Rücken, so geben sich diese S-förmigen Schleifen deutlich als eine Reihe stilisierter Hallstattvögel, Enten, zu erkennen (Abb. 1 b).

Wie schon eingangs erwähnt, fehlen Beigaben, die auf eine Bestattung oder ein Depot hinweisen würden und damit einen Anhaltspunkt für eine genauere Datierung ergäben. Es muß daher das Messer von Rosenheim als Streufund und somit als Einzelfund gewertet werden.

Bei dem vorliegenden Messer treffen die Kennzeichen zweier voneinander verschiedener urnenfelderzeitlicher Typen zusammen. Erstens die vorwiegend in der süddeutschen Urnenfelderkultur und ihrer südöstlichen Nordtiroler Ausprägung vorkommenden Bronzemesser mit runder Griffangel und Nietloch [3]). Zweitens die dem sogenannten Matreier- beziehungsweise Pfattenertyp angehörenden Griffzungenmesser, oder die durch Verzierung verwandten Formen von Griffdornmessern, deren Klingen mit Ornamenten aus Würfelaugen oder Girlanden aus Linien, Punkten oder Halbkreisen bestehend verziert sind [4]).

K. H. Wagner reiht in seiner Zeitgruppeneinteilung der Nordtiroler Urnenfelder Messer mit geschwungener Klinge, eingezogenem Profil und runder Griffangel in die Gruppe III ein [5]). Ein Unterschied besteht allerdings darin, daß das Messer von Rosenheim nicht eine runde, sondern eine vierkantige Angel hat [6]). Dieser Unterschied allein kann aber kaum eine wesentliche Schwierigkeit für die Einordnung des Messers von Rosenheim in die vorgenannte Gruppe ergeben. Anders hingegen steht es mit der Verzierung dieser Messertype. Unter der verhältnismäßig großen Anzahl von Griffangelmessern aus dem Bereiche der Nordtiroler Urnenfelder, über 65 Stück, kommen nur vier Exemplare vor [7]), die in der Verzierung ihrer Klingen Beziehungen zu den Griffplattenmessern vom Typus Matrei oder Pfatten oder zu Griffdornmessern aus Süddeutschland oder Oberitalien zeigen [8]). Völlig aus der Reihe dieser Kombinationen von Verzierungselementen fällt die unter den Würfelaugen in Punktmanier verkehrt eingepunzte Girlande von Hallstattvögeln auf dem Messer von Rosenheim (siehe Abb. 1 b, c). Mit dem Symbolgehalt des Vogels und seinen Abwandlungen als magisches Heilszeichen haben sich besonders G. Kossak [9]) und E. Sprockhoff [10]) beschäftigt. Als Vergleichsstücke zu dem Rosenheimer Messer sind ein solches aus Estavayer, Kt. Fribourg [11]) und fünf von den Gräberfeldern in Pfatten-Vadena bei Bozen, Südtirol [12]), zu

nennen. Hier sind jedoch die Figuren nicht in Punktlinienmanier angedeutet, sondern mit kräftigen Strichen so ausgeführt, daß das Würfelauge gleichzeitig den Kopf darstellt [13]). Pfatten hat übrigens auch noch auf dem Hst B-Rasiermesser aus Grab 129 einen Vogel mit langem Schnabel und Körper-Innenzeichnung gebracht [14]).

Mithin kann nach den zur Verfügung stehenden Anhaltspunkten — Griffangel mit Nietloch und einer dem Matrei-Pfattener Typus ähnlichen Verzierung — das Messer von Rosenheim vorläufig nur ganz allgemein der Spätzeit von Hallstatt A zugeordnet werden. In der Verbindung zweier diese Zeit kennzeichnender Verzierungselemente, des Würfelauges und des Hallstattvogels, nimmt unter den bisher im Ostalpenraum gefundenen urnenfelderzeitlichen Messern das von Rosenheim eine Sonderstellung ein, sodaß für dieses die Bezeichnung Typus Rosenheim gerechtfertigt erscheint.

Anmerkungen.

[1]) L. Franz — A. Neumann, Lexikon ur- und frühgeschichtlicher Fundstätten Österreichs, 1965, Kärnten, Lampersberg, S. 43.

[2]) A. a. O., Kärnten, Faschendorf, S. 31, weiters ein Grab mit einer Kleinbronze des Kaisers Probus (276—282 n. Chr.), unpubl. Dolenz.

[3]) H. K. Wagner, Nordtiroler Urnenfelder, Röm.-germ. Forsch., 15, 1943, S. 24, C: Messer mit durchlochter Griffangel; H. Müller-Karpe, Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen, Röm.-germ. Forsch., 22., 1959, Tafelband Tf.: 186/D 1, 187/G 1, 190/K 3, 192/B 8, 206/C 2, 208/A 16.

[4]) H. Müller-Karpe, Grünwalder Gräber, PZ., XXXIV/V., 1949/50, S. 313, Abb. 1/2; Abb. 4 u. 8. — Derselbe, Beiträge zur Chronologie, Textband S. 193, Abb. 28/9, 10, Nordtirol. Typen der Stufe II, (nach H. K. Wagner), Ha A 1, wie auch Abb. 29/15, 16, Münchnergegend, Ha A 1; Abb. 26/8 u. 34/19, Oberitalien, Protovillanovakultur; Abb. 35/2, Nordtirol, Stufe III, Ha A 2; Abb. 37/15 Münchnergegend, Ha A 2; Abb. 51/1 südliches Ostalpengebiet Ha B 2; Abb. 52/1, Südbayern, Ha B 2, bzw. Tafelband 86 u. 87 und 184/G 3, 192/B 8, 9, 11, 211/F, wie auch H. K. Wagner, a. a. O., S. 25, Klingen seitlich verziert, u. P. Reinecke, Südtiroler Altertümer im Nationalmuseum zu München, WPZ., XXII., 1935, S. 1 ff., Abb. 1, Bronzen von S. Pietro über Borgo. — H. Kerchler, Grabreste der Urnenfelderkultur aus Pottschach, B. H. Neunkirchen, NÖ, ArchA., 28, 1960, S. 37, Abb. 1/5.

[5]) H. K. Wagner, a. a. O., S. 140.

[6]) Vierkantige Griffangel z. B. bei H. Müller-Karpe, Beiträge zur Chronologie, Textband, Abb. 58/9, 15, Este II.

[7]) H. K. Wagner, a. a. O., S. 25, Klinge seitlich verziert, FO.: Mühlau, Sonnenburg, Völs, Wilten.

[8]) Beispiele siehe Anm. 4.

[9]) G. Kossack, Studien zum Symbolgut der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas, Röm.-germ. Forsch., 20, 1954, S. 45 ff, 49, 61.

[10]) E. Sprockhoff, Nordische Bronzezeit und frühes Griechentum, Jb. Röm.-Germ. ZM., 1., 1954, S. 28 ff.

[11]) A. a. O., S. 64, Abb. 17/1.

[12]) E. Ghislanzoni, Il sepolcreto di Vadena (Bolzano), Monumenti Antichi, 38., 1940, Sp. 315 ff., Fig. 6, 9, 78. — Für diesen Hinweis danke ich vielmals dem ehemaligen Mitarbeiter von E. Ghislanzoni, Herrn A. Nicolussi — Klagenfurt.

[13]) Vgl. die Großaufnahmen bei G. Bermond Montanari, Pfatten, Bozen 1961, auf zwei nicht numerierten Tafeln im Anschluß an den nicht paginierten Text.

[14]) E. Ghislanzoni, a. a. O., Fig. 89 b (ohne Zeichnung) und Photo bei G. Bermond Montanari, a. a. O. — Für freundliche Mithilfe beim Nachweis von Vergleichsstücken habe ich Herrn Cl. Eibner, Wien, herzlich zu danken.

Höhenfunde aus Vorarlberg und Liechtenstein

Von Elmar Vonbank, Bregenz.

Mit 9 Abbildungen.

Funde in Höhen über den für die ur- und frühgeschichtlichen Perioden erkannten Obergrenzen der Dauersiedlungen in gebirgigen Gegenden sind für die archäologische Forschung in mancherlei Hinsicht interessant. Nach ihrer Lage im Gelände dürfen derartige hochalpine Altertumsfunde als frühe Zeugen für Paßverkehr, für Jagd, für Bergbau, für Alm- bzw. Alpwirtschaft (bajuwarische bzw. alemannische Bezeichnung) oder für Hochweidenutzung, aber auch als Siedlungsstreufunde im weiteren Sinne, somit als Belege für nahe Dauersiedlungen herangezogen werden.

Der Schriftleiter der ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA, R. Pittioni, schenkte solchen Funden in seinen Arbeiten verschiedentlich Beachtung. Ihm verdanken wir kulturlandschaftskundlich und wirtschaftsgeschichtlich aufschlußreiche Aussagen [1]). Als bescheidener Beitrag für die Festnummer anläßlich des Erscheinens des 40. Heftes dürfen daher wohl auch jene Hoch- oder besser Höhenfunde vorgelegt werden, die aus dem Grenzraum zwischen Ost- und Westalpen am Rheintalgraben südlich des Bodensees — aus Vorarlberg und Liechtenstein — stammen, dazu Einzelfunde vom Eingang der Seitentäler der Ill, der Alfenz und des Alvier, soweit sie auf den Rätikon, die Silvretta und auf das Arlberggebiet weisen [2]).

Nahe der Vorarlberger Landesgrenze gegen Tirol sind aus dem Hochtal des Zürsbaches, der am Flexen entspringt und in Lech a. A. in den jungen Lech mündet, eine Lappenaxt und ein Körpergrab bekannt geworden. Die mittelbronzezeitliche (Bc) unterständige Lappenaxt (Abb. 1) ist zwischen Zürs und dem Stutz, ob der schluchtartigen Talenge und stellenweise steilen Wegstrecke über Lech a. A. in ca. 1600 m beim Bau der Flexenstraße, einen Meter tief, im Jahre 1899 von Arbeitern gefunden worden [3]). Die Lage am Hang und die für einen alpinen Einzelfund in dieser Höhe außergewöhnliche Tiefe weisen auf Verschleppung durch Lawinen und Überdeckung durch Murschutt.

Das frühmittelalterliche Körpergrab aus dem 7. Jh. fand sich weiter taleinwärts unweit des Flexenpasses in der heute mit Großhotels bebauten Mulde des mondänen Wintersportplatzes Zürs a. A. in ca. 1720 m Höhe, als man im September 1950 einen isolierenden Graben auf der Ostseite des „Schweizerhäuschens", einem Nebengebäude des Sporthotels Lorünser, aushob [4]). Die flache Bodenwelle inmitten des engen Talbodens war seit dem Mittelalter lawinensicherer Standort der Hütte der

Alpe Zürs und noch bis vor dem Umbau nach dem ersten Weltkrieg diente das Schweizerhäuschen als Alphütte mit sommerlichem Sennereibetrieb. Trotz rascher Meldung durch das Gendarmeriepostenkommando Lech a. A. und sofortiger Besichtigung durch das Vorarlberger Landesmuseum am folgenden Tag war der Grabfund einer fachgerechten Untersuchung durch voreiligen Aushub bereits entzogen. Es konnten lediglich die ungefähre Lage des Skelettes nach den Knochenabdrücken fixiert und die Funde sichergestellt werden, diese aber kaum vollzählig, wie Beobachtungen, insbesondere auch an der Münze, ergeben haben. Daher ist über den Grabbau und die Bestattungssitte nur wenig auszusagen. Die südwest-nordöstlich orientierte Bestattung, in der Achse der Talung gelegen, erfolgte in einem einfachen Schachtgrab, in Rückenlage mit angewinkeltem rechten Unterarm und mit leicht angewinkelten Beinen. Finger- und Zehenknochen und andere kleine Skeletteile waren zum Teil vergangen. Die 25 cm tiefe, nicht besonders sorgfältig und ungleichmäßig ausgehobene Grabgrube im lehmig kiesigen Boden war von einer 5 cm starken schwarzen Humusschicht und von einer 25 cm mächtigen Murschuttablagerung bedeckt. Reste eines Bodensteinpflasters, einer umfassenden Trockenmauer, von Sarg- oder eines Totenbrettes und von Nägeln wurden nicht beobachtet und dürften wohl auch kaum vorhanden gewesen sein. Daß es sich um eine männliche Bestattung handelt, ist auf Grund der Beigaben anzunehmen. Der anthropologische Befund steht noch aus. Als Beigaben haben sich erhalten, bzw. sind bekannt

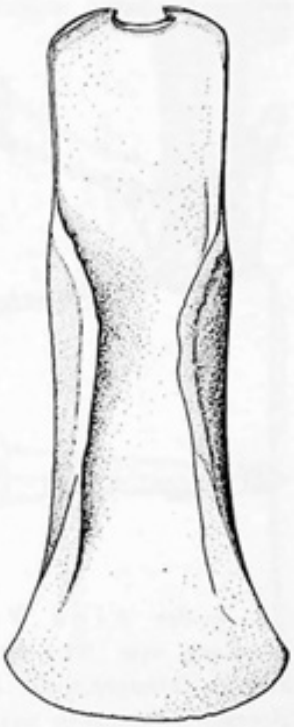


Abb. 1. Lech, zwischen Zürs und Stutz, Vorarlberg. Unterständige Lappenaxt. Zeichnung F. Metzler, Vorarlb. Landesmuseum, Bregenz.

geworden: Auf dem linken Becken As Caligula, MZST. Rom (37—38 n. Chr.) (BMC IMP I, 154, 45), Av.: (Caesar) AUG GERMANICUS (PON MTR POT) Kopf links, Rv.: (VESTA) S Vesta sitzend links [5]), daneben Gürtelschnalle aus Bronze, 3,6 cm lang mit Schilddorn, sowie organische Reste von einem Lederbeutel. Unter dem rechten Becken lag ein zerbrochenes und stark verrostetes einschneidiges Messer aus Eisen von 18 cm erhaltener Länge mit etwas geschweifter und vorne spitz auslaufender Klinge und anhaftenden Resten einer Scheide, ein $11^1/_2$ cm langer Feuerstahl, der durch Rost bereits stark zersetzt und zerbrochen war, sowie ein 12,5 cm langes Eisenstückchen und organische Reste, wahrscheinlich von einem Beutel für Feuerstein und Feuerstahl.

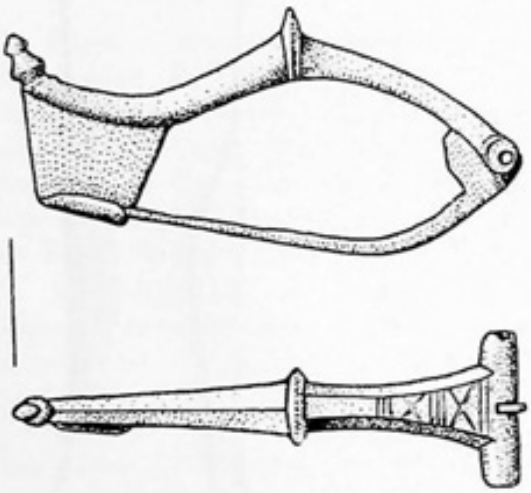


Abb. 2. Dalaas, Alpe Gwurf, Vorarlberg. Fibel des 2. Jhdt. n. Chr. Geb. Zeichnung G. Sturm, Staatssammlungen, München.

In der Alpe Wildebene unweit der Vorarlberger Grenze in der Gemeindemarkung von Steeg im obersten Tiroler Lechtal ist 1939 von einem Hirten eine eiserne latènezeitliche Fibel gefunden worden [6]), die vielleicht erst in römischer Zeit dorthin gekommen sein könnte [7]). Ebenfalls aus dem Einzugsgebiet des Lech, von der Alpe Gwurf ob Braz im Klostertal, Gem. Dalaas, auf der Paßhöhe zwischen Formarin und Mason in ca. 1900 m Höhe, stammt eine provinzialrömische, kräftig profilierte Bronzefibel einheimisch rätischen Fabrikats wohl aus dem 2. Jh. n. Chr. mit Scharnierkonstruktion (Abb. 2), die anläßlich einer Bergtour im Sommer 1922 nach Umstülpen des kargen Rasens durch Schneedruck auf dem nackten Fels, auf dem auch der Abdruck der Patina zu sehen war, zutage kam [8]).

Die zweite Gruppe der Höhenfunde stammt aus dem Rätikon und aus der Silvretta nahe der schweizerischen Landesgrenze mit Graubünden. Zuerst seien jene drei Objekte genannt, die im westlichsten Teil des Rätikons, in den Bergen beiderseits des oberen Saminatals, auf Alpen im Fürstentum Liechtenstein gefunden worden sind und heute im Liechtensteinischen Landesmuseum in Vaduz liegen. Infolge Abrutschens eines durch Viehtrieb stark ausgetretenen Wegrandes auf der Alpe Sücka, Gem. Triesenberg, wurde eine 30 cm tief im Boden steckende urnenfelderzeitliche

(Ha A), bronzene Lanzenspitze teilweise freigelegt und von Schülern anläßlich einer Bergwanderung im September 1963 aufgefunden [9]). Als Höhenlage des Fundortes wird ca. 1400 m anzunehmen sein.

Eine latènezeitliche Lanzenspitze aus Eisen ist 1940 beim Wegbau auf die Alpe Gritsch, Gem. Schaan, in einer Felsspalte entdeckt worden. Der Fundort ist in 1700—2100 m zu suchen. Die genaueren Fundumstände sind nicht bekannt und die Waffe im Vaduzer Inventar nicht mehr eindeutig zu identifizieren, da noch eine zweite



Abb. 3. St. Gallenkirch, Alpe Vergalda, Vorarlberg. Oberständiges Lappenbeil. Zeichnung F. Metzler, Vorarlbg. Landesmuseum, Bregenz.

eiserne Lanzenspitze der Latènezeit ohne genaue Fundortangabe aus Liechtenstein vorliegt [10]). Auf der Alpe Matta, Gem. Balzers, im Talschluß des Valorschtales, fanden im September 1958 zwei Hirtenbuben ein noch in einer eisernen Scheide steckendes, sehr gut erhaltenes 79,8 cm langes mittellatènezeitliches (LT B/C) Schwert aus Eisen, das mit seiner Spitze nur wenig aus dem 10 cm tiefen Humus und dem darunter liegenden Rüfeschutt herausragte. Die Fundstelle ist $1^1/_2$ km vom Mattlerjoch, einem Paßübergang nach dem Vorarlberger Gamperdonatal entfernt und liegt in 1850 m Höhe. Eine Nachuntersuchung des oberflächig liegenden Fundes am 40°-igen Hang erbrachte keinerlei weitere Anhaltspunkte [11]).

Südlich Tschagguns im Montafon erhebt sich zwischen dem Gauertal und dem Tal des Gampadelsbaches über der Alpe Grabs die 2168 m hohe Mittags-

spitze. In einer ihrer Schutthalden unterhalb des Gipfels fand ein Feriengast aus Nürnberg im Juli 1964 in ca. 2000 m Höhe eine bronzene Lanzenspitze mit Resten des Holzschaftes in der Tülle. Der oberste Teil der Spitze ist durch den Aufprall etwas verbogen und z. T. abgebrochen. Die Länge beträgt 19 cm. Die Blattschneiden sind leicht abgesetzt, die größte Blattbreite ist 4 cm. Die Lichte der 12,8 cm tiefen, doppelt gelochten Tülle mißt 2,1 cm [12]). Das bis auf eine kleine Einkerbung am Tüllenrand recht gut erhaltene und dunkel patinierte Objekt ist, wie die meisten einzeln gefundenen Lanzenspitzen, schwer zu datieren. Eine in Form und Größe ähnliche Lanzen-



Lanzenspitze. Zeichnung F. Metzler, Vorarlbg. Landesmuseum, Bregenz.
Abb. 4. St. Gallenkirch, Alpe Valzifenz, Schlappiner Joch, Vorarlberg.

spitze aus dem Torfried am Fuße des urgeschichtlichen Siedlungsplatzes auf dem Neuburghorst bei Koblach ist als mittelbronzezeitlich datiert [13]).

Mit drei Höhenfunden erscheint das Gargellental, Gem. St. Gallenkirch, im mittleren Montafon, in unserem Zusammenhang besonders interessant. Durch das Grenztal zwischen Rätikon und Silvretta führt über Alpenmatten ein bis in die Gegenwart häufig benutzter Übergang nach Klosters im Prättigau im schweizerischen Kanton Graubünden. Im Sommer 1882 wurde im Rosstäli auf der Alpe Vergalda unter dem Gamsblies in ca. 2000 m Höhe neben einem alten Pfad eine hallstattzeitliche oberständige Lappenaxt aus Bronze (Ha-C/D) gefunden [14]). Die Bemerkung des ehemaligen Besitzers, „beim Ausgraben einer großen Enzianwurzel in einer ziemlichen Tiefe losgerissen", ist wahrscheinlich so zu verstehen, daß der Fund höchstens 20—30 cm tief unter dem Rasen lag (Abb. 3). Eine genauere Lokalisation kann nach der schriftlich vorliegenden Meldung nicht rekonstruiert werden, da dort Valzifenz und Vergaldatal offensichtlich verwechselt worden sind und sich der Eigentümer wohl um das Objekt, weniger aber um die Klärung der Fundsituation beim Finder bemüht hatte. Jedenfalls liegt die Fundstelle unterhalb des Valzifenzer Grates, wo in der Nähe über der Alpe Valzifenz beim Schlappiner Joch im Sommer 1883 von einem Hirten eine frühbronzezeitliche Lanzenspitze (Abb. 4) in 2150 m gefunden worden ist [15]). Da der Finder

das Objekt als Gartenstock verwendet hatte, bevor es in die Sammlungen des Vorarlberger Landesmuseums kam, sind die Blattbreiten und die Spitze reduziert und ist die Patina nur noch in einem kleinen Rest erhalten geblieben.

Noch stärkere rezente „Bearbeitungsspuren" zeigt eine Lanzenspitze, die in Gargellen gefunden wurde (Abb. 5). Erst nach Vermittlung einer kurzen Notiz in den

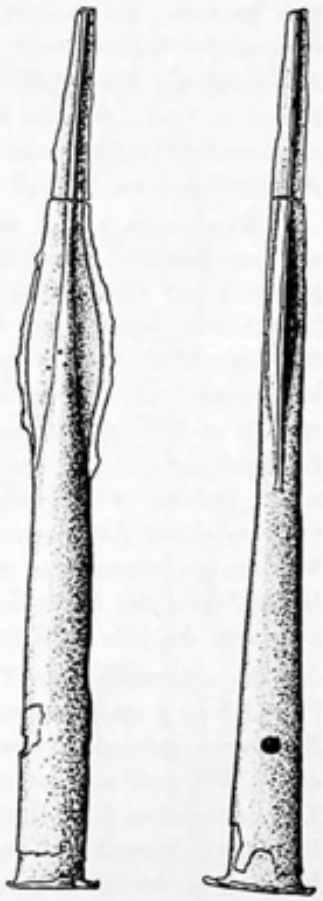


Abb. 5. St. Gallenkirch, Gargellen, Vorarlberg. Lanzenspitze. Zeichnung F. Metzler, Vorarlbg. Landesmuseum, Bregenz.

„Salzburger Nachrichten" vom 2. April 1962 durch die Vorarlberger Landeskorrespondenz hatte das Landesmuseum in Bregenz von diesem Fund Kenntnis erhalten [16]). Wie die sofort eingeleiteten Erhebungen ergaben, kam die Lanzenspitze schon im Jahre 1960 beim Aushub eines Wasserleitungsgrabens für das Ferienhaus eines schweizerischen Werkzeugfabrikanten am Hang über dem Hotel Alpenrose in ca. 1450 m Höhe unweit der Kirche von Gargellen ans Licht. Die genaueren Fundumstände ließen sich nicht mehr ermitteln, das Objekt konnte jedoch in der Schweiz ausfindig gemacht und dem Vorarlberger Landesmuseum übergeben werden. Es ist in zwei Teile zerbrochen, von dessen oberem Teil die eigentliche Spitze fehlt. Die schöne dunkelolivgrüne Patina ist

mit einem Messer fast vollständig abgekratzt, der Tüllenrand wurde durch Aufhämmern umgebogen und aufgeschlitzt, dort und um das eine der beiden Nietlöcher ist die Patina abgesplittert. Die wahrscheinlich schon bei der Auffindung stark wegkorrodierten Blattflügel wurden bis auf einen geringen Rest abgeschlagen und die obersten 6 cm der noch erhaltenen Spitze sind durch Verwendung als Bohrer der 1,5—2 mm starken Edelpatina beraubt. Das größere Stück mit Tülle und Hauptblatteil hat noch eine reduzierte Länge von 16,4 cm, das kleinere mißt ohne verlorengegangene Spitze noch 4,6 cm. Die ursprüngliche Gesamtlänge dürfte ca. 23 cm betragen haben, der Tüllendurchmesser bei 2 cm und die Tüllentiefe bei 13,6 cm liegen. Die genauere Gestalt des Blattes und der Flügel ist natürlich nicht mehr feststellbar. Ungefähr 3,6 cm vom ursprünglichen Tüllenrand entfernt liegt je ein rundes Nagel- oder Nietloch. Derartige Lanzenspitzen sind im südwestdeutschen Bereich der Urnenfelderzeit oder der Hallstattzeit zuzuweisen.

Wenn auch ein so pietätlos behandelter Altertumsfund für die typologische Auswertung beinahe unbedeutend erscheinen mag, so sind wir dem Grundeigentümer, Herrn Klaus Gebert aus Rapperswil, doch sehr dankbar dafür, daß er das unansehnliche Stück nicht einfach beiseitegeworfen hat. Für die landeskundliche Forschung und für die alpine Archäologie ist dieser Höhenfund aus dem Gargellental nicht weniger bedeutungsvoll, als jene beiden aus dem Vergaldatal und von der Valzifenzalpe weiter südlich und höher gelegen. Belegt er doch als gesicherter Zeuge die Begehung dieses Hochgebirgstales in urgeschichtlicher Zeit. Er zeigt aber auch als mahnendes Beispiel, neben anderen wohlerhaltenen Bronzefunden in den Landessammlungen, daß derartige Objekte durch die Finder nicht auf ihren Goldgehalt „untersucht" und daß sie, um Schaden zu vermeiden, jeweils rasch an das Landesmuseum als der zuständigen amtlichen Stelle der Bodendenkmalpflege gemeldet werden sollten, wie es die Landesbauordnung, die jede Baufirma kennt, verlangt [17]).

Eine nördlich von Tschagguns in ca. 1000 m Höhe, westlich von Bartholomäberg im Fritzentobel [18]) im Oktober 1935 beim Güterwegbau in der Nähe von Erzspuren gefundene eiserne Lanzenspitze mit Tülle der Spätlatènezeit könnte einen ersten Hinweis auf latènezeitlichen Eisenbergbau im Davenna-Itonskopfgebiet geben. Die zahlreichen Eisenfunde aus den beiden Jahrhunderten um Chr.Geb. von Bludenz-Unterstein-Montikel [19]) lassen vermuten, daß auch der ur- und frühgeschichtliche Eisenbergbau in der Nähe gelegen haben dürfte. Es ist bisher noch nicht untersucht worden, ob alle Pingen, Bergbauhalden usw. im Brandner-, Rells- und Gauertal und am Bartholomäberg, Innerberg und Kristberg, die man durchwegs als mittelalterlich und neuzeitlich anspricht, tatsächlich so alt sind, oder ob sich nicht auch ältere unter ihnen befinden.

Wie bereits eingangs erwähnt, dürfen mit den aufgeführten Höhenfunden je einer aus dem Klostertal, dem Montafon und aus dem Brandnertal, bzw. von deren Schwellen oder Eingängen genannt werden, weil sie zweifelsohne auch als Einzelfunde in diese Täler weisen und damit weiter auf die Höhen und Pässe im Süden und Osten des Landes vor dem Arlberg.

Auf die Bedeutung der bekannten Siedlungsfunde im Talkessel von Bludenz und auf die Einzelfunde im Stanzertal ist schon in anderem Zusammenhang verwiesen wor-

den [20]). Das jüngerurnenfelderzeitliche (Ha B_2) Antennenschwert [21]) vom Typus Zürich [22]) aus Bings, Stadtgem. Bludenz (Abb. 6), ist 1883 neben zwei Bronzemünzen des Claudius und Nero beim Durchstich der Deltaablagerungen der Alfenz für die Unterführung der Arlbergbahn, vor dem südöstlichen Sporn des Gasünder Bühels, freigelegt worden, an der Stelle, an der auch die moderne Arlbergstraße den

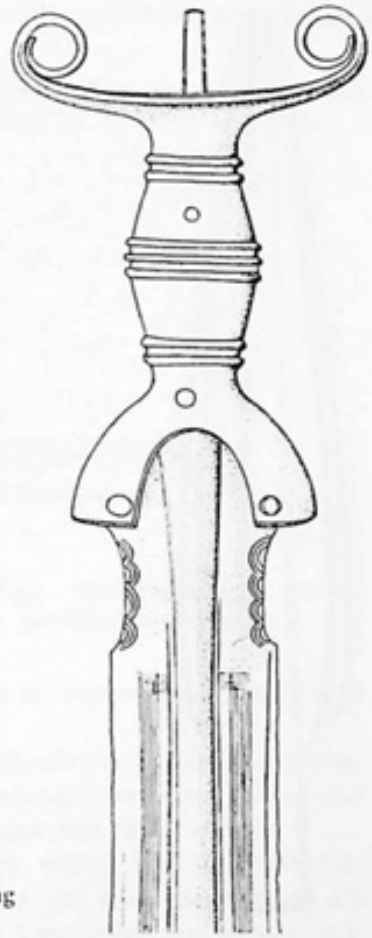


Abb. 6. Bludenz, Bings, Vorarlberg. Antennenschwert. Zeichnung F. Metzler, Vorarlbg. Landesmuseum, Bregenz.

inneren Walgau verläßt, um in das Klostertal einzumünden. Wie in einen tiefen Fjord sieht man von der Fundstelle in Richtung Arlberg.

Zur frühbronzezeitlichen Lanzenspitze vom Schlappiner Joch gesellte sich am 2. April 1957 als zweiter frühbronzezeitlicher Fund aus dem Montafon ein Randleistenbeil mit schmaler Bahn und halbrunder Schneide (Ba 2). Es ist ein Baggerfund vom Aushub eines Beckens, das die Vorarlberger Illwerke in der Parzelle Gantschier, Gem. Bartholomäberg, auf dem Talboden der Ill angelegt hatten. Das Beil vom Typus Langquaid ist 18 cm lang, beim Bahnende 7 cm breit, 385 gr. schwer und ent-

spricht fast genau den drei Beilen aus der Höhensiedlung Kadel bei Koblach auf dem Inselberg Kummen [23]). Die durchwegs schön erhaltene blaugrüne Patina beweist, daß das Objekt lange Zeit im Grundwasser der Illkiese gelegen hat, in nächster Nähe des Berghanges, an dessen Flanke auch heute noch die Hauptstraße südostwärts in die Berge der Silvretta hinein zieht.

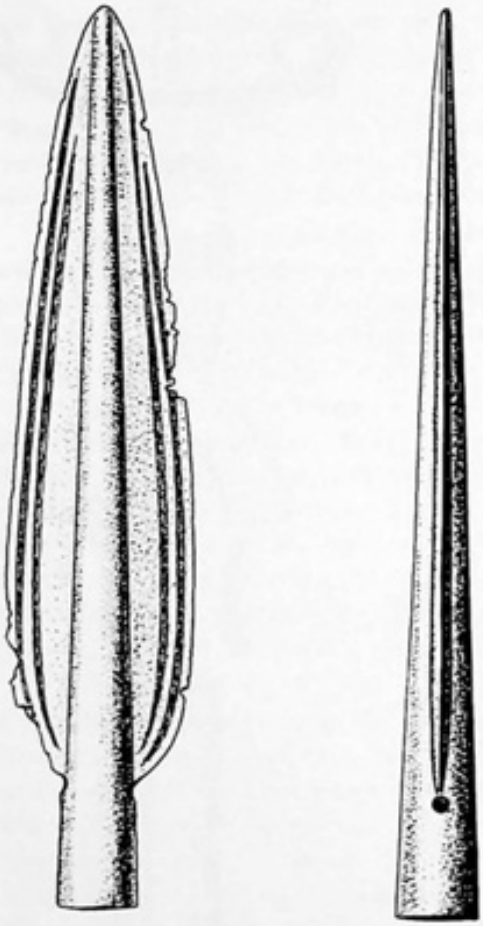


Abb. 7. Bürs, Vorarlberg. Lanzenspitze. Zeichnung F. Metzler, Vorarlbg. Landesmuseum, Bregenz.

Durch Vermittlung des Bezirkshauptmannes von Feldkirch, Herrn Hofrat Dr. Josef Graber, gelangte das Vorarlberger Landesmuseum in den Besitz einer jüngerurnenfelderzeitlichen bronzenen Lanzenspitze, die der Schüler Hubert Wallner am Rande des Schuttkegels der S c h e s a bei der Einmündung in die Ill, Gem. B ü r s, am 18. Juli 1959 gefunden hatte (Abb. 7). Das Stück ist bis auf Korrodierungen durch das Liegen im Wildbach am mittleren, am anderen unteren Blattrand, sowie auf der einen Seite und dort an einer Stelle am Tüllenrand sehr gut erhalten und mit schwarzgrüner dünner Patina versehen. Die Länge ist 21,5 cm, die größte Breite der gut entwickelten

Blätter 4,45 cm bei 7,5 cm Abstand vom Tüllenende. Die Tüllenlichte beträgt 1,6 cm, die Tiefe 14,4 cm. Die zwei Niet- oder Nagellöcher sitzen 2,6 cm vom unverzierten Schaftende entfernt direkt unter den Blattansätzen. Parallel zu den scharfen Schneiden laufen zwei Verzierungsrillen. Gewicht 164 gr. Der Fund am Fuße des Tschenglaplateaus läßt am ehesten die Vermutung wahrscheinlich werden, daß er durch das Wasser aus dem dortigen Bereich oder vom Bürserberg am Ausgang des Brandnertales transportiert worden ist. Von dort gelangt man auch heute noch in den über 1000 m hoch gelegenen



Abb. 8. Zwischenwasser, Vorarlberg. Obenständige Lappenaxt. Zeichnung F. Metzler, Vorarlbg. Landesmuseum, Bregenz.



Abb. 9. Zwischenwasser, Vorarlberg. Griffangelmesser. Zeichnung F. Metzler, Vorarlbg. Landesmuseum, Bregenz.

Talkessel von Brand. Die Mündungsschlucht des Alvier war unpassierbar und wurde erst in jüngster Zeit für den Fremdenverkehr erschlossen.

Die Objekte der dritten Gruppe der Vorarlberger Höhenfunde fanden sich weiter nordwärts auf den sonnigen Terrassen über der Rheintalbucht zwischen Klaus und Rankweil, im Vorarlberger „Paradies", im Gemeindegebiet von Zwischenwasser. Die absoluten Höhen der Fundstellen von nur knapp 400 m über der Alluvialfläche des Rheins sind zwar minimal, aber trotzdem dürfen wir auch diese Funde als Höhenfunde bezeichnen. Es sind eine urnenfelderzeitliche Lappenaxt aus Bronze mit Öhr [24]), die 1874 in der Parzelle Buchebrunn beim Erdaushub für einen Keller 2 m tief in Schottern einer glazialen Seitenmoräne gefunden worden ist (Abb. 8), sowie ein ebenfalls urnenfelderzeitliches bronzenes Griffangelmesser [25]), das um 1850 bei Rodungsarbeiten in der Parzelle Suldis als Oberflächenfund aufgelesen werden konnte (Abb. 9).

Als durch das Wasser zutal beförderten Einzelfund dürfen wir wohl auch die endfrühbronzezeitliche (Bb) Schwertklinge mit trapezförmig abgeschlossener Griffplatte ansehen, die am Ende der Mündungsschlucht der Frutz ins Rheintal bei der Brücke nach Batschuns in 2 m tiefen Kiesablagerungen unter einem Baumstrunk beim Roden entdeckt wurde [26]).

Jenseits des Kammes des Hohen Freschen ist im Einzugsbereich der Bregenzerach im Gemeindegebiet von Au im bisher fundfreien Bregenzerwald in der Nähe von Oberdamüls unter der 2095 m hohen Mittagsspitze im Mauerwerk einer Alphütte ein durchlochter Arbeitshammer aus Stein gefunden worden. Ich möchte ihn als urgeschichtliches Kulturerbe der im 14. Jahrhundert aus dem Wallis und aus Graubünden eingewanderten bäuerlichen Siedler ansehen, die in den hochgelegenen Vorarlberger Tälern eine neue Heimat fanden [27]).

Eine kulturlandschaftskundliche, verkehrs- und wirtschaftsgeschichtliche Auswertung der hier vorgelegten Höhenfunde eines kleinen Gebietes müßte notgedrungenermaßen viele Fehlerquellen in sich bergen und wäre mit Recht in mancherlei Hinsicht anfechtbar. In größerem Zusammenhang soll ein derartiger Versuch gewagt und die Ergebnisse vorgelegt werden [28]).

Die folgende Zusammenstellung der 14 Höhenfunde aus Vorarlberg und Liechtenstein berücksichtigt lediglich die augenfälligsten Aspekte:

Objekte:	Lanzenspitzen	6
	Lappenäxte	3
	Fibeln	2
	Messer	1
	Schwert	1
	Grab	1
Höhenlagen:	unter 1000 m	2
	ca. 1000 m	1
	1000 bis 1500 m	2
	1500 bis 1800 m	2
	1800 bis 2000 m	4
	2000 m und darüber	3
Datierung:	Bronzezeit	3
	Urnenfelderzeit	4
	Hallstattzeit	1
	Latènezeit	4
	Römerzeit	1
	Frühmittelalter	1
Fundtiefen:	Oberflächenfunde	5
	bis 30 cm	4
	30 cm bis 1 m	4
	1 m bis 2 m	1
Gefunden:	bei Bauarbeiten	6
	auf Bergfahrten	4

	auf Weidegängen	2
	beim Roden	1
	beim Wurzelgraben	1
Finder:	Bauarbeiter	6
	Bauern	2
	Hirten	3
	Touristen	3
Gefunden in	vor 1900	5
den Jahren:	1900 bis 1945	4
	nach 1945	5

Anmerkungen.

[1]) R. Pittioni, Urzeitliche „Almwirtschaft", MGG, 74, 1931, S. 108—113. — Derselbe, Urzeitliche „Almwirtschaft", MGG, 81, 1938, S. 196—198. — Derselbe, Urzeitlicher Siedlungsraum in Österreich, Erläuterungen zu vier Karten, Wien 1947. — Derselbe, Zur Urgeschichte des Bauerntums, Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1957, Nr. 21, S. 323—351 u. a.

[2]) Die bis 1937 bekannt gewordenen Funde sind bearbeitet von O. Menghin, unter Mitarbeit von A. Hild, G. Kyrle und G. v. Merhart in: Die vorgeschichtlichen Funde Vorarlbergs, ÖKT., XXVII, 1937 (zit. O. Menghin 1937).

[3]) O. Menghin 1937, S. 14, (Abb. 26, 5)

[4]) E. Vonbank, Quellen zur Ur- und Frühgeschichte Vorarlbergs (II), Montfort, Dornbirn 1955, S. 137.

[5]) Die Bestimmung erfolgte durch G. Bruck, der mit E. Holzmair vermutet, daß nach Art der Verkrustung ursprünglich mehrere Münzen zusammengeklebt sein müssen (FÖ, 3, 1959, S. 243).

[6]) FÖ., 3, 1948, S. 153. Wegen ihrer Grenzlage wird sie hier zu den Funden aus Vorarlberg gezählt.

[7]) Wie Osm. Menghin, Zur Ur- und Frühgeschichte des Außerfern, Tiroler Heimat, XV, 1952, S. 110 f. annimmt.

[8]) I. Flür, Kirchengeschichtliche Fragmente aus dem Walgau, Bregenz 1926, S. 62; FÖ., 1, 1934, S. 76 und Oswald F. Menghin, Eine römische Fibel von der Alpe Gwurf (Vorarlberg), Germania, 36, 1958, S. 157.

[9]) D. Beck, Fund einer Bronzelanzenspitze auf der Alp Sücka, Jahrbuch d. Hist. Vereins f. d. Fürstentum Liechtenstein, 63, Vaduz 1964, S. 171—173.

[10]) D. Beck, Fundberichte, Alpe Gritsch (Gemeindegebiet Schaan), Jahrbuch d. Hist. Vereins f. d. Fürstentum Liechtenstein, 58, Vaduz 1958, S. 323.

[11]) D. Beck, Fundberichte, Alpe Matta (Gemeindegebiet Balzers), Jahrbuch d. Hist. Vereins f. d. Fürstentum Liechtenstein, 58, Vaduz 1958, S. 319—323.

[12]) Das Vorarlberger Landesmuseum wurde auf den Fund durch den Direktor des Röm. Germ. Zentralmuseums in Mainz, Prof. Dr. Hans-Jürgen Hundt, im Sommer 1965 aufmerksam gemacht, dem das Stück zur Präparation vorlag. Ihm verdanken wir einen Abguß in Kunstharz. Verhandlungen mit dem Finder zwecks Überlassung des Vorarlberger Fundstückes sind im Gange.

[13]) O. Menghin, 1937, S. 21, Nr. 51.

[14]) O. Menghin, 1937, S. 14, Nr. 8.

[15]) O. Menghin, 1937, S. 14, Nr. 7. Laut Mitteilung des Montafoner Heimatforschers Ludwig Vallaster, Postmeister i. R., Gargellen vom. 2. 1. 1964, sei die Lanzenspitze von Pater Albuin Bischofberger gefunden worden, der 1840—1843 und von 1847—1876 Seelsorger in Gargellen war. Die Hirten der Alpe Valzifenz hätten diese als Mantelaufhänger in einen Vorkopf der oberen Alphütte geschlagen, von wo sie Pater Albuin mitnahm.

[16]) Eine genauere Beschreibung erfolgt in den Quellen zur Ur- und Frühgeschichte Vorarlbergs (IV), Jahrbuch d. Vorarlb. Landesmuseumsvereines, Freunde der Landeskunde, Bregenz 1967.

[17]) Weitere ur- und frühgeschichtliche Funde, die laut heimatkundlichem Schrifttum in der Silvretta zutage gekommen sein sollen, werden hier bewußt nicht angeführt, weil sie nicht mehr vorhanden sind und sich trotz intensiver Nachforschungen keine stichhaltigen Anhaltspunkte für die Glaubwürdigkeit derartiger Mitteilungen erbringen ließen. Wir haben sie aus der archäologischen Landesaufnahme gestrichen. Es handelt sich hauptsächlich um Nachrichten über Bronzefunde vom Zeinisjoch und von der Bielerhöhe, über Funde, die vor den großen Illwerkebauten ans Tageslicht gekommen sein sollen.

[18]) FÖ., 2, 1938, S. 289.

[19]) A. Hild, Funde auf dem Montikel zu Bludenz, und O. Menghin, Der Fundplatz „Unter dem Stein" in Bludenz, ÖKT., XXVII, 1937, S. 38—49.

[20]) E. Vonbank, Das Arlberggebiet in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Jahrb. d. Vorarlb. Landesmuseumsvereines, 1953, S. 12—15. — Derselbe, Bludenz, Kleiner Exerzierplatz, Montikel, Unterstein, in: L. Franz und A. Neumann, Lexikon ur- und frühgeschichtlicher Fundstätten Österreichs, Wien 1965, S. 174—175. — Derselbe, Zur ältesten Geschichte von Bludenz, Quellen zur Ur- und Frühgeschichte Vorarlbergs (III), Jahrb. d. Vorarlb. Landesmuseumsvereines — Freunde der Landeskunde, 1966, Bregenz 1966, S. 227—232. — Osm. Menghin, Zur Vor- und Frühgeschichte des Bezirkes Landeck, Landecker Buch, Bd. 1, (Schlernschriften, Bd. 133), Innsbruck 1956, S. 41 (Flirsch), 46 (Pettneu) und 49 (Strengen).

[21]) O. Menghin 1937, S. 10, Nr. 1, (Abb. 38, 4 und 4 a).

[22]) H. Müller-Karpe, Die Vollgriffschwerter der Urnenfelderzeit aus Bayern, Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 6, München 1961, S. 57, 58, 115.

[23]) E. Vonbank, Frühbronzezeitliche Siedlungsfunde im Vorarlberger Rheintal, Helvetia Antiqua, Festschrift Emil Vogt, Zürich 1966, S. 55—58, Abb. 1, Fig. 1—3.

[24]) O. Menghin 1937, S, 23, Nr. 70.

[25]) O. Menghin 1937, S. 23, Nr. 71.

[26]) O. Menghin 1937, S. 21, Nr. 60, und E. Vonbank, Zur Ur- und Frühgeschichte von Rankweil, Heimatbuch Rankweil, Rankweil 1966 (im Druck).

[27]) Der interessante Fund wird in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ausführlicher behandelt. Der „Schuhleistenkeil" vom Damülser Horn ist eine natürliche Bildung aus Flysch.

[28]) E. Vonbank, Studien zur Ur- und Frühgeschichte des Bodenseeraumes, Jan Thorbecke-Verlag, Konstanz 1967.

Eine Tierfibel der Hallstattkultur aus Horn, NÖ.

Von Friedrich Berg, Wien.

Mit 1 Abbildung.

Am Ostrand des niederösterreichischen Waldviertels liegt inmitten einer freundlichen, wenig bewaldeten Beckenlandschaft die Stadt Horn. Günstiges Klima und fruchtbare Böden lockten die Menschen schon in frühester Zeit hierher und führten vom Neolithikum an zu einer intensiven Besiedlung, die bis in historische Zeiten nicht mehr abreißt. Allein auf dem 12 qkm großen Gemeindegebiet von Horn sind fast alle Phasen der ur- und frühgeschichtlichen Kulturentwicklung durch Funde vertreten: Es gibt einen kleinen Fundplatz des Aurignacien und eine bedeutende Mesolithstation, Siedlungen der Lengyel-, Hügelgräber- und Hallstattkultur, einzelne keltische und germanische Hütten, Gräber der Urnenfelder-, Hallstatt- und Latènekultur und aus der Völkerwanderungszeit sowie awarische Bestattungen [1]).

Besonders konzentriert treten urzeitliche Hinterlassenschaften auf einer sanft nach Süden abfallenden, lößbedeckten Fläche östlich des geschlossenen Stadtgebietes bzw. nördlich des Bahnhofes auf, wo durch die weiträumige Abbautätigkeit einer Ziegelei und gelegentliche Erdbewegungen in einer benachbarten Molkerei seit Jahrzehnten ein reicher Anfall an Bodenfunden zu verzeichnen ist [2]). Schon in den Jahren 1909/10 wurden im Abbaubereich der Ziegelei, der damals noch südlich der Straße Horn—Breiteneich lag, hallstättische Keramikfragmente und Hirschhorngeräte sowie Körpergräber des 5. Jh. n. Chr. gefunden. Das Material gelangte in die Prähistorische Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien [3]). Zu Beginn der dreißiger Jahre wurde dann nördlich der Straße eine ausgedehnte Siedlung der Hallstattkultur angeschnitten [4]), in der seither eine Unzahl von Gruben — zuerst von J. Höbarth, später dann vom Verfasser — untersucht werden konnten. Die bisher westlichsten Ausläufer der Siedlung wurden mitten in der Molkerei festgestellt. Zwischen 1940 und 1965 kamen in der Ziegelei außerdem über 40 Brandgräber der Urnenfelderkultur zutage [5]), während in der benachbarten Molkerei schon 1938 drei Awarengräber freigelegt worden waren [6]). Eine Siedlung der Hügelgräberkultur vermutete J. Höbarth im Gelände zwischen Ziegelei und Molkerei [7]) und tatsächlich wurde 1964 an der westlichen Abbaugrenze des Ziegeleibetriebes eine mittelbronzezeitliche Grube mit reichem Scherbeninhalt angeschnitten, die allerdings bis heute nicht näher untersucht werden konnte, weil direkt darüber ein Feldweg führt. Weitere Funde sind für die Zukunft mit Sicherheit zu erwarten, da die Abbaufläche des Ziegeleibetriebes ständig erweitert wird und sowohl

das spätbronzezeitliche Gräberfeld als auch die hallstättische Siedlung sich noch weit über das bis jetzt abgegrabene Areal hinaus erstrecken dürften und die mittelbronzezeitliche Siedlung überhaupt erst angeschnitten ist [8]).

Wieviel hallstättische Gruben schon zutage getreten sind, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, gewiß waren es aber einige Dutzend, in der Mehrzahl Material- und Abfallgruben unregelmäßiger Form. Einige wenige rechteckige Gruben könnten Häuser oder Hütten als Überbau gehabt haben, doch konnte nichts Näheres konstatiert werden, war doch in keinem einzigen Fall eine planmäßige Freilegung möglich. Meist waren die Gruben, wenn ihre Auffindung gemeldet wurde, durch die Abbaumaschinen schon stark gestört, so daß nur ihre Lage eingemessen und der Inhalt — größtenteils Scherben, weiters Tongewichte, Spinnwirtel, Knochengeräte, Mahlzeitreste, Reibsteine etc. — geborgen werden konnte. In den letzten Jahren, seit mit einem Caterpillar gearbeitet wird, gelingt es nur selten, mehr als die tiefer liegenden Grubenreste zu untersuchen.

So war es auch bei jener Grube, deren Entdeckung Ziegeleibesitzer Thalhammer im September 1964 dem Höbarth-Museum meldete und die Verf. gemeinsam mit Präparator K. Docekal untersuchte. Der Caterpillar hatte nur mehr eine mit dunklem Material gefüllte Grube unregelmäßiger Form von 75 cm Tiefe und ca. 150 cm Durchmesser übriggelassen. Den Boden der Grube bedeckte eine 50 cm starke Aschenschichte, darüber lag an den Grubenrändern abgerutschter roter Sand, der Rest war mit Humus gefüllt. Die ursprüngliche Tiefe der Grube dürfte 150 cm betragen haben, ihre Form war nicht mehr zu bestimmen, weil der Caterpillar das Gelände völlig zerwühlt hatte. Das Fundmaterial, mit dem die Grubenfüllung durchsetzt war, unterschied sich in keiner Weise von dem aus früher entdeckten Gruben, nur kam in der obersten, bereits vom Caterpillar gelockerten Schichte erstmals ein fast vollständig erhaltenes Metallobjekt zutage, das größte Beachtung und Aufmerksamkeit verdient: Eine hallstättische Tierfibel (Abb. 1) [9]).

Die Fibel ist aus Bronze verfertigt, die Oberfläche tiefdunkelgrün bis bläulich patiniert. Den Bügel bildet ein streng stilisiertes Tier mit langgestrecktem Körper, erhobenem Kopf mit langer, gerader Schnauze und langem, dünnem, abwärts gebogenem Schwanz. Die Augen sind durch eine waagrechte Durchbohrung an der höchsten Stelle des Kopfes, der hier gratartig verdünnt ist, angedeutet, das Maul durch eine Querkerbe am Ende der Schnauze markiert. Letztere sowie Hals und Körper haben einen vierkantigen, der spitze Schwanz ebenso wie die in die Spiralfeder auslaufenden Hinterbeine (eigentlich nur ein Bein) haben runden Querschnitt. Die „Vorderbeine" werden durch die flach gehämmerte, lang ausgezogene Nadelrast gebildet, deren Schauseite zwei parallel laufende, eingeritzte Zickzacklinien trägt, während eine dritte solche, geknickte Linie auf der Rückseite, außen auf dem umgebogenen Teil der Nadelrast verläuft. Die Nadel selbst ist beim Ansatz der Spiralfeder (alt) abgebrochen und fehlt. Die Gesamtlänge der Fibel beträgt 6 cm, die größte Höhe 2,8 cm.

Eine sichere zoologische Bestimmung des dargestellten Tieres ist kaum möglich, doch lassen die Schnauzenform und der dünne Schwanz am ehesten an einen Hund denken. Ohne auf diese nicht so wesentliche Frage näher eingehen zu wollen, darf daran



Abb. 1. Horn, NÖ. Tierfibel, etwa $1^1/_2$ n. Gr.

erinnert werden, daß die hallstattzeitlichen Tierfibeln, soweit sie überhaupt eine eindeutige Identifizierung erlauben, am häufigsten Pferd und Hund, seltener Löwe und Hirsch darstellen; als Zu- oder Aufsatzfiguren kommen auch Vögel (Ente, Schwan?) vor. Das im Kultwesen der Hallstattkultur so bedeutsame Rind ist m. W. bisher als Bügelfigur einer Fibel nicht belegt.

Bevor versucht wird, den zeitlichen und kulturellen Rahmen für unsere Tierfibel abzustecken, sollen kurz die Begleitfunde erwähnt werden. Vorwiegend handelt es sich um Keramikabfall — rund 280 Scherben von mehr als 40 Gefäßen —, und zwar größtenteils um Reste von gröber ausgeführter Gebrauchsware. Obzwar kein einziges

Gefäß restaurierbar ist, läßt sich doch anhand charakteristischer Rand- und Bodenfragmente eine Reihe von Typen identifizieren.

Kegelhalsgefäß aus feinem Ton mit graphitierter Oberfläche (1 großes, 1 kleines Exemplar.

Schale mit eingezogenem Rand (ca. 12 Stück verschiedener Größe, etwa die Hälfte davon feine Ware mit graphitierter Oberfläche.

Schüssel (oder Urne?) mit stark ausladendem, kannelurverziertem Rand (1 kleines Randfragment).

Schüssel mit überhängendem Rand; grobe Hauskeramik (1 Stück).

Becher mit kaum geschwungener Wand; Hauskeramik (1 Stück).

Niedriger, stark gebauchter Topf mit leicht ausladendem Rand, unterhalb des Randes meist eine Reihe umlaufender Einstiche; Hauskeramik aus grobem Ton (ca. 5 Stück).

Höherer, schwach gebauchter Topf mit wenig ausladendem Rand, unter dem Rand waagrecht umlaufende, gekerbte Tonleiste bzw. Reihe von Fingernageleindrücken; typische Hauskeramik aus grobem Ton (ca. 18 Stück).

Großes, nicht näher bestimmbares Gefäß, dessen Wand Muster aus waagrechten Graphitstreifen und senkrechten Kannelurbändern trägt (2 Stück).

Neben den Tongefäßen fanden sich noch folgende Gegenstände:

Geringe Fragmente von 2 turbanförmigen Spinnwirteln aus Ton, der eine mit gezacktem Rand.

Fragment eines kleinen, gequetscht-kugeligen Tongewichts.

Ganz wenige fragmentierte Tierknochen.

Einige Schneckengehäuse und Muschelschalen.

Zwei Fragmente von Klopfsteinen aus Quarzit.

Das gesamte Ensemble ist typisch für die voll entwickelte Hallstattkultur in Niederösterreich. Fast alle angeführten Gefäßformen finden wir, unweit von Horn, im bekannten Gräberfeld von Maiersch [10]) oder in der großen Hallstattsiedlung von Großweikersdorf [11]) wieder. Nur die Parallelen zur Schüssel oder Urne mit stark ausladendem, mit Kannelurmustern verziertem Rand müssen wir südlich der Donau, in den Tumuli von Gemeinlebarn [12]) und Fischau-Feichtenboden [13]) suchen. Unsere Horner Grube wäre somit kaum beachtenswert gewesen, hätte sie nicht die bronzene Tierfibel enthalten.

Tierdarstellungen sind der Hallstattkultur durchaus geläufig und kommen sowohl in plastischer Ausführung aus Metall und Ton als auch in Bronze getrieben und als Ritzzeichnungen auf Keramik vor. Bekannte Beispiele aus Österreich sind etwa die Bleipferdchen aus Frög [14]) oder die Tonfiguren aus Gemeinlebarn [15]). Stilmäßig gehört unsere Tierfibel, wenngleich sie noch schematischer ausgeführt ist, in denselben Rahmen wie die eben erwähnten Plastiken, als Objekttypus steht sie aber ziemlich isoliert da. Vergleichbare Tierfibeln aus Österreich sind Verf. nur aus dem Gräberfeld von Hallstatt bekannt, und zwar je eine hundeartige Fibel aus den Gräbern 307 und 637 [16]) sowie zwei Pferdchenfibeln aus den Gräbern 288 und 778 [17]). Von einer in der Samm-

lung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien verwahrten Tierfibel ist der Fundort nicht bekannt, doch könnte sie ebenfalls aus Hallstatt stammen [18]). H. Müller-Karpe bildet eine Tierfibel aus „Matrei in Tirol" (am Brenner oder in Osttirol?) ab, die jenen aus Hallstatt ähnelt [19]). In derselben Arbeit sind noch etliche andere, allerdings schon entferntere — weil jüngere — Verwandte unserer Horner Fibel aus Slowenien und Venetien angeführt [20]). Eine gute, für die Datierungsfrage wichtige Parallele ist schließlich aus Bologna-Savena bekannt [21]). Damit dürften die Vergleichsbeispiele erschöpft sein, wenn wir von den Tierfibeln im allgemeinen absehen, die ja über viel weitere Gebiete und Zeiträume verbreitet sind als der hier behandelte Typus.

Was die Datierung unserer Fibel anlangt, haben schon die keramischen Begleitfunde gezeigt, daß wir uns in der gut ausgeprägten Hallstattkultur bewegen. Obwohl das reiche Fundmaterial dieser Kultur in Niederösterreich bislang keine zeitliche Aufgliederung erfahren hat und allgemein bloß der Stufe C nach Reinecke zugerechnet wird, glauben wir doch, durch die Anknüpfung an das Gräberfeld von Hallstatt zu einer genaueren zeitlichen Einordnung der Horner Fibel zu gelangen. In Hallstatt treten die wenigen, dort gefundenen Tierfibeln ausschließlich in den „älteren Gräbern" auf, und zwar vornehmlich in jenen ohne Waffen. Absolutchronologisch fallen diese nach K. Kromer in die Zeit von 800/750—600, wobei K. Kromer mit dem Zeitansatz nur deswegen bis an den Beginn des 8. Jh. hinaufrückt, weil in den älteren Gräbern noch eine gewisse Urnenfeldertradition spürbar ist [22]). Nachdem unsere Tierfibel zweifelsohne eine echte Hallstattform darstellt, möchten wir sie zeitlich keinesfall vor 750 ansetzen.

Nach J. Sundwall dürfte die Tierfibel „wenn überhaupt in Italien, im nördlichen Teil desselben entstanden sein, und zwar ziemlich spät, d. h. erst am Anfang von Benacci II" [23]). J. Sundwall gibt die Dauer dieser Stufe mit 725—675 an und stimmt somit in der Datierung der ältesten Tierfibeln mit H. Müller-Karpe überein, der meint, daß diese „schon in der 2. Hälfte des 8. Jh. beginnen" [24]). Ob den italischen oder den mitteleuropäischen Tierfibeln die genetische Prioritätsstellung einzuräumen ist, wagen wir nicht zu entscheiden, doch werden wir nicht fehlgehen, wenn wir die Horner Tierfibel in die Zeit um 700 v. Ch. G. setzen.

Anmerkungen.

[1]) Ausführliche populärwissenschaftliche Darstellung der Horner Funde bei F. Berg, Der urzeitliche Mensch auf dem Boden der Stadt Horn, Horner Kalender 1958, S. 21 ff.

[2]) Dank der Aufgeschlossenheit der Ziegeleibesitzerfamilie Thalhammer und des Interesses der im Betrieb beschäftigten Arbeiter wurden alle Bodenverfärbungen und Funde dem Höbarth-Museum der Stadt Horn gemeldet. Gleichermaßen verfuhr die Leitung der Molkerei, so daß beiden genannten Betrieben bzw. allen beteiligten Personen besondere Anerkennung auszusprechen ist.

[3]) Freundliche Mitteilung von K. Kromer, bzw. H. Mitscha-Märheim, Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren, Wien 1963, S. 47.

[4]) J. Höbarth, FÖ., I/1930, S. 172 und 230.

[5]) F. Berg, Die Ausgrabungen des Höbarth-Museums der Stadt Horn von 1954—1959, Das Waldviertel, N. F. 10/1961, Heft 1/2, S. 2 ff. und 3/4, S. 33 ff.

[6]) J. Höbarth, FÖ., III/1948, S. 167 und IV/1952, S. 68 sowie H. Mitscha-Märheim, Eine awarische Grenzorganisation des 8. Jahrhunderts in Niederösterreich, Jahrbuch des RGZM Mainz, 4., 1957, S. 129 ff.

[7]) J. Höbarth, FÖ., III/1948, S. 133.

[8]) Sämtliche Funde aus der Zeit nach dem 1. Weltkrieg werden im Höbarth-Museum der Stadt Horn verwahrt.

[9]) Siehe auch: F. Berg, Ein bemerkenswerter hallstattzeitlicher Fund aus Horn, NÖ., Österreich in Geschichte und Literatur 9/1965, Heft 2, S. 98 ff.

[10]) F. Berg, Das Flachgräberfeld der Hallstattkultur von Maiersch, Veröffentlichungen der Öst. Arb.-Gem. f. Ur- und Frühgeschichte, IV., 1962.

[11]) H. Tripp, Vorgeschichtliche Siedlungsgrabungen in Groß-Weikersdorf (Niederdonau), MAG., LXXI., 1941, S. 260 ff.

[12]) J. Szombathy, Die Tumuli von Gemeinlebarn, MPK., I., 1930, S. 70 f., Fig. 68—71.

[13]) J. Szombathy, Die Tumuli im Feichtenboden bei Fischau am Steinfeld, MAG., LIV., 1924, Taf. I/658, IX/805.

[14]) W. Modrijan, Die figurale Bleiplastik in Frög, Carinthia I., 140., 1950, S. 91 ff.

[15]) J. Szombathy, Anm. 12, S. 59, Fig. 34—38.

[16]) K. Kromer, Das Gräberfeld von Hallstatt, Firenze 1959, Taf. 53/8 und 120/5.

[17]) K. Kromer, a. a. O., Taf. 46/9 und 163/8.

[18]) Freundliche Mitteilung von H. Friesinger.

[19]) H. Müller-Karpe, Die späthallstattzeitliche Tierfibel von Kastlhof, Landkreis Riedenburg (Oberpfalz), Aus Bayerns Frühzeit, München 1962, S. 108, Abb. 3/1.

[20]) H. Müller-Karpe, a. a. O., S. 107, Abb. 2 und 108, Abb. 3.

[21]) H. Müller-Karpe, Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen, RGF., 22., 1959, S. 200, Abb. 57/13.

[22]) K. Kromer, a. a. O., S. 25 f. und Taf. 8/8, 10/10, 12 bzw. S. 28.

[23]) J. Sundwall, Die älteren italischen Fibeln, Berlin 1943, S. 62.

[24]) H. Müller-Karpe, a. a. O., S. 62.

Das Zeichen des heiligen Rindes

Von Leonhard Franz, Innsbruck.

Mit 7 Abbildungen.

Im Jahre 1858 wurde in Hallstatt das Grab 671 gehoben. Darin fand sich außer anderen Gegenständen ein annähernd halbkugeliges Bronzebecken, auf dessen Rand eine Kuh steht (Abb. 1). Sie ist gegen die Mitte des Mündungskreises gerichtet, ihre Vorder-



Abb. 1. Hallstatt, OÖ., Grab 671. Naturhistor. Museum, Wien, Prähistorische Abteilung. Museumsaufnahme.

beine ruhen auf einem Ständer, der auf dem Gefäßboden angenietet ist und bis zur Höhe der Mündung reicht. Auf der Stirn der Kuh saß in einer dreieckigen, mit der Spitze gegen die Schnauze gerichteten Vertiefung eine Platte aus Bein, von der nach ihrer, durch E. Beninger veranlaßten chemischen Untersuchung heute nur mehr ein Rest vorhanden ist [1]).

Elf Jahre nach der Entdeckung dieses Grabes wurde in der Höhle Býčiskála bei Brünn eine 10 cm lange bronzene Stierfigur entdeckt, auf deren Stirn ein Eisenplätt-



Abb. 2. Rabensburg, NÖ. Instiut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien. Institutsaufnahme.

chen in Form eines ebenfalls mit dem Scheitel nach abwärts weisenden Dreiecks eingelegt ist, außerdem je eines auf den Schultern [2]). Vielleicht war der Stier wie die Kuh von Hallstatt ursprünglich in einem Gefäß befestigt gewesen. Der Rest eines auf der Unterfläche eines Hinterfußes angegossenen Nietstiftes, die Niete auf dem Boden eines in der Höhle gefundenen Bronzeeimers sowie der Patinafleck nach einer Stützauflage führten E. Beninger zu der Vermutung, „daß der Bronzestier diesem Bronzeeimer als Griff diente".

Als Matthäus Much 1877 die Hügelgräber im niederösterreichischen Bezirk Mistelbach erforschte, fand er in einem Tumulus bei Rabensburg ein bombenförmiges, auf vier Tierbeinen stehendes Tongefäß, aus dessen Rand ein Rinderkopf ragt, auf der



Abb. 3. Klein-Klein, Burgstall, Tschamnegger Kogel, Steiermark. Landesmuseum Joanneum Graz, Abtlg. für Vor- und Frühgeschichte. Aufnahme Oberrestaurator F. Rath.

gegenüberliegenden Seite ein kurzer Schwanz. Die Stirn des Tieres verzieren vier ineinandergeschachtelte eingeschnittene Dreiecke (Abb. 2) [3]).

Aus einem gleichfalls beigabenreichen Hügelgrab in Gemeinlebarn (Niederösterreich, p. B. St. Pölten) stammt ein Tongefäß, an dessen Bauch auf gegenüberliegenden

Stellen zwei plastische Rinderköpfe angebracht sind. Auf der Stirn und bis zu den Nüstern haben sie einen aus einem Graphitauftrag bestehenden, scharf begrenzten Fleck, der allerdings nicht dreieckig ist, sondern annähernd trapezförmig [4]).

Auf Grund dieser Funde von Rinderdarstellungen mit Stirnmarke erinnerte man sich — z. B. tat das J. Szombathy — an Hapi, den heiligen, von den Griechen Apis genannten Stier der Ägypter, denn als seine äußeren Kennzeichen galten weiße Partien auf dem schwarzen Tier, besonders ein weißer Stirnfleck; er ist auf manchen Apis-Bildern als Dreieck zu sehen [5]).

Solche Flecken entstehen auf lebenden Rindern und Pferden durch angeborene Pigmentlosigkeit in Haar und Haut, wobei der Fleck auf der Stirn die Form eines Dreieckes annehmen kann [6]). Nach dem Stirnfleck haben das Bläßhuhn (*Fulica atra*) und der Bläßbock (*Damaliscus albifrons*) ihre Namen, denn ein derartiger Fleck wird im Deutschen Bläße genannt (englisch blaze).

Die erwähnten Rinderdarstellungen aus Österreich und die mährische sind in ihrem Raum bisher die einzigen mit Bläße geblieben, es sei denn, daß die in einem spitzen Winkel nach aufwärts aneinandergereihten Dellen auf einem vollplastischen, mittels eines Zapfens an einem Gefäß befestigt gewesenen Rinderkopf (Abb. 3) aus Klein-Klein (Steiermark) als eine vom Töpfer verkehrt gestellte Bläße aufzufassen sind [7]). Außerhalb Österreichs und Mährens sind aber Bläßen ebenfalls vorhanden und sogar lange vor der späten Hallstatt-Zeit, sodaß die Stirnmarke sich als eine in Raum und Zeit weit verbreitete Erscheinung erweist.

Ich stelle im folgenden die betreffenden Belege zusammen, wobei ich sicherlich keine Vollständigkeit erreichen kann, denn in der Fundliteratur fehlt es an genügenden Hinweisen auf die Bläße und in Abbildungen ist die Stirn der Tiere oft nicht oder nur undeutlich zu sehen. Beispielsweise wäre mir infolge der seitlichen Aufnahme der rekonstruierten Eingangshalle des Tempelpalastes von Guzana (Tell Halaf) bei H. Th. Bossert (Altsyrien, 1951, Abb. 450) entgangen, daß der Stier, auf dem die mittlere Gottheit steht, ein Stirndreieck hat, wenn mir nicht L. Cottrell (Verschollene Königreiche, 1959) in die Hand gekommen wäre, wo auf Taf. 90 der andere Blickpunkt das Dreieck deutlich erkennen läßt.

Ich bringe nun eine Liste der Stirnzeichen nach formalen und technischen Gruppen mit kurzen Hinweisen auf die Literatur, in der Abbildungen zu finden sind.

Bläße als volles Dreieck eingelegt:

Kupferner Ziegenkopf, in der Mitte des Dreiecks eine kleine Scheibe. Sumerisch, Schuruppak-Fara oder Nippur, 1. Hälfte des 3. Jahrtausends [8]).

Bronzenes Rind auf Ständer, Dreieck aus Silber. Alaça Höjük (nördliches Kleinasien), 2. Hälfte des 3. Jahrtausends [9]).

Bläße als Dreieck in Umriß graviert:

Kupferner Rinderkopf. Aus einem Tempel bei Bagdad, Mitte des 2. Jahrtausends [10]).

Rückwärts flache Rinderköpfchen aus Bronze, an eine Sanguisuga-Fibel aus dem späthallstattzeitlichen Brandgrab von Safozza angehängt. Museum Belluno (mündliche Mitteilung von Osm. Menghin).

Stierköpfe als Enden zweier goldener, offener Armreifen. Auf dem einen Reif Stirndreieck in Umriß, auf dem zweiten sitzt innerhalb des in Umriß gravierten Dreiecks eine Vertiefung, die ursprünglich eine Einlage aufgenommen haben dürfte. Siebenbürgen, 4. Jahrhundert v. Chr. [11]).

Bläße als Dreieck in Umriß gemalt:

Tönerner Stier. Phaistos, 2. Hälfte des 2. Jahrtausends [12]).

Bläße als volles Dreieck gemalt:

Tönerner Rinderkopf, vermutlich Teil eines Gefäßes. Roter Überzug, auf der Stirn cremefarbiges Dreieck. Tokat (nordwestliches Kleinasien), 2. Jahrtausend [13]).

Bläße als Dreieck getrieben:

Goldene Rinderköpfchen als Anhängsel, zwei Dreiecke ineinandergeschachtelt. Grabfund Magnesia (westliches Kleinasien), 2. Jahrtausend [14]).

In allen diesen Fällen ist die Bläße ein nach abwärts gerichtetes Dreieck und ohne Andeutung der Haare. Näher der zoologischen Wirklichkeit stehen jene Rinderdarstellungen, auf welchen innerhalb eines Stirndreiecks die Haare angedeutet sind:

Drei plastische Rinderköpfe am Rand einer bronzenen Schale, Haare in Flachrelief. Östliches Kleinasien, um 1000 v. Chr. [15]).

Tönerner knieender Stier als Askos, auf der Stirn zu einem Dreieck angeordnete Einstiche. Nekropole Spina, 4. Jahrhundert [16]).

Durch Punkte ausgefülltes Dreieck an der Stirn des Stieres auf einer getriebenen Silberplatte mit Tierkampf, Süd-Rußland, 1. Jahrhundert v. Chr. [17]).

Als Dreieck angeordnete plastische, stilisierte Haare verzieren die Stirn des 1883 in den Bauresten des Forums von Octodurum-Martigny (Wallis) mit Bruchstücken von Monumentalstatuen gefundenen bronzenen Stierkopfs (Abb. 4). Diesem dreieckigen Gebilde liegt jedoch nicht die Bläße zugrunde, sondern der vom Stirnwulst nach vorn fallende Haarschopf, den der Künstler übertrieben breit und sozusagen als Frisur wiedergegeben hat. Vielleicht dachte auch der Verfertiger des Rabensburger Rindes nicht an die Bläße, sondern an den Stirnschopf. An dem auf einem Tongefäß von der Insel Psyra bei Kreta gemalten Stierkopf (Mitte des 2. Jahrtausends) sind die Stirnhaare durch verschieden große Ovale innerhalb eines zu denkenden Dreiecks vertreten [18]). Dagegen ist auf steinernen Stierprotomen (5./4. Jahrhundert v. Chr.) im Nationalmuseum Beirut innerhalb der stilisierten Stirnlöckchen eine dreieckige Fläche leergelassen [19]); hier wollte der Künstler die Bläße also eindeutig wiedergeben.

Eine andere Art, einen Rinderkopf auszuzeichnen, besteht darin, daß die Gesichtshaare als Wirbel um einen Mittelpunkt angeordnet wurden. Das Vorbild hiezu ist der auf der Stirn lebender Rinder, besonders der Stiere, leicht-wirbelähnliche Wuchs der Härchen, er wurde von den alten Künstlern statt einer Bläße verwendet und verdeutlichend übertrieben nachgebildet, wie die folgenden Belege dartun:

Stierkopf-Rhyton aus Steatit. Gravierte Haarlocken bedecken die Stirn auf einer Fläche, die nach abwärts ein abgestumpftes Ende hat, dort sitzt ein Wirbel. Ein gleicher ist auf der Stirn zwischen den Hörnern angebracht. Knossos, Mitte des 2. Jahrtausends [20]).

Tönernes Kuhkopf-Rhyton, zwischen den Hörnern Haarwirbel. Spina, 5. Jahrhundert v. Chr. [21]).

Silberne Stierköpfchen, 3,5 cm hoch, mit Öse auf der Rückseite. Rumänien, 5. Jahrhundert v. Chr. [22]).

Goldenes Rhyton, unterer Teil als Kopf eines Damhirsches geformt. Auf seiner Stirn Härchen um einen Mittelpunkt als kreisförmig begrenzter Wirbel. Panagurischte (Süd-Bulgarien), 4./3. Jahrhundert v. Chr. [23]).



Abb. 4. Octodurum-Martigny, Kt. Wallis, Schweiz. Musée de Valère, Sion-Sitten. Aufnahme Studio-Camera, Sion.

Stier auf einer gepreßten Silberscheibe, je ein Haarwirbel auf Stirn und Schulter. Süd-Rußland, 3./2. Jahrhundert v. Chr. [24]).

Von zwei auf einem Pilaster in der sog. Casa del Conte di Torino zu Pompeji angebrachten Bronzescheiben (Durchmesser 11,6 cm) ragen je ein Stierkopf mit zentriertem Haarwirbel und ein Schiffsbug heraus [25]).

Auf der Stirn des Stiers auf der Innenseite der Bodenplatte des Silberkessels von Gundestrup sind die Härchen als Dreiwirbel zu sehen (Abb. 5).

Im Grab des 428 gestorbenen Frankenkönigs Childerich zu Tournai (Belgien) 1653 gefundener Goldbeschlag in Form eines Rinderkopfes mit Stirnwirbel. Auf der flachen Rückseite drei Ösen [26]) (Abb. 6).

Mitunter ist der Wirbel durch eine Rosette ersetzt; so hat der Künstler des aus Silber getriebenen Stierkopf-Rhytons aus Mykenä, Schachtgrab IV, auf die Stirn eine 16blättrige Rosette aus dünnem Goldblech genagelt (Abb. 7)[27]. Eine kreisrunde Rosette in Flachrelief ziert die Stirn des Stiers, auf dem die dreieckige Reliefplatte (Bronze) aus Heddernheim als Votiv für Juppiter Dolichenus den Gott stehend zeigt[28].



Abb. 5. Gundestrup, Dänemark, Silberkessel. Nationalmuseum Kopenhagen. Museumsaufnahme (N. Elswing).

Statt der Rosette ist auf der Stirn (und den Wangen) eines Stierkopfes aus Knossos ein Zeichen gemalt, das einem gleichschenkeligen Kreuz mit abgerundeten Balkenenden gleicht[29]. Auf einem ägyptischen Wandgemälde trägt ein minoischer Gesandter auf einer Schale die Nachbildung eines Stierkopfs, dessen Wangen und Hals mit solchen Zeichen bedeckt sind[30]. Die Flanken und die Beine einer tönernen Hathor-Kuh, an deren Euter Amenophis II. saugt, sind bemalt mit ebensolchen Figuren, dazu mit anderen, die wie ein dreiblättriges Kleeblatt aussehen[31]. Letztere Figur ist als

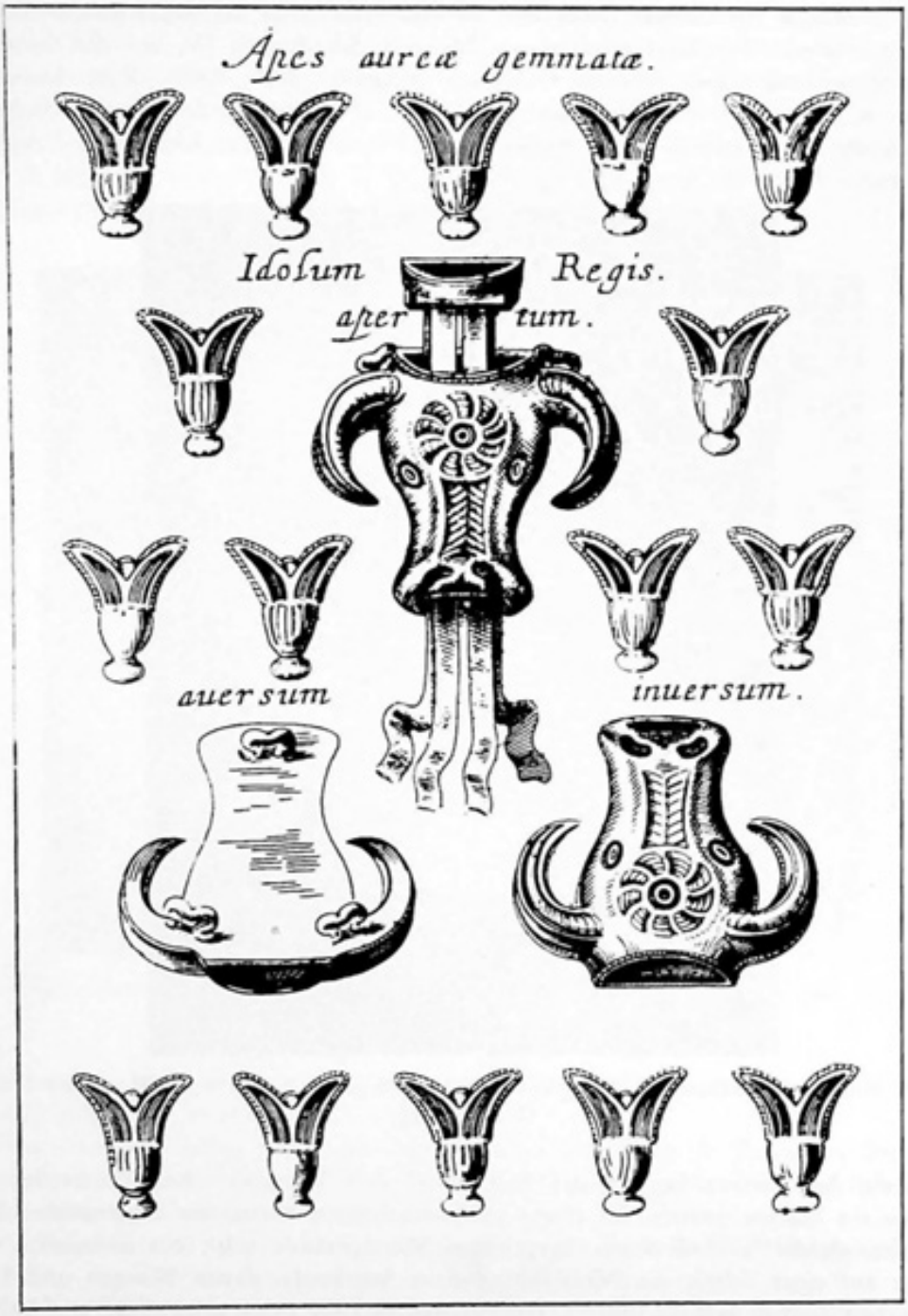


Abb. 6. Die ganzseitige Abbildung bei J. J. Chiflet, Anastasis Childerici, Antwerpen 1655, S. 141.



Abb. 7. Mykenä, Schachtgrab IV, Griechenland.
Nationalmuseum Athen. Museumsaufnahme.

Vertiefung für Einlagen auf den Seiten eines früh-sumerischen liegenden Stieres aus Steatit (Erech-Warka) angebracht [32]). Diese drei- und vierblattförmigen Gebilde sind wohl Symbole für Sterne. Auf astrale Erscheinungen gehen der Halbmond, der mit der offenen Seite nach oben die Stirn eines Stierkopfes aus El Obeid schmückt [33]), und der fünfzackige Stern auf einem tönernen Rinderkopf aus dem Alten Reich Ägyptens zurück [34]).

Die Stirnmarke fehlt auch im ethnographischen Material nicht, sie kommt in verschiedener Form auf Rinderkopfmasken und auf rindergestaltigen Bugfiguren von Booten vor [35]).

Die Verbreitung der Stirnmarke auf Rinderdarstellungen reicht also mindestens vom 3. Jahrtausend bis in die Gegenwart, von Asien und Afrika bis nach Europa. Ihre Wiedergabe beruht demnach auf zähen und weitgewanderten Überlieferungen, doch sind nicht alle Rinderdarstellungen dort entstanden, wo sie gefunden worden sind. Der Kessel von Gundestrup ist kein germanisches Erzeugnis aus Dänemark, sondern dorthin aus einem Keltengebiet gelangt. Gleichfalls nicht germanisch ist das Rinderköpfchen aus dem Childerich-Grab. Die Abbildung bei J. J. Chiflet gibt den Haarwirbel zweifellos nicht genau so wieder wie er auf dem Originalstück war, trotzdem zeigt der Gegenstand unverkennbare Ähnlichkeiten mit dem S. 104 angeführten rumänischen Silberfund. Wie dieser dürfte auch der Stierkopf des Childerich-Grabes aus einem Gebiet östlicher Reiternomaden stammen, deren kunstgewerbliche Erzeugnisse ja auch sonst bis Westeuropa gelangt waren [36]).

Am lebenden Tier ist vor allem die Stirnbläße ein so auffallendes Merkmal, daß sie im Altertum leicht als ein auf etwas Hintergründiges deutendes Zeichen aufgefaßt werden konnte. So mag es gekommen sein, daß man Rinder mit Bläße vergöttlichte. Das bekannteste Beispiel ist der ägyptische Apis, „dessen Kult in geschichtlicher Zeit in Memphis gepflegt wurde. Es handelt sich hierbei um eine uralte, im Niltal verwurzelte Vorstellung, daß man mit Hilfe sympathetischer Magie durch Treiben eines Bullen über die Felder diesen die Fruchtbarkeit jenes Tieres übertragen könne ... Im Hochglauben des Alten Reichs wird Apis zum ‚Herold' des Stadtgottes Ptah; auch gilt Apis als irdische Erscheinungsform des Ptah ... Über die eigentliche Verehrung des Apis finden wir erst in späteren Zeiten deutlichere Hinweise. Das Tier selbst ist durch seine schwarze Farbe mit weißen Flecken hervorgehoben, wobei im Laufe der Zeit die Kennzeichen immer genauer festgelegt werden (angeblich 29, darunter ein weißes Dreieck auf der Stirn, ein Fleck wie eine Mondsichel an der Seite, auf dem Nacken ein Fleck in Gestalt eines Adlers, auf dem Hinterteil in Gestalt eines geflügelten Skarabäus usw.) ... Tiere, die die Flecken hatten, durften nicht verkauft werden ... Starb der Apis, so wurde er feierlich beigesetzt und dann als Osiris-Apis verehrt" [37]).

Von den Rinderdarstellungen mit Bläße sind gewiß nicht alle als der ägyptische Apis oder ein anderes heiliges Rind in dem Sinn aufzufassen, daß man diese Darstellungen verehrt hätte. Einige der hier angeführten Rinderköpfe sind ja nur Zierat. Anders zu werten sind vermutlich die hethitischen Stiere, die gleich den bei den Hethitern verwendeten bronzenen Hirschen auf Stangen angebracht sind, weshalb man sie als Standarten bezeichnet; jedenfalls werden diese Plastiken kaum im alltäglichen Hausgebrauch verwendet worden sein. Auch der Stier im Gundestrup-Kessel ist nicht als gewöhnliches Tier aufzufassen, er gehört wahrscheinlich zu den übrigen Gottheiten und Zeremonien auf dem Kessel; vielleicht stellt er den von Mithras getöteten Stier dar, falls die menschliche Gestalt über dem Gundestrup-Stier als Mann gemeint ist, was durch die anscheinend weibliche Brust freilich als fraglich erscheint. Ist es wirklich eine Frau, dann war der von ihr angegriffene Stier erst recht kein gewöhnlicher.

Eine Gottheit oder ein mythisches Tier ist in dem Stier von Martigny zu erblicken, weil zwischen den Hörnern ein Ansatzloch für ein (verlorenes) drittes Horn vorhanden ist und weil dreigehörnte Stierbilder im östlichen und mittleren Gallien mehrfach bezeugt sind [38]).

Eine Art göttliches, weil von Poseidon gesandtes Tier war auch der Stier, der in der griechischen Sage Pasiphaes Liebesleidenschaft wachrief; nach Ovid [39]) war er milchweiß, aber ein schwarzer Fleck zwischen den Hörnern deutete seine höhere Beziehung an.

Eine Gruppe für sich sind jene Gefäße, auf welchen Rinder angebracht sind. Die drei Köpfe auf der Bronzeschale aus dem östlichen Anatolien konnten als bequeme Handhabe dienen, um das Ausgleiten des Gefäßes beim Heben zu verhindern, wozu freilich nicht gerade Rinderköpfe hätten verwendet werden müssen. Auch das Becken von Hallstatt läßt sich an der Kuh heben, mindestens in leerem Zustand; bei Füllung bis an den Rand faßt es 7 Liter und wäre dann so schwer, daß die Kuh beim Heben vermutlich abgerissen worden wäre. Daß man sich nicht mit einem einfachen Bügelhenkel begnügte wie bei anderen Bronzegefäßen, sondern den figuralen Griff anbrachte, ist auffallend. Zudem führt die Kennzeichnung der Kuh durch die Bläße zur Vermutung, daß das Gefäß für einen nicht alltäglichen Zweck geschaffen war, über den sich allerdings nichts Sicheres ermitteln läßt; man kann nur annehmen, daß er etwas mit Milch zu tun hatte.

Auf die Beziehung von Rinderköpfen an einem Gefäß zu seiner Füllung läßt ein Fund aus Donnerskirchen (Burgenland) schließen. Auf der Schulter eines rot und schwarz bemalten Tongefäßes ragen drei (bläßenlose) Rinderköpfe empor, durch deren geöffnetes Maul Verbindung zum Gefäßinneren besteht [40]), sodaß die Füllung ausrinnen gelassen werden konnte, das Gefäß fungierte als Rhyton.

Sicherlich für einen rituellen Zweck war das Silberrhyton aus Mykenä geschaffen. Eine am Nackenende angelötete Öse aus dickem Silberdraht beweist, daß der Kopf zum Aufhängen bestimmt war; da er rückwärts flach ist, muß er an eine Wand gehängt worden sein, es sei denn, er wurde getragen. Oben konnte durch ein kreisrundes Loch mit scharf profiliertem Rand eine Flüssigkeit eingegossen werden, ein Löchlein in der Unterlippe war die Ausflußöffnung. Zum Trinken ist dieses Rhyton nicht geeignet, es kann also wohl nur als symbolischer Spender irgendeiner Flüssigkeit verwendet worden sein, die man ausrinnen ließ. Die Rolle dieses Rhytons im Brauchtum wird durch das S. 103 erwähnte Steatit-Rhyton mit Eingußöffnung am Nacken, Ausflußöffnung im Maul unterstrichen, weil es in dem durch seine drei Kulträume als Stätte mit religiösem Charakter erwiesenen sog. kleinen Palast von Knossos zutagekam.

Ganz anders gebaut ist das goldene Rhyton aus Panagurischte, man kann es mittels des oben in einen Löwen endenden Henkels heben. Der untere Teil des Rhytons ist der Kopf eines Damhirsches (*Cervus dama*). Ein durch ellipsenförmige Flecken auf dem Körper gleichfalls als Damhirsch gekennzeichnetes Tier ist auch auf dem Hals des Rhytons zu sehen, neben ihm Herakles, der nach dem Geweih greift. Das bezieht sich auf die Sage von der Jagd auf die kerynitische Hirschkuh, der Herakles das goldene Geweih abbrach [41]). Der Haarwirbel auf der Stirn des Rhyton-Hirsches kennzeichnet ihn als ein besonderes Tier, was durch seine Beziehung zu Herakles begründet sein kann.

Gemeinsam ist den Rinderdarstellungen mit Stirnmarke die Absicht der Künstler, das Bild durch dieses Merkmal auszuzeichnen. Dagegen sind die Rinder selber nach Material, Technik und Stil verschieden, rühren sie doch von verschiedenen Völkern und aus verschiedenen Zeiten her, die ältesten aus dem Orient, der ja am frühesten zu Rinderzucht und Rinderkult gelangt ist. Vermutlich von dorther ist die Idee des Stirnzeichens gewandert, wobei sich ihrer mündlichen Weitergabe die Bekanntschaft mit entsprechenden Darstellungen gesellt haben kann, die dann in die orts- und zeitübliche Kunstform übertragen wurden. Auf wandernde Künstler aus Kreta mag das Stierkopf-Rhyton von Mykenä zurückzuführen sein. Auch das Weitergeben von Geschenken kommt in Frage; auf ägyptischen Bildern sind minoische Gesandte zu sehen, die in feierlichem Aufmarsch Stierkopfgefäße und kleine Stierbilder tragen [42]).

Das von mir vorgelegte Material beweist, trotzdem es sicherlich nicht lückenlos ist, die weite Verbreitung der Darstellung von Rindern mit Stirnzeichen. Wenn man sich das vor Augen hält, dann erweisen sich die österreichischen Funde als Glieder eines größeren Zusammenhanges, was sie vom Anschein lokaler Kuriosa befreit.

Daß die Gefäße von Hallstatt, Rabensburg und Gemeinlebarn in Gräbern lagen, darf nicht zur Annahme verleiten, sie seien für die Toten hergestellt worden. Man hat sie im Gegenteil, gleich vielem anderen Hausgerät, als Grabgut vermutlich erst dann verwendet, als man sie im Haus entbehren konnte, wo sie vielleicht als dauernde Opfergabe an eine Gottheit die vergänglichen Gaben an Milch und an Rindvieh symbolisch vertreten hatten. Besonders das Rabensburger Gefäß erweckt den Eindruck, daß es nicht zum profanen Hausgeschirr gehört haben könne, denn es stellt eigentlich ein ganzes Rind vor, seine Handlichkeit ist gering, die Zerbrechlichkeit des Kopfes groß, was auch für andere Tongefäße mit plastischen Rinderköpfen gilt [43]).

Nachschrift. Das während des Drucks des vorstehenden Aufsatzes erschienene Buch von Herbert Hoffmann, Tarentine rhyta (1966), bringt zu meinem Thema zusätzliches Material, denn mehrere der bei Hoffmann abgebildeten tönernen Tierkopf-Rhyta tragen Stirnzeichen (Wirbel, Dreieck, Stirnschopf, gemalt und geritzt); dadurch ist das Rhyton von Panagurischte aus seiner Vereinsamung gelöst.

Anmerkungen.

[1]) K. Kromer, Das Gräberfeld von Hallstatt (1959) S. 142. Ein anderes Bronzegefäß aus Hallstatt hat einen seitlichen Bandhenkel, der oben in Mündungshöhe in einen Rinderkopf endet (E. v. Sacken, Hallstatt, Taf. XXIII/3), es sieht aus, als ob das Tier trinken wollte.

[2]) E. Beninger, Der Bronzestier aus der Býčiskála-Höhle und die Urrindplastiken von Hallstatt (JpeK 1932/33, S. 80 ff, mit Abbildungen).

[3]) Das ganze Gefäß ist oft abgebildet, so bei M. Much, Prähist. Atlas, Taf. 70/5; Beninger, Taf. 17/9. Verzeichnis der Keramik aus dem Hügel: L. Franz, Die hallstättischen Hügelgräber von Bernhardsthal, Rabensburg und Bullendorf (WPZ. 9, 1922) S. 42 ff.

[4]) J. Szombathy, Die Tumuli von Gemeinlebarn (MPK I, Wien 1903) S. 66 und Taf. III/1, 2.

[5]) O. Keller, Die antike Tierwelt I (1909) Abb. 128.

[6]) Ein Beispiel für ein breites Stirndreieck in Brehm's Tierleben IV⁴ (1922) Taf. XVIII/7, für ein schmales ebenda 6.

[7]) Das Stück stammt von einer nicht publizierten Nachgrabung W. Schmids (1927/28) auf dem Burgstall, Tschammegger Kogel.

[8]) A. Parrot, Sumer (1960) Abb. 184 B (farbig); H. Frankfort, Art and architecture of the Ancient Orient (1954) Taf. 29 B; H. V. Hilprecht, Exploration in Bible lands (1903) Abb. S. 540. Der Kopf ist bei Hilprecht in Dreiviertelprofil photographiert, man sieht da, daß auch auf Schnauze und Hals drei runde Einlagen sitzen. Ein ähnlicher Kopf bei L. Legrain, The Babylonian collection of the University of Pennsylvania Museum (1950) Abb. 29. Nach Legrain (S. 42) sind die Augen aus Muschelschale und Lapislazuli, eine dreieckige Einlage sitzt auf dem Vorderkopf, je vier sind auf Nase und Nacken angebracht.

[9]) E. Akurgal, Die Kunst der Hethiter (1961) Taf. 4. Ein anderes Exemplar: H. Z. Kosay, Alaça Höjük Hafrijat 1936 (Ankara 1938) Taf. 97.

[10]) Fr. Zeuner, A history of domesticated animals (1963) Abb. S. 215.

[11]) P. Gößler, Der Silberring von Trichtingen (1929) Abb. 6 und 7.

[12]) Sp. Marinatos, Kreta und das mykenische Hellas (1959) Taf. 134.

[13]) Katalog der Ausstellung „Kunst und Kultur der Hethiter" in Zürich 1961, Abb. 137.

[14]) M. Riemschneider, Die Welt der Hethiter (1954) Taf. 107.

[15]) Katalog der Ausstellung in Zürich 1961, Abb. Nr. 259.

[16]) Ferrara, Museo Archeologico.

[17]) O. Klindt-Jensen, Gundestrupkedelen (1966) Abb. 56.

[18]) Marinatos, Kreta, Taf. 81.

[19]) Marie-L. Buhl, Anfang, Verbreitung und Dauer der phönikischen anthropoiden Steinsarkophage (Acta Arch. 35, Kopenhagen 1964) Abb. 7, S. 73. Nicht als Stirnfrisur, sondern als Kopfputz sind die halbovalen Flachreliefgebilde auf der Stirn der als Kapitelle dienenden Stiere in Persien (6./5. Jahrh. v. Chr.) und auf Delos (3./2. Jahrh.) aufzufassen: R. Ghirshman, Iran (1964) Abb. 186 (Susa), 264, 266 (Persepolis), 449, 452 (Delos). Einen besonders reichen Kopfschmuck hat das Opferrind auf der Ara Pietatis in Rom: G.-Chr. Piccard, L'art étrusque et l'art romain (1964) Abb. 53. Noch heute erhalten die Rinder beim Almabtrieb einen Kopfputz aus Bändern und Flitter: F. Morton, Hallstatt (1941) Abb. 55.

[20]) A. Evans, Palace of Minos II, Abb. 330; H. Pars, Göttlich aber war Kreta (1957), Abb. S. 187.

[21]) H. Hoffmann, Attic red-figured rhyta (Mainz 1962) Taf. XVII/3.

[22]) H. Schmidt, Skythischer Pferdegeschirrschmuck aus einem Silberdepot (PZ 18, 1927) Taf. 3/4. Ebenda 1: Stirnhaare in Bogen zu beiden Seiten einer senkrechten Mittellinie.

[23]) D. Zontschew, Der Goldschatz von Panagurischte (Berlin 1959) Taf. 9; J. Venedikov, Der Goldschatz von Panagurischte (Sofia 1961) Taf. 7. Venedikov hält den Kopf fälschlich für den eines Elchs, wogegen ihn Zontschew richtig als Damhirsch erklärt.

[24]) E. Beninger, Taf. 18/15.

[25]) Notizie degli scavi, 1905, S. 255 und Abb. 8.

[26]) Die heute zum allergrößten Teil wieder verschollenen Funde aus diesem Grab beschreibt J. J. Chiflet, Anastasis Childerici sive thesaurus sepulchralis (Antwerpen 1655). Zu dem Rinderkopf heißt es bei Chiflet (S. 140 f.): „ ... inter alias sepulchrales reliquias, quae ... praeter pretium ... aenigma secum trahunt, fuit et bubulum caput, ex auro obryzo totum, oculis, naribus atque etiam cornibus pyropo pellucidis, idolum regis ... bellicarum expeditionum comes". S. 147: „Regii idoli cerebrum apertum est et vacuum, imposito capitello seu operculo, tegendi ac retegendi gratia; totumque bubuli numinis caput pervium ad gulam usque; vino seu libamine fortassis infundendo, specie qualiscumque sacrificii atque adorationis, eoque facili ac parabili, maxime in bellicis expeditionibus". Die Naivität dieser Interpretation des Fundstückes entspricht dem Stand der Altertumskenntnisse im 17. Jahrhundert.

[27]) G. Karo, Die Schachtgräber von Mykenä, Taf. 119 und S. 93. Als ornamentales Ele-

ment kommt der Wirbel auf den Griffen kretisch-mykenischer Schwerter vor, doch nicht selbständig, sondern dergestalt, daß jeweils aus einem Wirbel zwei benachbarte herausgezogen sind; auf diese Weise entstand eine kontinuierliche, flächenbedeckende Musterung: Marinatos, Kreta, Abb. 170 unten.

[28]) G. Loeschke, Bemerkungen zu den Weihegeschenken für Juppiter Dolichenus (Bonner Jahrbücher 107, 1901) Taf. VIII.

[29]) L. Frobenius, Kulturgeschichte Afrikas (1933) Abb. 53; H. v. Lengerken, Ur, Hausrind und Mensch (1955) Abb. 142.

[30]) Evans, Palace II, Abb. 482.

[31]) P. P. Riesterer, Kunstschätze aus dem Aegyptischen Museum Kairo (1963) Taf. 31 (farbig).

[32]) Evans, Palace II, Abb. 156; Lengerken, Abb. 143. Der Stier ist ein Rhyton, denn der Körper ist hohl, hat die Eingußöffnung im Rücken, die Ausgußöffnung im Maul.

[33]) Frobenius, Abb. 49.

[34]) Frobenius, Abb. 48.

[35]) Frobenius, Abb. 54: Hörnermaske aus Kamerun mit Speichenrad auf der Stirn; 55: Hörnermaske aus Kamerun mit Kreis; 56: Stierkopf am Bug eines Bootes aus Nord-Guinea, Dreiecksbläße; 57: Indische Rindermaske, auf der Stirn Halbmond; Taf. 115: Rinderfigur am Bug eines Königsbootes, Insel Bubaque, afrikanische Westküste, voll ausgemaltes Dreieck; da es am oberen Stirnrand beginnt, könnte hier auch an den Stirnschopf gedacht werden, aber da das Dreieck weiß gemalt ist, dürfte doch die Bläße gemeint sein.

[36]) J. Werner, Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches (1956).

[37]) W. Helck, Die Mythologie der alten Aegypter (in: H. W. Haussig, Wörterbuch der Mythologie, unter Apis).

[38]) F. Staehelin, Die Schweiz in römischer Zeit[3] (1948), S. 546; J. de Vries, Keltische Religion (1961), S. 176.

[39]) „Candidus, armenti gloria, taurus erat,
Signatus tenui media inter cornua nigro;
Una fuit labes, cetera lactis erant" (Ars amatoria I 290).

[40]) Ch. Pescheck, Die junghallstättischen Grabhügel von Donnerskirchen (MPK IV/5, 1942) Taf. 1/1, 2.

[41]) In der ursprünglichen Überlieferung scheint es ein weibliches Ren gewesen zu sein, vgl. L. Franz, Hyberboreisches (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 12, 1966 = Festschrift für K. Pivec), S. 68. Wie bei jeder Hirschart außer dem Ren hat das weibliche Damwild kein Geweih, daher entspricht die Darstellung auf dem Rhyton nicht der zoologischen Wirklichkeit. Im Altertum kamen Damhirsche im westlichen Asien vor, von wo sie zur Römerzeit nach Europa eingeführt wurden, vgl. E. Schmid, Damhirsche im römischen Augst (Ur-Schweiz 29, 1965, S. 53 ff.). Jene hethitischen Bronzehirsche, welche eingelegte Scheibchen aus Elektron haben (Akurgal, Taf. 5), waren Damhirsche, denn die Scheiben vertreten die für das Damwild kennzeichnenden hellen Flecken.

[42]) Evans, Palace II, Abb. 340, 471, 482.

[43]) Einige Beispiele für solche Gefäße. Hallstattzeitliches Tongefäß mit zwei auf dem Bauchumbruch aufgesetzten langhalsigen Rinderköpfen, Goldes (Steiermark): W. Modrijan, Aus der Vor- und Frühgeschichte der Steiermark (Die Steiermark, Land, Leute, Leistung, 1956) Taf. IV; hallstattzeitliches Tongefäß, Rinderkopf auf dem Bauchumbruch aufgesetzt: E. B. Thomas, Archäologische Funde in Urgarn (1956), Abb. 131; tönerne Situla, schwarz-rot bemalt, auf der Schulter zwei plastische Rinderköpfchen: M. Pichler, Aus der urgeschichtlichen Kunst in der Slowakei (Preßburg-Bratislava 1966) Taf. II/15; ebenda II/16 halbkugeliges Tongefäß, schwarz-rot bemalt, auf dem Bauch drei plastische Rinderköpfe. Bruchstücke von Tongefäßen mit Kuheutern sind in Gräbern bei Este gefunden worden: G. Ghirardini, Lozzo Atestino (Notizie degli scavi 1905), Abb. 5.

Die bronzenen „Pferdekopfszepter" der Hallstattzeit in archäologischer Ostperspektive

Von Franz Hančar, Wien.

„Kann man den rätselhaften, knaufhammerartigen Bronzegegenstand (Abb. 1/2), der als Szepter bezeichnet wurde, wirklich als Bekrönung eines herrscherlichen Würdezeichens aus der Tradition und Vorstellungswelt östlicher Reiternomaden erweisen, dann bezeugt er als Beigabe des Kriegers von Předměřice in viel höherem Maße als Schwert und Pferdegeschirr dessen sozialen Rang, bezeugt über den Einzelfall hinaus aber auch die effektive Wirkung ‚thrako-kimmerischer Einflüsse', denn östliches Pferdegeschirr allein könnte als modische Neuerung aus der Donauebene in Nordböhmen wie anderwärts eingeführt oder nachgeahmt worden sein" [1]). Damit erweckt J. Werner in seiner gehaltvollen urgeschichtlichen Darstellung und Auswertung der Bronzen — speziell des „Pferdekopfszepters" — aus dem Brandgrab der Hallstattzeit (Beginn der Stufe C, Ende des 8. — Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr.) von Předměřice bei Hradec Králové (Königsgrätz) zwei Forschungsimpulse zu einer Erweiterung bzw. Vertiefung der gewonnenen historischen Erkennung der „Pferdekopfszepter": einen zur präzisierenden Klarstellung ihrer sozialen Symbolfunktion und einen zur Aufhellung ihres ethno-kulturlichen sowie ereignisgeschichtlichen Hintergrundes. Beide Ziele durch Gegenüberstellung der mitteleuropäischen Vertreter mit dem einschlägigen Material Osteuropas zu erreichen, soll hier versucht werden.

Zur allgemeinen Orientierung sei angeführt: Zwei Pferdekopfszeptern aus der ČSR (Abb. 1/2, 4) [2]) und zweien aus Ungarn (Abb. 1/1, 3) [3]) stehen 11 kulturmorphologisch einschlägige Exemplare aus der UdSSR (Abb. 1/5, 2/2—11) [4]) gegenüber: alle den mitteleuropäischen Pferdekopfszeptern eindeutig nah wesensverwandt; vier ihnen fast formidentisch, die übrigen im Tierkopfmotiv, vereinzelt auch im Zusammenschluß der Gestaltungselemente variiert; ihrer Zeitstellung nach nur ein Exemplar vorskythisch, 8.—7. Jahrhundert v. Chr. (Abb. 1/5) [5]), die übrigen skythenzeitlich, 6.—5. Jahrhundert v. Chr. (Abb. 2/2—11) [6]); und in ihrer räumlichen Verteilung — das Exemplar vom Kaukasus und das von der Krim ausgenommen — der Waldsteppe am Dnjepr zugehörig.

Im einzelnen sind als Aussagen der skythenzeitlichen Stücke (Abb. 2/2—11) unmittelbar zu erfassen:

Ihr genetischer Gegenstandszusammenhang mit der Hammeraxt (vgl. Abb. 2/1) ist offensichtlich, die Kleinform (6,5—8,6 cm Länge) typisch, der tierfigürliche Schmuck obligat.

Diese Schmuckgestaltung läßt drei Wege der Abwandlung verfolgen: Nach dem tierfigürlich betroffenen Teil der Axt erscheinen entweder allein der Hammerteil



Abb. 1. Hallstattzeitliche Pferdekopfszepter aus Bronze (8.—7. Jhd. v. Chr.) 1. Kiskőszeg (Ungarn). 2. Předměřice (ČSR). 3. Sárviz Kanal (Ungarn). 4. Komitat Turócz (ČSR). 5. Kislovodsk (UdSSR). (Nach Il'inskaja 1965, Abb. 1).

(Abb. 2/2, 3) oder allein die Beilklinge (Abb. 2/4—7, 11) oder beide Funktionselemente der Axt (Abb. 2/8—10) zum Tiermotiv umgeformt. Als tierfigürliche Schmuckmotive sind Widderkopf (Abb. 2/3), Raubvogelkopf (Abb. 2/4—9), Pferdekopf (Abb. 2/2, 10, 11) und zusätzlich auch Pferdehuf (Abb. 2/8, 9) zu finden.

Allgemein motivgeschichtlich wird die Zeit der skythischen Tierkopfszepter, das ist die Etappe archaisch skythischer Kunstübung, durch folgende Einzelzüge charakterisiert [7]): Das Widderkopfmotiv [8]) erfuhr im 5. Jahrhundert v. Chr. keine skythische

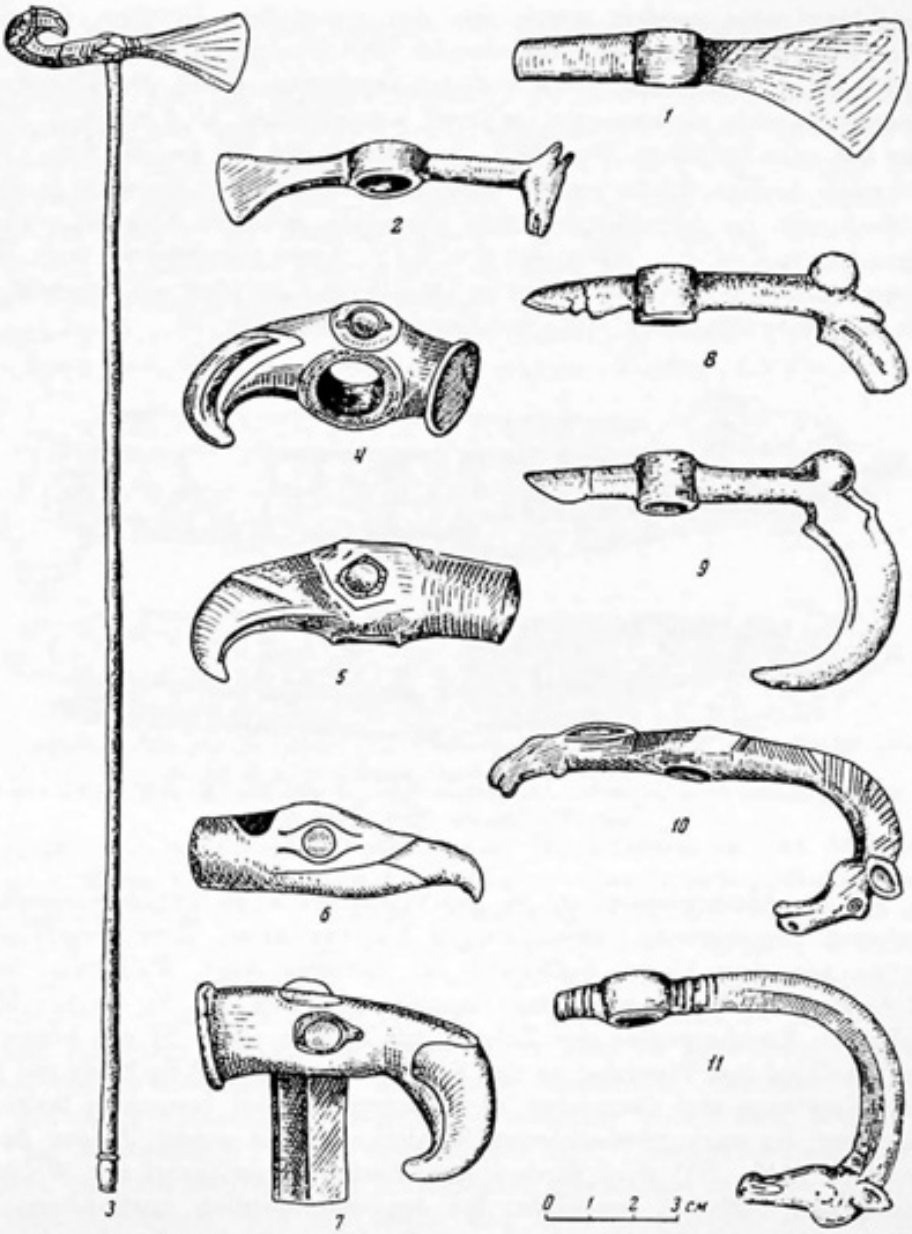


Abb. 2. Skythische Tierkopfszepter aus Bronze (6.—5. Jhd. v. Chr.). 1. Insel Berezan. 2. Kurgan bei Jarmolincy. 3. Kurgan der Romny Gruppe. 4. mittlerer Dnjepr. 5. unterer Dnjepr. 6. Bestattung 25 bei Kičkas. 7. Umgebung von Pastyrskoe. 8. Kurgan bei Simferopol. 9. Kurgan 15 bei Aksjutincy. 10. Kurgan der Romny Gruppe. 11. mittlerer Dnjepr. (Nach Il'inskaja 1965, Abb. 2.).

Fortentwicklung mehr, sondern wurde von den griechischen Toreuten, die für den skythischen Markt arbeiteten, in entsprechender Umformung übernommen. Der Raubvogelkopf [9]) trägt als Kennmal seines archaisch skythischen Alters die Wachshaut nur linear angedeutet, nicht als konstruktives Detail herausgeformt. Und im Motiv Pferd [10]) entspricht der wirtschaftlichen Wichtigkeit der Pferdezucht bei den Skythen zwar die außerordentlich häufige Schmuckverwendung der Pferdehufdarstellung und die nicht seltene Wiedergabe des Pferdekopfes; nicht aber steht damit im Einklang, daß es im 5. Jahrhundert v. Chr. fast völlig aus dem Bildrepertoir verschwindet bzw. Formen und Verwendungsweise einer anderen, nicht skythischen Kunsttradition annimmt, worin Il'inskaja mit Recht den Niederschlag thrakischer Einflüsse sieht [11]).

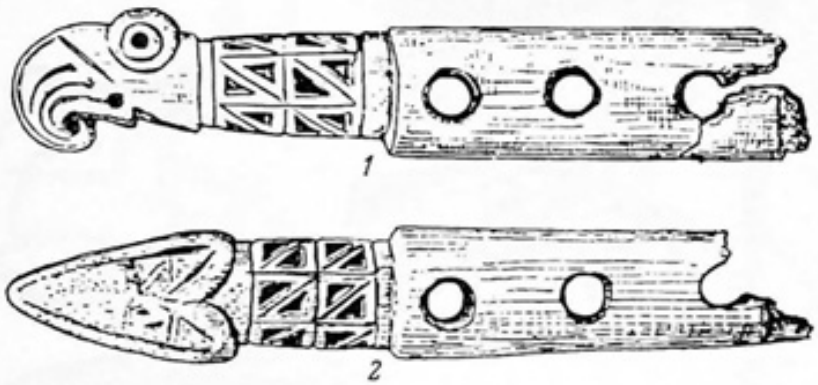


Abb. 3. Frühskythische Knochenpsalien mit Raubvogelkopf und Huf an den Enden aus Žabotin (nach Vjaz'mitina 1963, Abb. 5).

Im Stil der Motivwiedergaben an den skythenzeitlichen Tierkopfszeptern schuf die durchwegs dominierende Schematisierung Motivvarianten. Beim Vogelkopfmotiv wechselt sie von einer klaren Anführung der Elemente Auge, Wachshaut, Schnabel (Abb. 2/4—7) auf äußerst verschliffene Darstellungen (Abb. 2/8, 9), die nur über die frühskythischen Knochenpsalien aus Žabotin am Tjasmin (Abb. 3) mit betont großäugigem Vogelkopf und Pferdehuf an den Knebelenden sich als Adlerköpfe mit herausgestelltem Kugelauge und übertrieben verlängertem Schnabel bestimmen lassen. Auch die Erkennung des stark schematisierten Widderkopfes mit sonderlich ums Auge geführtem Horn (Abb. 2/3) wird durch frühskythische Trensenknebel mit Widderkopf-Pferdehuf-Enden (Abb. 4) ermöglicht. Bei den unterschiedlich stark schematisierten Pferdeköpfen (Abb. 2/2, 10, 11) geht die mit den frühskythischen Knochenschnitzereien aus derWaldsteppe sich bietende Analogiehilfe so weit, daß sich wie auf deren Psalien auch hier der Pferdekopftypus mit den zurückgelegten Ohren des Tieres im scharfen Lauf [vgl. Abb. 2/10 (Hammerteil) und Abb. 5/oben] und der mit aufgerichteten Ohren des Pferdes in Ruhestellung (vgl. Abb. 2/2, 10, 11 und Abb. 5/unten unterscheiden läßt. Bruchlose Motivtradition und stilgenetischer Zusammenhang der skythenzeitlichen bronzenen Tierkopfszepter des Dnjepr-Waldsteppenraumes gegenüber den dortigen

archaisch skythischen Knochenschnitzereien von eindeutig reiterlichem Gebrauch [12]) und Sinngehalt sind unverkennbar.

Kleinausmaß und schmückende Gestaltung des hammerbeilartigen Grundtyps der Tierkopfszepter lassen kaum an ihre Verwendung als Waffe oder Werkzeug denken. Das mit einer 46 cm langen, bronzenen Stabschäftung einsatzfertig erhaltene Exemplar aus einer Romny-Bestattung (Abb. 2/3) unterstützt dieses Urteil. Neun goldene Gürtelschmuckplatten, jede 57 mm hoch, jede mit dem einheitlich herausgestanzten Bild eines Skythen (Abb. 6), vermitteln hiezu wesentlich ergänzende Fund- und Bildaussagen [13]).

Der Gürtelschmuckplattensatz entstammt der Doppelbestattung in eingetiefter Balkenkammer unter Kurgan 2 bei Aksjutincy unfern von Popovka im Romny-Kreis. Auf den hohen Sozialrang des männlichen Haupttoten verweisen: der gesamte Grabbau,

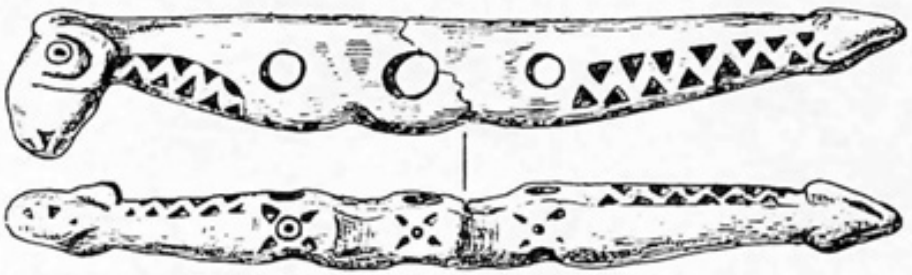


Abb. 4. Frühskythische Knochenpsalie mit Widderkopf und Huf an den Enden aus einem Kurgan der Romny Gruppe (nach Vjaz' mitina 1963, Abb. 7).

das in Spuren noch erkennbare Reitpferd- und Pferdeknechtgrab, die Mitbestattung einer Frau und vom Grabgut am deutlichsten ein ornamentiertes Banddiadem, das vielsagende Skythenbild auf den 9 goldenen Gürtelplatten, bronzene Beinschienen und ein griechischer Kylix, womit sich eine Datierung des Komplexes ins späte 4. bzw. frühe 3. Jahrhundert v. Chr. ermöglicht. Wenn nun der historische Hintergrund dieser Zeit sozialgeschichtlich speziell durch die Tendenz der Skythenpolitik zu Reichszusammenschluß und Königtum charakterisiert wird [14]), ist nicht zu bezweifeln, daß sich im Aksjutincy-Gürtelschmuckmotiv der Bildgedanke Machthaber, Herrscher, König präsentiert und durch ornamentale Wiederholung besonders betont wird. Daraus folgert weiter: Über die thronende Pose des Skythen, über Bart [15]), ornamentierte Kleidung und Prunkgoryt, über den emblemartigen Stirnschmuck, insbesondere aber über das feierliche Halten eines Trinkhorns [16]) in der linken und eines rätselhaften, streitaxtähnlichen Gegenstandes in der rechten Hand ist dieser als Szepter oder Machtzeichen zu erkennen. Seine nahe Formähnlichkeit mit dem geschäfteten Romny-Widderkopfszepter (Abb. 2/3), die ablesbare Gleichheit mit ihm in den Ausmaßen und im Fundgebiet sowie ein für Traditionsbestand verhältnismäßig geringer Unterschied in der Zeitstellung der beiden Exemplare, all dies erlaubt die Annahme, daß auch das Romny-Widderkopfszepter und mit ihm alle skythenzeitlichen Tierkopfszepter Machtsymbole waren. Mit welchem Funktionsbereich?

Nach M. I. Rostovtzeff [17]) verweist das auf den Aksjutincy-Gürtelplatten ranggleich mit dem Machtzeichen dargestellte Trinkhorn auf den im heiligen Vereinigungstrunk mit der Gottheit vollzogenen Gnadenakt der Königsinvestitur und bezeugt für Trinkhorn und axtähnliches Herrschaftssymbol die Funktion als Königsinsignien.

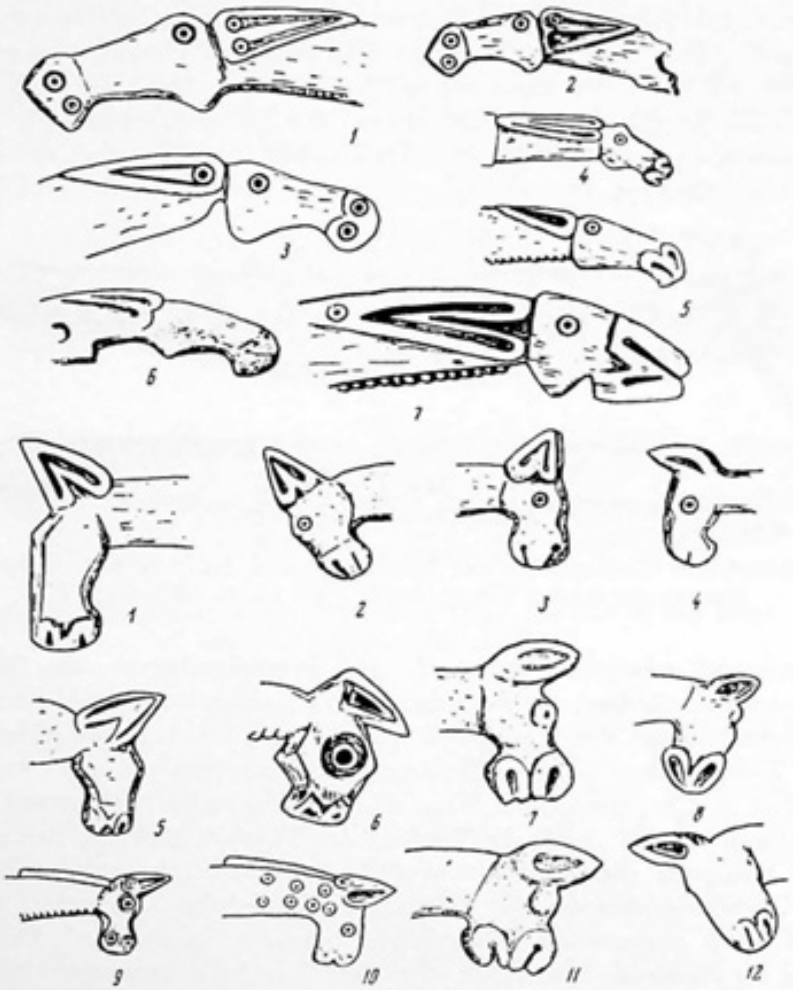


Abb. 5. Knochengeschnitzte Pferdeköpfe an Knochenpsalien aus skythischen Kurganen des 6. Jhd. v. Chr. Oben: Pferde im Lauf. 1, 3: Budka; 2, 4—6: Landgut Šumejko; 7: Velikie Budka, unten: Pferde in Ruhestellung. 1—3, 9, 10: Landgut Šumejko; 4, 5, 7, 11: Volkovcy; 6, 8, 12: Aksjutincy (nach Il' inskaja 1965 a, Abb. 1, 2).

Damit berührt sich meines Erachtens, daß nach der von den Skythen an Herodot überlieferten, am Dnjepr lokalisierten Abstammungssage [18]) unter den Goldgegenständen, die vom Himmel fielen und den Königsstamm der Skythen bestimmten, außer Pflug, Joch und Schale auch eine Axt war und dieses „heilige Gold" jährlich nach Insignienart

Schaustellung und Verehrung erfuhr. Während Schale (Kultgefäß?) und Axt (Waffe) sich leicht in die Symbolik des Königtums einordnen, gibt die Eingliederung von Pflug und Joch sowohl einer Symbolanalyse [19]) als auch der skythischen Ethnogenese Rätsel auf.

Die formentypologisch erkennbare Herkunft der bronzenen Tierkopfszepter von der Knaufhammeraxt, dem oftmals bild- [20]) und fundbezeugten [21]) Kriegsbeil der Skythen, legt hinsichtlich des Funktionsbereiches der Tierkopfszepter nahe, auch die Erfordernisse der skythischen Heeres- bzw. Kampforganisation zu erwägen. Diese Erfordernisse konnten im Aufbau der skythischen Streitmacht [22]), welcher der gentilen Gemeinschaftsordnung [23]) folgte, ihren Wurzelboden haben, konnten zu Schaffung und Gebrauch



Abb. 6. Goldene Gürtelschmuckplatte mit der Darstellung eines thronenden Skythen. Kurgan 2 von Aksjutincy. $^{8}/_{9}$ n. Gr. (nach Minns 1913, Abb. 75 bis).

milieuentsprechender Kommandostäbe führen und solcherart auch die gentilgemäße Wahl der tierfigürlichen Szepter-Schmuckmotive beeinflussen.

Für eine Deutung der Tierkopfszepter als „Votivbeilchen" [24]) sind mir keine Anhaltspunkte bekannt.

Es ist nun von besonderer Wichtigkeit, daß diese „die Tradition und Vorstellungswelt" der Skythen aufhellenden Tierkopfszepter der Waldsteppe am Dnjepr des 6.—5. Jahrhunderts v. Chr. durch das nordkaukasische, bisher einzige v o r skythische Pferdekopf-Machtsymbol der UdSSR, mit den hallstattzeitlichen Pferdekopfszeptern Mitteleuropas in verfolgbaren historischen Zusammenhang gebracht und in Retrospektive auswertbar gemacht werden können.

Vor allem fällt als bedeutsam auf, daß das Exemplar aus Kislovodsk (Abb. 1/5) den mitteleuropäischen Pferdekopfszeptern (Abb. 1/1—4), speziell dem vom Sárvíz-Kanal (Abb. 1/3) nicht nur am formnächsten, sondern ihnen auch zeitgleich sowie verwendungs- bzw. bedeutungsgleich ist. Das Kislovodsk-Pferdekopfszepter war wie das von Předměřice ebenfalls einer Kriegerbestattung zusammen mit einem Kurzschwert beigegeben. Dessen kennzeichnender Typus [25]) erlaubt die Grabdatierung ins 8. — frühe 7. Jahrhundert v. Chr. [26]) und vermittelt wertvolle Einblicke in Zeit und Kulturmilieu sowie Stammesbeziehungen der Szepterträger.

Die sowjetische Erforschung der vorskythischen Periode ist seit rund zwei Jahrzehnten in ein neues Stadium getreten [27]). Die in heutiger historischer Sicht und nach heutiger Ausreifung der Forschungsmethoden viel zu einfach vorgestellte archäologische Verfolgung der Kimmerier [28]) zeigt sich von Aufgaben und Arbeiten abgelöst, die zwar auch den Steppen-Großraum von Donau und Dnjestr bis an den Kaukasus und zur Wolga umfassen, aber, konzentriert auf den kulturellen Übergang vom Gebrauch der Bronze zu dem des Eisens, ein Mosaik von örtlichen Teilgebieten betreffen. Als wesentliche Erfolge sind bereits zu buchen: 1948 die Erschließung des Gräberfeldes von Kamennomostskoe in der Kabarda (Nordkaukasien) durch J. I. Krupnov [29]); 1953 die Analyse des Bronzen-Hortfundes von Novočerkask und die Klarstellung der chronologisierenden Rolle seiner Gegenstandstypen durch A. A. Jessen [30]); erste Streiflichter in die vorskythische Zeit der Moldau SSR durch A. I. Meljukova [31]) und G. I. Smirnov, nutzbringend einer objektiven Erfassung des kulturellen Kontaktes der „Hallstattkultur des Dnjestr-Donaubeckens" mit der vorskythischen Kultur der Ukraine"; 1949 die Ausgrabungen auf dem Gorodišče von Černyj les am Oberlauf des Ingulec sowie 1951—1956 die Erschließung einer Reihe gleich alter, mit Erdwällen befestigter Zufluchtsplätze in der Waldsteppe am Tjasmin durch A. I. Terenožkin [32]), speziell wertvoll für die Aufhellung der Kultur von unmittelbar vorskythischer Zeitstellung auf frühest skythisch besiedeltem Gebiet in Osteuropa.

Das Kurzschwert des Kriegers mit Pferdekopfszepter aus Kislovodsk gibt grünes Licht für die Verfolgung der Pferdekopfszepter-Verbreitung und -Zusammenhänge. Eisenklinge und Bronzegriff mit kleinem Pilzhutknauf und gerader Parierstange schließen sich als Kennmale zu einem Schwerttypus (Abb. 7) („Parierstangenschwert") [33]) zusammen, der in Ost- und Mitteleuropa belegt ist, eine Fundverdichtung einerseits in der Waldsteppe am Rechtsufer des mittleren Dnjepr, anderseits im Mittelabschnitt des nördlichen Kaukasusvorlandes aufweist und dem 8. — frühen 7. Jahrhundert v. Chr. zugehört.

Nach A. I. Terenožkins archäologisch materialfundierten Studien [34]) lebten in vorskythischer Zeit in der Waldsteppe am Rechtsufer des mittleren Dnjepr die seßhaften Ackerbauer-Viehzüchterstämme der Belogrudovka-Kultur (11. — 9. Jahrhundert v. Chr.) und, diese in genetischer Folge ablösend, die Stämme der Černyj les-Kultur (8. — Mitte des 7. Jahrhundert v. Chr.). Beide wurden seinerzeit unter dem Namen „kimmerische Kultur" zusammengefaßt. Wenngleich nur von archäologisch behelfsmäßiger Prägung und keineswegs ethnohistorisch kennzeichnend, fixiert dieser Terminus die vorskythische Zeitstellung der Kultur als wesentlich und läßt auch die zugehörigen Aufschlußerwartungen durchblicken. In diesem Sinne erscheint die folgende Erörterung des Parierstangenschwertes nicht ohne Parallelität in der Zielsetzung zu den hier einschlägigen Studien der vorskythischen Pferdetrensen im kaukasisch-pontisch-danubischen Steppenraum [35]). In der Belogrudovka-Etappe stand ein bronzenes Griffzungen-Kurzschwert mit ringwulstförmiger Griffrast und Klingenrippe [36]) in Verwendung, dessen Typus vom westlichen Kasachstan bis an den Dnjestr anzutreffen ist, nach O. A. Krivcova-Grakova [37]) Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. entstanden ist und im frühen 1. Jahrtausend v. Chr. weite Verbreitung erhalten hat.

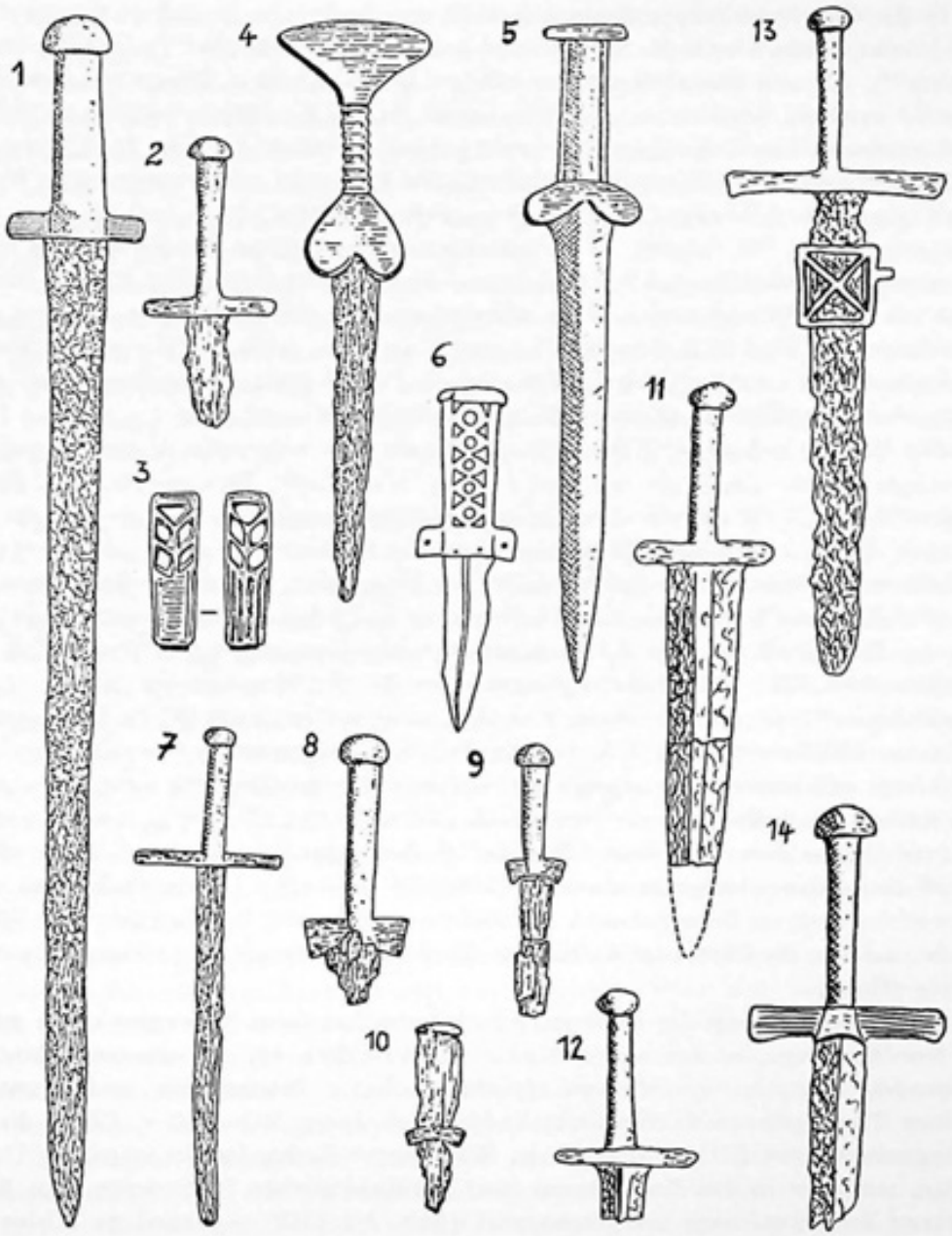


Abb. 7. Parierstangenschwerter und nahverwandte Formen. 1, 3, 4: Kiew-Gebiet; 2: Golovjatino; 5: Timošovka; 6: Mátra; 7: Pánád; 8—10: Nordkaukasien; 11: Komárno; 12: Neundorf; 13: Leibnitz; 14: Demkino (Nach: 1—10: Terenožkin, 1954, Abb. 11; 11, 12: Terenožkin 1957, Abb. 7/67; 13: Foltiny 1963, Abb. 2; 14: Marksimov 1962, Abb. 2).

In der Černyj les-Etappe findet sich nicht nur die Bronze der Schwertklinge durch Eisen ersetzt, sondern auch die Schwertform örtlich vorstufenlos zum Parierstangentypus gestaltet [38]). Als sein bester Vertreter — nicht nur am mittleren Dnjepr sondern überhaupt — muß ein Schwert aus dem Kiewgebiet (Abb. 7/1) gelten. Ihm typengleich ist ein Kurzschwert aus Golovjatino im Smela Rayon, Kiewgebiet (Abb. 7/2). Über eine Variantenbildung durch Ajourschmuck des Griffes [39]) ist der in Tonform nach Wachsmodell gegossene Schwertgriffrest mit geringfügigen Spuren der Eisenklinge aus dem Kiewgebiet (Abb. 7/3) hierher zu zählen. Eine zweite örtliche Schwertvariante ergibt sich mit dem Wandel der geraden Parierstange zum herzförmigen Abschluß von Akinakesart bei einem Kurzschwert aus dem Kiewgebiet (Abb. 7/4) und einem anderen ganz bronzenen aus Timošovka, Kamensk Rayon, Kiewgebiet (Abb. 7/5), worin ältester Skytheneinfluß bis zur endgültigen Übernahme der skythischen Schwertform (Akinakes) im Waldsteppengebiet am mittleren Dnjepr-Rechtsufer erkennbar ist.

Die Westverbreitung des Parierstangenschwertes ist weitreichend, aber punkthaft. Es belegen sie: ein Exemplar aus Pánád, Kom. Kisküküllö. Târnovo-Mică in Siebenbürgen [40]) (Abb. 7/7), ein nur wenig verletztes Bronzeexemplar aus Komárno an der Donau in der Slowakei (Abb. 7/11), ein anderes mit Eisenklinge, Resten einer bronzenen Scheide und Durchbruch-Ringmuster auf dem Bronzegriff aus einem Reitergrab von Pécs (Fünfkirchen)-Jakabhegyi, Ungarn [41]); diesem Kurzschwert nah formverwandt eines ganz aus Bronze mit Griff in Ajourschmuck aus der Mátra in Ungarn (nordöstlich von Budapest (Abb. 7/6), schließlich am weistesten im Westen einerseits ein Exemplar mit vollständigem Griff, aber geringem Rest der eisernen Klinge aus Klein-Neundorf bei Görlitz in Schlesien [42]) (Abb. 7/12), anderseits ein Kurzschwert mit wenig versehrter Eisenklinge und bisher sonst nirgends angetroffenem Bronze-Endstück einer Scheide, aus dem Raume von Leibnitz in der Steiermark, Österreich [43]) (Abb. 7/13). Leider sind die Fundverhältnisse dieses Schwertes völlig dunkel. Angesichts der oben angeführten mitteleuropäischen Schwertbelege ist aber am Černyj les-Typus des Leibnitzerschwertes nicht zu zweifeln. Auch im Bronzeschmuck der Scheidenmundfassung besteht hiezu kein Widerspruch, nachdem die Černyj les-Kultur eine durchaus geometrisch ausgerichtete Ornamentierung pflegte.

Die Ostverbreitung der Parierstangenschwerter hat ihren Schwerpunkt im mittleren Nordkaukasien, in den vorskythischen Gräberfeldern von Kamennomostskoe und Kislovodsk. Abgesehen speziell von typischen Kobaner Bronzebeilen und bronzenen Kobaner Pferdegebissen mit Zweiring-Enden (nach Jessen 800—650 v. Chr.), die sich zeitbestimmend sowohl hier als auch im Waldsteppen-Rechtsufer des mittleren Dnjepr fanden, traf man in den Bestattungen jener nordkaukasischen Nekropolen auch Kurzschwerter mit Eisenklinge und Bronzegriff (Abb. 7/8—10) — einmal zu Kislovodsk zusammen mit einem Pferdekopfszepter (Abb. 1/5) (!) —, die eindeutig von Parierstangen-Schwerttypus sind. Gegenüber denen vom mittleren Dnjepr zeigen sich zwei Besonderheiten. Die eine besteht in der Parierstangenform. Sie ist kürzer, fast ausnahmslos symmetrisch endnahe durchlocht und entweder überhaupt flügelartig etwas nach außen abwärts gerichtet oder die untere Kante seitengleich zu einer spitzwinkeligen Ecke des Heftes abgeschrägt.

Die andere Besonderheit wird vom Griffstück getragen. Es ist entweder rund, massiv [44]) oder rund, hohl und längsdurchbrochen [45]) oder abgeflacht massiv, mit Durchbruchornament aus Ringen in einer oder mehreren Längsreihen [46]).

Parallel dem Dolch vollendeter Akinakesform vom mittleren Dnjepr (Abb. 7/5) gehört auch ein Kurzschwert mit Bronzegriff und Eisenklinge aus Kamennomostskoe (wie eines aus dem Širokij Kurgan bei Malaja Lebedicha im Gebiet der Grassteppe) schon skythischer Zeit an und bestätigt die unmittelbar vorskythische Zeitstellung der Černyi les-Etappe [47]) und ihrer Parierstangenschwerter.

Von der unteren Wolga stammt der Fund eines Parierstangenkurzschwertes aus der Ortschaft Demkino [48]) im Volsk Kreis nördlich von Saratov (Abb. 7/14); an der mittleren Wolga fand sich der Typus in der Achmylovskischen und II. Poljanskischen Nekropole; und das Gräberfeld von Ananino an der Kama überlieferte einen Bronzeschwertgriff mit Kreisringornament [49]) fast identisch den nordkaukasischen. Ohne spezielle Fundortanführung wird eine Verbreitung des Typs bis Tomsk und in den Südaltai erwähnt [50]).

Tatsächlich sind im frühen ersten Jahrtausend v. Chr. in der Bronzezeit Kasachstans (späte Andronovo-Kultur) und Südsibiriens (Karasuk-Kultur) zwei einander formähnliche Bronzedolchtypen anzutreffen, deren Pilzhutknauf und typische Schutzabgliederung des Dolchgriffes von der Klinge — entweder durch beidseitig waagrecht vorspringende Zapfen [51]) oder im entgegengesetzten Sinne durch zwei das Klingenbreitende unterschneidende Querkerben [52]) — die nahe Verwandtschaft dieser Dolche zum Parierstangenschwert nicht übersehen lassen. Die Genesis der Parierstange ist klar abzulesen [53]. Ihre endgültige Herausbildung, das ist die vollständige Trennung von Griff und Klinge, vollzieht sich im 8. Jahrhundert v. Chr. im Übergang von der Karasuk- zur Tagar-Kultur. Alle tagarischen Dolche haben bereits echte Parierstangen. Zum Typus des nordkaukasisch-černolesischen Parierstangenschwertes in Vergleich gesetzt, fehlt aber den sibirischen Bronzedolchen die wesentlich wichtige Konstruktionskoppelung von Bronzegriff und Eisenklinge.

Aus dem Ananino-Kulturbereich ist ein Aufschluß zum Bedeutungsgehalt des vorskythischen Parierstangen-Kurzschwertes zu gewinnen. Fünf der neun 78—120 cm hohen Steinstelen von Novo-Mordovo [53a]) auf einer heute überfluteten Wolga-Insel bei Kujbyšev bezeugen mit ihren Kurzschwert- und Kriegsbeildarstellungen nicht nur enge genetische Formzusammenhänge mit den Parierstangenschwertern, speziell denen aus Nordkaukasien, sondern sagen auch zur Symbolik des Waffenpaares aus. Die Stelen von Novo-Mordovo werden auf Grund der Analyse ihrer Waffendarstellungen ins 7. Jahrhundert v. Chr. mit Wahrscheinlichkeit eines Hineinreichens ins 8. bzw. 6. Jahrhundert v. Chr. datiert. Die Darstellungsbeschränkung auf Streitaxt und Kurzschwert sowie deren betont gleichbleibende Anordnung — Streitaxt links, aufrecht, Kurzschwert rechts, schräg — verweisen auf ihren Symbolcharakter. Die Fundlage der Stelen in enger Nachbarschaft an bevorzugter Örtlichkeit (Ufervorsprung) sowie ihre wahrscheinliche Zugehörigkeit zu Bestattungen erlauben die Annahme, daß die Stelen von Novo-Mordovo, zwar funktions- und sinnverwandt den skythischen anthropomorphen Stelen des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. [53b]), Grabdenkmäler von Stammesführern waren,

aber sozial hochgestellt nicht auf Grund erblicher Würde, sondern durch auszeichnende Wertung der Kriegstüchtigkeit. Daher nicht porträtartige Herrscherdenkmäler, sondern ins Abstrakte gehende Machtdarstellungen, symbolisiert durch Kriegsbeil und Kurzschwert von jenem Typus, der im Kriegergrab von Kislovodsk mit dem Pferdekopfszepter von Kriegsbeilherkunft zur sinnparallelen Symbolisierung gekoppelt erscheint.

In Zusammenschau ist festzuhalten [54]): Schwert und Dolch mit Eisenklinge und Bronzegriff, gerader Parierstange und Pilzhutknauf ist ein charakteristischer Waffentypus vom Anfang der Eisenzeit. Er wurde nach den Grabungsergebnissen aus den vorskythischen Gräberfeldern von Kamennomostskoe-Kislovodsk in Nordkaukasien sowie nach den Untersuchungserfolgen zur Černyj les-Kultur am mittleren Dnjepr-Rechtsufer und zur Ananino-Kultur des Mittel-Wolga-Kamaraumes archäologisch erfaßt. Genetisch ist er offenbar von südosteuropäischer Entstehung nach Karasuk-Bronzedolchen mit Pilzhutknauf des beidseitig durch Querkerbe von der Klinge abgegliederten Griffes [55]) als Prototyp aus dem Bronze-Eisenzeitübergang der Karasuk- zur Tagar-Kultur in Südsibirien (8. Jahrhundert v. Chr.). Fundbelege für einen entsprechenden Kulturkontakt mehren sich im südlichen Osteuropa zeugenhaft [56]).

Aus dem dargelegten Forschungsstand über das Parierstangenschwert ergeben sich nun zur historischen Wesenserkennung der hallstattzeitlichen Pferdekopfszepter folgende Feststellungen, Überlegungen und Schlüsse:

Die hallstattzeitlichen Pferdekopfszepter stimmen mit der Zeitstellung der Parierstangenschwerter überein, fallen auch räumlich in deren Verbreitungsgebiet, und diesem Zusammentreffen nimmt die Fundverbundenheit von Pferdekopfszepter und Parierstangen-Kurzschwert im Kriegergrab von Kislovodsk den Schein der Zufälligkeit. Es mag in Arbeitshypothese eines für das andere zur Zeugenschaft für ihre Wege und Geschicke herangezogen und folgerichtig für beide Kulturgüter mit einem einheitlichen Antrieb zu ihrer Ausbreitung gerechnet werden. Wo war sein Sitz: im kabardinisch-pjatigorischen Kaukasusvorland oder in der Waldsteppe am Rechtsufer des mittleren Dnjepr? Zugegeben, daß entwicklungsgemäß vom Entstehungsherd eines Kulturgutes (Kabarda-Pjatigorien für die Parierstangenschwerter?) die stärksten Entfaltungsimpulse ausgehen, scheinen doch im gegebenen Falle Gesamtcharakter und Bedeutungsrang der Černyj les-Kultur sowie die geographische Lage ihres Siedlungsgebietes für sie als Ausstrahlungs- und Fernvermittlungszentrum zu sprechen.

In planmäßiger Feldforschung und intensiver Materialbearbeitung sowie Auswertung erstrebt A. I. Terenožkin [57]) seit mehr als einem Jahrzehnt die Wesensklarstellung der Černyj les-Kultur. Das erreichte Charakterbild bietet unserer Verfolgung des ungelösten Problems von der kulturellen und ethnischen Herkunft der hallstattzeitlichen Pferdekopfszepter zwei Anschlußpunkte: 1. die Stellung der Černyj les-Kultur im Entwicklungsablauf am mittleren Dnjepr-Rechtsufer der Waldsteppe und 2. die Bedeutung der Černyj les-Kultur im Kulturen- sowie Stammesmosaik ihres Zeitalters und ihre Verbindungen mit Kaukasien.

ad 1. A. I. Terenožkin betont immer wieder, daß in der Geschichte der materiellen Kultur der örtlichen Stämme am mittleren Dnjepr-Rechtsufer die Černyj les-Etappe

als „direkter Übergang und verbindendes Glied von der Belogrudovka-Etappe zur eigentlichen Skythenperiode zu betrachten sei. Diese Entwicklung widerspiegelt sich lückenlos in der Keramik nach Form und Ornamentik, wird deutlich in der allmählichen Ablöse von Stein und Bronze als Werkstoff durch das Eisen, das aber bei Fortdauer des Bronzegusses für Schmuck und die typischen Tüllenbeile erst in der Černyj les-Kultur zu größerer Verwendung gelangt (Klingen aus Eisen für Schwerter und krummrückige Messer), und ist auch an der Entwicklung der Gorodišče klar abzulesen. Diese durch Erdwälle mit aufgesetzten Balkenwehrgängen geschützten und auf Verteidigung ausgerichteten Fluchtburgen am mittleren Dnjepr erscheinen im 9. Jahrhundert v. Chr. vereinzelt als älteste Befestigungen in Südrußland; in der Černyj les-Kultur werden sie im Becken des Tjasminflusses zahlreich, bleiben vorerst überwiegend klein, etwa für ein Gentil oder eine Gentilgruppe genügend, erreichen aber, sozial kennzeichnend das beachtliche Ausmaß von einigen Hektaren im dreifach umwallten Černyj les-Gorodišče und im Gorodišče von Subbotovo, der sich als Zentrum der Metallverarbeitung zu erkennen gibt. Ab Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. gelangen die Gorodišče in skythischer Zeit zum typischen Großformat der Gorodišče von Belsk, Nemirov usw., die offensichtlich nicht mehr allein zum persönlichen Schutz der Bevölkerung, sondern auch für die Sicherstellung des Viehs dienten, auch nicht mehr nur durch die Kräfte einer Einzelsippe oder Sippengruppe erbaut werden konnten, sondern die Kräfte eines ganzen Stammes oder Stammesverbandes in Anspruch nahmen.

Hinsichtlich der Wirtschaft am mittleren Dnjepr des frühen 1. Jahrtausends v. Chr. deuten Kornreiber und Knochenhauen, in der Belogrudovka-Etappe auch Flintsichel-Einsatzklingen, in der Černyj les-Etappe schon bronzene Sicheln auf Anbaubetrieb hin, ja bezeugt weiters nicht allein die Gleichsetzung der Skythenstämme der Waldsteppe mit Herodots „Pflüger-Skythen", sondern auch die Pflug-Jochlegende in der skythischen Abstammungssage von Targitaos und seinen drei Söhnen die zentrale Stellung des Ackerbaues hier am mittleren Dnjepr schon in vorskythischer Zeit und verweist nach B. A. Šramko [58]) auf Pflugbau und ergänzende landwirtschaftliche Verwendung des zahlreich vorhandenen vorskythischen und später besonders skythischen Tüllenbeils.

Den Viehbestand der Stämme vor- und frühskythischer Zeit am mittleren Dnjepr bildeten vor allem Rind, dann Pferd, Schaf, Ziege und Schwein [59]). Die Jagd scheint wirtschaftlich ohne Bedeutung gewesen zu sein. Auf Zug-Transportverwendung (wahrscheinlich des Rindes) verweisen Rad- und Wagenmodelle aus Ton. Einzelfunde von Knochenpsalien schon in Belogrudovka-Komplexen belegen die beginnende Reitnutzung des Pferdes. Deren Steigerung und Ausbreitung wird für die Černyj les-Etappe durch viele Funde von knöchernen Trensenknebeln und Zaumzeugzieraten bezeugt, die in der skythischen Zeit den frühesten Tierstilschmuck tragen [60]). Bezeichnend sind die mehrtypigen Knochen- und Geweihpfeilspitzen mit einfachem oder gegabeltem Stift oder mit Tülle, Formen, die in Metall ausgeführt unter den skythischen Pfeilspitzen vorkommen.

Die Zunahme von Zahl und Größe der Gorodiščen am mittleren Dnjepr und deren Direktbeleg für einen Großeinsatz von Arbeitskräften in der Černyj les-Etappe, die gleichzeitige Steigerung der Reitpferdnutzung sowie die Vermehrung und Formentfaltung der Pfeilspitzen bei geringerer Bedeutung der Jagd [61]) deuten auf unruhige Zeit-

verhältnisse, auf eine entsprechende Herausbildung von Krieger-Bogenschützen zu Pferd sowie auf Notwendigkeit und Vollzug großer Vereinigungen gentil-stammlicher Organisation.

Zum Herkunftsproblem der hallstattzeitlichen Pferdekopfszepter läßt die aufgerollte Kennzeichnung der vorskythischen Kulturentwicklung am mittleren Dnjepr feststellen: Der Überleitungscharakter der Černyj les-Etappe zur frühskythischen ist vielgeleisig verfolgbar. Dennoch ergibt die Černyj les-Kultur zur frühskythenzeitlichen Entfaltung der Tierkopfäxte in der Waldsteppe am mittleren Dnjepr [62]) (Abb. 2) keinerlei Anzeichen eines Entkeimens dieser charakteristischen Schöpfungen. In Keramik und Bronzeschmuck [63]) folgt die Kunstübung der Černyj les-Kultur einem rein geometrischen Kunststil, und es liegen gegenwärtig weder neue Funde von Tierkopfszeptern vor, noch darf man an die von A. I. Terenožkin [64]) angeführte „geschliffene Keule mit tiergestaltigem Schmuck" aus dem archaisch skythischen Kurgan von Žabotin im Tjasmintal Aufschlußerwartungen knüpfen, nachdem sich die Gegenstandsbestimmung als irrtümlich erwiesen hat [65]).

ad 2. Beim Versuch, die Bedeutung der Černyj les-Kultur im Kulturen- und Stammesmosaik ihrer Zeit klarzustellen, kommt Import- sowie Exportnachweisen im Černyj les-Fundgut und den Auswirkungen der Fremdeinflüsse auf die Černyj les-Kultur sowie deren kultureller Geber- bzw. Vermittlerrolle wegweisende Wichtigkeit zu. Feldforschung und Revision der Museumsbestände, spezielle Detailuntersuchungen und Vorstöße zu historisch interpretierender Zusammenschau sind in vollem Gange, stürzen Hypothesen, erstellen neue oder ergänzen bzw. formen alte nach dem gegenwärtigen Forschungsstand um. Im einzelnen diese für eine Wiedererstellung der ost- und mitteleuropäischen Eisenzeit äußerst wichtigen archäologischen Beweisführungen darzulegen, geht über den Rahmen dieser Abhandlung hinaus.

Als grundlegend kann jedoch skizziert werden [66]): Die Černyj les-Stämme mußten im Süden in unmittelbaren Kontakt mit denen der späten Balkengräberkultur der Grassteppe kommen, mußten sich im Westen des Dnjestr mit Stämmen berühren, in denen die alten Thraker gesehen werden, und mußten im Nordwesten Vysoko-Stämme, im Norden die Bevölkerung der Polešje und im Osten die Nomaden — kimmerische [67]) und skythische Stämme — als Nachbarn haben.

Die Černyj les-Stämme sind Grenzlandbewohner: Siedlungsgeographisch gesehen, liegt ihr Lebensraum am Westende des breiten, unterbrechungslos West-Ost ziehenden eurasischen Steppengürtels, unmittelbar vor den Toren zum eigentlichen Europa. Wirtschaftsgeographisch schließen sich die Černyj les-Stämme zum letzten Vertreter seßhafter Bauern-Viehzüchter der Waldsteppe gegenüber der ostwärts unmittelbar anschließenden Welt der Nomaden zusammen. Verkehrs- und handelsgeographisch gleicht die Situation der Černyj les-Stämme der von Umschlaghäfen, Reichsgrenzstationen, Ausgangsorten von Paßstraßen oder Wüstenrouten, kulturell charakterbestimmt nicht allein vom eigenen Niveau der Bedürfnisse und Leistungen, sondern auch von den kulturellen Spannungsverhältnissen zwischen dem Diesseits und Jenseits der Grenzziehung.

Die ursprüngliche Auffassung bloß nachbarlicher Beziehungen der Belogrudovka- und der Černyj les-Kulturträger zu den Leuten der späten Balkengräberkultur wird durch den Nachweis von deren Eindringen auch in die Rechtsufer-Waldsteppe am mittleren Djnepr (bezeugt durch Balkengräberbestattungen, Bronzen und Keramik von kulturell zugehörigem Typus. 9.—8. Jahrhundert v. Chr.) widerlegt. Dies dürfte nicht nur mit den Vorstößen der Skythen an den Pontus, sondern auch mit dem durch sie verursachten Zerfall der kimmerischen Stammesbünde in Zusammenhang stehen. Als beweisend erscheint dafür, daß von dieser Zeit an Elemente der Pferdeschirrung (Trensen, Psalien, Schmuckscheiben) sowie knöcherne Tüllenpfeilspitzen „östlicher Type" in der Černyj les-Kultur zahlreich werden und sich mit gesteigerter Reitpferdnutzung und intensiviertem Gorodiščenbau koppeln.

Was den Westen betrifft, belegen einerseits unter den Černyj les-Kulturresten gewisse Tüllenbeile und bronzene Meißel, Sicheln mit Griffknopf, Tüllenlanzenspitzen und Rasiermesser eine siebenbürgische Herkunft, ohne daß Gußformen mit im Verbande wären, womit sich der spätbronzezeitliche Einfluß der siebenbürgisch-ungarischen Metallproduktionszentren von nicht tiefgehender Kulturgestaltung zu erkennen gibt. Ähnlich werden unregelmäßige, nur gelegentliche Handelsbeziehungen mit den Lausitzern durch die bisweilen in der rechtsufrigen Dnjepr-Waldsteppe angetroffenen Bronzen (Armschmuck, einohrige Kelte) angezeigt.

Ein schmales, eisernes Ärmchenbeil von Hallstatt-Typus aus dem Subbotovo Gorodišče, bronzene Armreifen und Anhängsel, offensichtlich aus dem Hallstattkulturgebiet eingeführt, sowie große, schwarze, geglättete Tongefäße von Villanova-Art mit Riefelung und kegeligen Aufklebungen zeigen Kontakte mit der „Kultur des thrakischen Hallstatt" des Donauraumes an. Typen des „thrakischen Hallstatt" von Art derer des Michalkovo- und Fokoru-Schatzes fehlen aber am mittleren Dnjepr, wenn nicht die Ornamentierung der typischen Černyj les-Bronzearmbänder hieher zu stellen ist, wie A. M. Tallgren [68]) vorschlägt.

Anderseits besitzt der westwärts breit ausstrahlende kulturelle Gebereinfluß der Černyj les-Stämme in der dargelegten Westverbreitung der Černyj les Parierstangenschwerter [69]) einen beredten Ausdruck. Ebenso sind Auswirkungen keramischer Vorbilder vom mittleren Dnjepr in Gefäßform und Ornamentierung sowohl im außenkarpatischen Vorland in der Vysoko-Kultur des L'vov-Gebietes und am San in der südpolnischen Tarnobržeg-Gruppe der Lausitzer-Kultur als auch im Donauraum feststellbar.

Nordkaukasien ergibt in seinen vorskythischen Gräberfeldern, speziell in denen von Kamennomostskoe und Kislovodsk, die engsten Schwert- sowie Keramik-Formparallelen. An sie schließen sich unter den Černyj les-Bronzen als weitere Kontaktzeugen: Trensenmundstücke von Koban-Type mit Doppelring-Enden (in der Waldsteppe auch lokal abgewandelt), bikonische Spiraldrahtröhrchen, Bronzeglöckchen, zu Lubny, Kiew, Winniza gefundene Kobanbeile [70]), ein Bronzekessel mit Ringhenkel und hohem Fuß des Typs der Bronzekessel vom Berge Beštau bei Pjatigorsk, zusammengenietete Situlen mit tierähnlichem Henkel [71]), der zu Podgorce im Kiewgebiet angetroffene, mit Gravüren gezierte transkaukasische Bronzegürtel [72]), transkaukasische Pferdetrensen mit Stacheln usw., insgesamt: weniger Gegenstände, die Nach- und Umformung erfuhren

(Trensen, Bronzegefäße, Keramik), mehr einzelne Sonderstücke (eine Art Metallimport). Wie kulturhistorisch zu verstehen?

Im allgemeinen kulturellen Wachstum der frühen Eisenzeit an sich begründet, im besonderen aber von den unter dem Druck der Nomaden unruhig gewordenen Zeitverhältnissen am Pontus und im nahen Orient gedrängt, wird in der Waldsteppe am mittleren Dnjepr die Steigerung des Bronzebedarfs sowie die Umstellung auf Eisen umso mehr zum Antrieb für ein Ausgreifen der Černyj les-Stämme auf die kaukasischen, siebenbürgischen und ungarischen [73]), offenbar auch auf die schlesischen [74]) und ostalpinen[75]) Erzlager und Metallproduktionszentren, als das südliche Osteuropa arm an Erzvorkommnissen war.

Damit wird auch ein anderes klar: Wenn im 2. und 3. Viertel des letzten Jahrtausends v. Chr. archäologisch erkennbare vorskythische und skythische Stämme wesentliche Kräfte in den historischen Prozeß Mitteleuropas, speziell des karpato-danubischen Raumes einsetzten, hatten an ihnen die Černyj les-Stämme und ihre Nachfolger, die Skythen-pacharei, hervorragenden Anteil. Ihre weitwirkende kulturelle Einflußnahme mochte von der Art eines geschäftlichen Handelsverkehrs oder nachbarlich kultureller Kontakte oder jener kriegerischen Zusammenstöße gewesen sein, die letzten Endes zur Černyj les-Zeit zu den großen politischen Veränderungen in Südosteuropa führten und ereignisgeschichtlich die Feldzüge der Kimmerier und der Skythen nach Vorderasien, das Eindringen der Skythen von Osten her ins nordpontische Steppenland und auch die zwischenstammlichen Kämpfe zur Konsolidierung der Skythen hier waren.

Handel, nachbarlicher Kontakt und kriegerisches Kräftemessen, durchwegs waren sie Ausdruck wirtschaftlicher und kultureller Spannungsausgleiche, bei denen den Černyj les-Stämmen die Vermittlung als historischer Auftrag zukam. Hiezu gibt A. I. Terenožkin [76]) eine m. E. bedeutsame Wertung, wenn er urteilt, „daß hinter den fundbezeugten Osteinwirkungen der Černyj les-Zeit auf Mitteleuropa ereignisgeschichtlich weniger ein tatsächliches Eindringen von Skythen-Nomaden liege, sondern daß sich darin eher Ergebnisse jener verschiedenartigen Kulturverbindungen mit den Waldsteppenstämmen des Rechtsufers am mittleren Dnjepr verbergen", wie sie die Černyj les-Stämme sichtlich ihrem historischen Auftrag gemäß pflegten.

Bei dessen Erfüllung waren die Černyj les-Beziehungen zu den Nomaden-Zeitgenossen offenbar von tragender Bedeutung. Dies bestätigen in der Černyj les-Kultur: Zahl und Ausbreitung der verschiedenen Elemente der Reitpferdschirrung, die Steigerung der Reitpferdnutzung, Pfeilspitzenentfaltung und Gebrauch der knöchernen Tüllenpfeilspitze östlicher Type, die erschließbare Herausbildung von Bogenschützen-Reiterkriegern sowie mittelbar auch alle Importe aus dem Kaukasus. Und nun ist wichtig: In diesem Bereich, im weit ausstrahlenden Vermittlertum der Černyj les-Stämme und in ihrem nahen Skythenkontakt wurzeln meines Erachtens Wahrscheinlichkeit und historische Glaubwürdigkeit dafür, daß auf solchem Wege auch das Pferdekopfszepter aus seinem in historischer Rückschau über die frühskythischen Tierkopfszepter in der Waldsteppe am mittleren Dnjepr erfaßbaren östlichen Ursprungsmilieu nach Westen kam.

Warum traf man aber bisher nicht ein einziges Pferdekopfszepter in einem Černyj les-Fundverband, auch nicht im Tjasmin-Becken, wo die Verdichtung der Gorodišče

eine Machtkonzentration der Černyj les-Stämme anzeigt und genetisch kulturelle sowie offensichtlich auch ethnische Bindungen zu den Waldsteppen-Pflügerskythen bestanden, die das Tierkopfszepter in lebendiger Variantenentfaltung besaßen und solche Symbole in Černyj les-Komplexen erwarten ließen? Möglicherweise liegt der Grund in einer der seßhaften Černyj les-Bauern-Viehzüchterwirtschaft entsprechenden sozialen und weltanschaulichen Entwicklungsnuance.

Es ist meines Erachtens Erfolg versprechend, sowohl die zwar um vieles älteren steinernen Tierkopfkeulen des danubisch-kaukasischen Raumes [77]) als auch die Ornamentik der hallstatt- und skythenzeitlichen Tierkopfszepter gleicher Verbreitung einer kulturmorphologischen, speziell symbolgeschichtlichen Untersuchung zu unterziehen. Es bestehen bereits Ansätze hiezu einerseits in der Erkennung der tierfigürlichen Steinkeulen als Pferdekopfkeulen [78]) und anderseits in den Versuchen von M. I. Vjaz'mitina [79]) und V. A. Il'inskaja [80]), sowohl in den Tiermotiven Pferd, Adler, Widder als auch in den zugegebenen geometrischen Ornamenten (vgl. Abb. 1/1,4,5, 2/4—7, 3, 4 und 5.) Zeichen von sonnenkultischem Sinngehalt zu erfassen. Hätten dann etwa die hallstatt-skythenzeitlichen Tierkopfszepter in sonnenpriesterlichen Würde- und Machtzeichen von bäurisch um Wetter und Ernte besorgten Stämmen den Anfang ihrer Entfaltung zu sozialorganisatorischen Würde- und Machtsymbolen von Viehzüchtern genommen, gebrauchsgebunden an deren Entwicklung von gentil-stammlich beschränkten Gemeinwesen zu politisch immer mehr sich weitenden und machtsteigernden reiternomadischen Gemeinschaftsverbänden?

Abkürzungen.

ESA. = Eurasia Septentrionalis Antiqua, Helsinki
KSIA. = Kratkie Soobščenija Instituta archeologii, Kiïv
KSIIMK. = Kratkie Soobščenija Instituta istorii material'noj kul'tury, Moskau
MAG. = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien
MIA. = Materialny i issledovanija po archeologii SSSR, Moskau
SA. = Sovetskaja Archeologija, Moskau
VDI. = Vestnik drevnej istorii, Moskau

Anmerkungen.

[1]) Werner 1961, 385 f.

[2]) Předměřice an der Elbe bei Königgrätz: Kriegerbrandgrab mit Szepter, Schwert, Ortband und Pferdetrense aus Bronze. Ende des 8. — Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. (Werner 1961, 384—389).

Aus dem ehemaligen Komitat Turócz in den Westkarpaten, Einzugsgebiet der oberen Waag. Fundumstände und Fundverband unbekannt. Thrako-kimmerischer Horizont des 8. Jahrhunderts v. Chr. (Gallus-Horváth 1939, 40, 102).

[3]) Kisköszeg, Kom. Baranya. Depotfund: Pferdekopfszepter, Pferdetrensen und Riemenschmuck thrako-kimmerischer Typen aus Bronze. 8. Jahrhundert v. Chr. (Werner 1961, 386 f. Gallus-Horváth 1939, 17).

Vom Sárvíz Kanal, Kom. Tolna. Fundumstände und Fundverband unbekannt. Thrako-kimmerischer Zeithorizont des 8. Jahrhunderts v. Chr. (Werner 1961, 386 f.).

[4]) Bobrinskij 1901, 62. Illins'ka 1961, 43—37. Il'inskaja 1965, 206—211. Meljukova 1964, 68.

[5]) Vom Territorium der Möbelfabrik von Kislovodsk im nordwestlichen Kaukasusvorland. Kriegerbestattung: Bronzeszepter und Kurzschwert mit Eisenklinge und Bronzegriff. 8. — 7. Jahrhundert v. Chr. Beifunde unveröffentlicht. Kurzhinweise bei Il'inskaja 1962, 208 und Krupnov 1960, 205, 459 sowie Tab. vor 137.

[6]) Aus Bestattungen unter Kurganen der Romny-Gruppe (Abb. 2/3, 10); aus Kurgan 15 von Aksjutincy bei Romny (Abb. 2/9) und aus einem von Jarmolincy im Poltavagebiet (Abb. 2/2); aus Gräbern unter Kurganen vom mittleren Dnjepr (Abb. 2/4, 11); aus Bestattung 25 bei Kičkas an den Dnjeprschnellen (Abb. 2/6); vom unteren Dnjepr (Abb. 2/5); aus der Umgebung des Pastyrskoe Gorodišče bei Čigirin am Tjasmin (Abb. 2/7); und aus einem Grabe bei Simferopol auf der Krim (Abb. 2/8) (Illins'ka 1961, 44—47).

[7]) Il'inskaja 1965 a.

[8]) Il'inskaja 1965 a, 99.

[9]) Il'inskaja 1965 a, 103.

[10]) Il'inskaja 1965 a, 99, 98, 103.

[11]) Il'inskaja 1965 a, 98 mit Hinweis auf Malkina 1928, 179—183. Vgl. hiezu Hančar 1965, 226 mit Hinweis auf die einschlägigen Studien von Mancevič 1949; 1957, 169—171.

[12]) Siehe hiezu sowohl die große Zahl der knöchernen Trensenknebel aus dem archaisch skythischen Romny-Černassy-Gebiet als auch die ausgeprägte Bevorzugung von Pferdekopf und speziell von Pferdehuf als Motiv ihres tierfigürlichen Schmuckes (Chanenko III, 3, Nr. 517—520, 528 f., 531 f., 539—542).

[13]) Rostovtzeff 1913, 8 f. Minns 1913, 182.

[14]) Hančar 1965, 222 f.

[15]) Kennzeichen der Altersklasse bei den Skythen? Vgl. die Skythendarstellungen auf dem Silberbecher von Voronež (Rostovtzeff 1922, Taf. I).

[16]) Zur sozialsymbolischen Bedeutung des Trinkhorns siehe Hančar 1965, 216—228.

[17]) Rostovtzeff 1913, 8 f.

[18]) Her. IV, 5—7.

[19]) B. A. Šramko (1961, 73 f) hilft hiebei nicht weiter mit seiner Auslegung von Pflug und Joch als Zeichen der legendarisierten vorskythischen Kulturerreichung des Pflugbaus, des Beiles als grundlegend wichtiges Gerät der zugehörigen Urbarmachung des Waldsteppenbodens und der Schale als heiliges Kultgefäß, speziell verbunden mit der großen Göttin der Skythen.

[20]) Zusammenstellung bei Illins'ka 1961, 40—43.

[21]) Illins'ka 1961, 36—40.

[22]) Vgl. Meljukova 1964, 82 f. Illins'ka 1961, 52.

[23]) Vgl. Semenov-Zuser 1931, 13—34. Jel'nickij 1960, 54 f. Potapov 1954, 75—78.

[24]) Il'inskaja 1965 a, 95.

[25]) Il'inskaja 1965, 208.

[26]) Vgl. Krupnov 1960, 459 und Terenožkin 1958, 17.

[27]) Terenožkin 1954; 1958. Meljukova 1953, 157 f. Maksimov 1952, 88—90. Pogrebova 1954, 17 ff., 32.

[28]) Hančar 1934, 39—41; 1947, 149, 51—58; 1950, 265—274. Guter forschungsgeschichtlicher Überblick bei Kothe 1963, 5—11. Für die sowjetische Einstellung zum Kimmerierproblem gilt offensichtlich A. A. Jessens (1954, 130 f.) Standpunkt, daß die Kimmerier an der Spitze, also als Organisatoren des ersten großen Stammesbundes auf südrussischem Boden vorzustellen seien, deren Kultur im archäologischen Sinne erst gesucht werden müsse.

[29]) Bezugnahme auf die Wichtigkeit des vorskythischen Gräberfeldes von Kamennomostskoe an verschiedenen Stellen bei Krupnov 1958. Allgemeine Orientierung über die vorskythische Kultur in Nordwestkaukasien bei Jessen 1947, 18—21.

[30]) Jessen 1953; 1954.

[31]) Meljukova 1953, 60—73; 1954, 59—68.

[32]) Terenožkin 1952; 1954; 1957.

[33]) Anschließend an von Márton 1934.

[34]) Terenožkin 1958; 1957; 1954.

[35]) Hančar 1956, 133—143, speziell 140—143.

[36]) Durch 15 Exemplare und einige steinerne Gußformen belegt (Terenožkin 1957, 50, Abb. 2/10, 11, 1/2, 4, 6) und als „kimmerischer" Typus bezeichnet (Gorodcov 1928, 55, Abb. 13).

[37]) Krivcova-Grakova 1948, 162, Abb. 20/1.

[38]) Terenožkin 1954, 104 f.; 1957, 55 f., 61; 1958, 14 f.

[39]) Terenožkin 1957, Abb. 4/4.

[40]) Roska 1937, 190.

[41]) Török 1950, Taf. III. Jessen 1953, Abb. 16. Krupnov 1960, Taf. XXXV/2.

[42]) von Márton 1934, 209—214, Taf. XXXVIII/1, 4.

[43]) Foltiny 1963, 26 f., v. Márton 1934, 209—214, Taf. XXXVIII/3, 6.

[44]) Krupnov 1960, Taf. XXXV/4 (Keskem am Baksan in Berg-Balkarien): Grabfund zusammen mit Scheidenortbändern, „bronzenen Pferdegebissen archaischer Type" und zweiflügeligen Pfeilspitzen, durchwegs aus Bronze; (Zufallsfund aus Chabaz an der oberen Malka). Jessen 1941, Abb. 4/1 (aus einem Grundgrab von Kamennomostskoe; formidentischer Zufallsfund aus Kamennomostskoe).

[45]) Krupnov 1960, Taf. VIII/4 (Grabfund aus Kislovodsk); Taf. XII/1 (Grabfund von der Berezovka).

[46]) Krupnov 1960, Taf. XXXV/1 (Einzelfund von der Berezovka); Taf. XXXV/5 (Fund aus der Umgebung von Kol'ca Gora bei Kislovodsk); S. 203 (Zwejskaja Gräberfeld in Nord-Osetien). Jessen 1941, Abb. 4/2 (Aus einem Kurgangrab bei Kamennomostskoe zusammen mit Eisenlanze, Bronzeknopf und bronzenem Riemenkreuzungsstück mit Vogelschnabelzierat).

[47]) Die Kabarda Gräberfelder von Kamennomostskoe und Kislovodsk werden von J. I. Krupnov ins 8. — 7. Jahrhundert v. Chr. datiert.

[48]) Maksimov 1962, 288.

[49]) Krupnov 1960, Taf. XXXV/3.

[50]) Terenožkin 1957, 62.

[51]) Vgl. Černikov 1960, Taf. X/1, LXVI/5, 10 und S. 77 den statistischen Vermerk: aus Nord- und Zentralkasachstan 1 Exemplar, aus Ostkasachstan und Altai 4 Exemplare, aus dem Krasnojarsk-Kreis und dem südlich anschließenden Chakassien 13 Exemplare.

[52]) Vgl. Kiselev 1951, Taf. XIII/5 und S. 122 f. den statistischen Vermerk: Minusinsker Kessel 12 Exemplare, Semipalatinsk 1 Exemplar, Tomsk-Gräberfeld 2 Exemplare, Transbaikalien 2 Exemplare, Jakutien 1 Exemplar. Ergänzend: Tuva-Ostaltai 1 Exmplar (Jettmar 1964, 172, Abb. 117; 1962, 184); Ust Kamenogorsk-Umkreis 3 Exemplare, Stepnjak-Umkreis 1 Exemplar (Černikov 1960, Abb. 16).

[53]) Členova 1955, 135—138.

[53a]) Chalikov 1963, 180—190.

[53b]) Jelagina 1959, 187—196. Hančar 1965, 217 f.

[54]) Vgl. hiezu Terenožkin 1957, 55; 1954, 104; 1958, 22 f.

[55]) Grjaznov 1947, Abb. 5/1, 6. Členova 1955, 136, Abb. 57/1.

[56]) Terenožkin 1958, 15, 23.

[57]) Terenožkin 1951; 1951 a; 1952; 1952 a; 1952 b; 1952 c; 1954; 1957; 1958.

[58]) Šramko 1961, 73.

[59]) Bsp. Belogrudovka-Etappe: 35,5% Rind, 10,5% Pferd, 16% kleines Horntier, 26% Schwein (Hančar 1956, 114 f); Bsp. Černyj les-Etappe: 49% Rind, 24,4% Pferd, 14,3% kleines Horntier und Schwein (Terenožkin 1954, 96).

[60]) Vjaz'mitina 1963.

[61]) Terenožkin 1954, 96.

[62]) Siehe S.

[63]) Terenožkin 1954, Abb. 1—5, 7, 10; 1957, Abb. 3/1—4, 4/4, 5, 5/4—17.

[64]) Terenožkin 1958, 9.

[65]) Nach brieflicher Mitteilung A. I. Terenožkins und V. A. Il'inskaja vom 17. Juli 1966, wofür ich beiden herzlich danke.

[66]) Ich folge vor allem Terenožkin 1958, 21—27.

[67]) Als Gebiet der Kimmerier in Osteuropa werden die Steppen von der Donau über den südlichen Dnjestr, speziell die Krim und Taman sowie die Küstenstriche am Asowschen Meere angesehen (Danilenko 1951, 225; Artamonov 1950, 47).

[68]) Tallgren 1926, 205 f.

[69]) Vgl. S.

[70]) Sulimirski 1962, 269 ff.

[71]) Hančar 1947, 153 f., Marenko 1930, Abb. 1, 13—17.

[72]) Hančar 1934 a, III/6.

[73]) Parierstangenschwerter aus der Mátra und aus Pécs sowie aus Komárno.

[74]) Parierstangenschwert von Klein Neundorf! Weg außen um die Karpaten.

[75]) Leibnitzer Parierstangenschwert!

[76]) Terenožkin 1958, 26.

[77]) Sălcuţa-Plopsor, Kleine Walachei; Fedeleşeni, Moldova; Casimcea, Dobrudža (Dumitrescu 1957, 89—96, Abb. 4, 5. Neustupný 1958, 287—289); Terekli-Mekteb, Daghestan, Großnygebiet (Jessen 1952, 48—52, Abb. 10/1).

[78]) Vgl. Neustupný 1958, 288.

[79]) Vjaz'mitina 1963, 165—168.

[80]) Il'inskaja 1965, 209—211.

Schrifttum.

Artamonov, M. I. 1950: K voprosu v proischoždenii Skifov, VDI., 1950 (2).

Bobrinskij, A. 1901: Kurgany i slučajnyja archeologičeskija nachodki bliz mjestečka Smely III, S.-Peterburg.

Černikov, S. S. 1960: Vostočnyj Kasachstan v epochu bronzy. MIA., 88., Moskau.

Chalikov, A. Ch. 1963: Stely s izobraženiem oružija rannego železnogo veka, SA., 1963 (3), Moskau.

Chanenko, B. I. 1900: Drevnosti Pridnjeprov'ja III. Kiïv.

Clenova, N. L. 1955: Bronzovy meč iz Minusinkoj kotloviny. KSIIMK., 60., Moskau.

Danilenko, V. M. 1951: Do kimmerijs'koi problemi. Archeologija V. Kiïv.

Dumitrescu, V. 1957: Le dépot d'objects de parure de Habaşeşti et le problème des rapports entre les tribus de la civilisation de Cucuteni et les tribus des steppes pontiques, Dacia N. S. I., Bucureşti.

Foltiny, St. 1963: Zur Frage des „skythischen" Einflusses in Ostösterreich und in Slowenien, ArchA., 33, Wien.

Gallus, S. und Horváth, T. 1939: Un peuple cavalier préscythique en Hongrie. Dissertationes Pannonicae, Ser. II, 9, Budapest.

Gorodcov, V. A. 1928: K voprosu o kimmerijskoj kul'ture. Trudy sekcii archeologii RANION II.

Hančar, F. 1934: Die Beile aus Koban in der Wiener Sammlung kaukasischer Altertümer, WPZ., XXI., Wien.

— 1934 a: Zum Problem des „kaukasischen" Tierstils. Wiener Beiträge zur Kunst und Kultur Asiens, Wien.

— 1947: Hallstatt-Kaukasus, ein Beitrag zur Klärung des Kimmerierproblems, MAG., LXXIII—LXXVII, Wien.

— 1949: Die Ausweitung unseres Geschichtsbildes durch die sowjetische Urgeschichtsforschung, Blick nach Osten.

— 1950: Hallstatt und der Ostraum. Ein Beitrag zur Klärung des Kimmerierproblems, Ephemeridis Instituti Archaeologici Bulgarici.

Hančar, F. 1956: Das Pferd in prähistorischer und früher historischer Zeit, Wien—München.
— 1965: Der Begriff des Königtums bei den Skythen, MAG., XCV., Wien.
Illins'ka, V. A. 1961: Skifs'ki sokiri, Archeologija, XII., Kiïv.
— 1965: Kul'tovy žezly skifskogo i predskifskogo vremeni, MIA., 130., Moskau.
— 1965 a: Nekotorye motivy ranneskifskogo zverinogo stilja, SA., 1965 (1), Moskau.
Jelagina, N. G. 1959: Skifskie antropomorfnye stely Nikolaevskogo muzea, SA., 1959 (2), Moskau.
Jel'nickij, L. A. 1960: Iz istorii drevneskifskich kul'tov, SA., 1960 (4), Moskau.
Jessen, A. A. 1941: Archeologičeskie pamjatniki Kabardino-Balkarii, MIA., 3., Moskau.
— 1947: Prikubanskij očag metallov rabotki vo vtoroj polovine II i v načale I tysjačeletija do našej ery, KSIIMK., XVIII., Moskau.
— 1952: K voprosu o drevnich svjazjach Severnogo Kavkaza s Zapadom, KSIIMK., XLVI., Moskau.
— 1953: K voprosu o pamjatnikach VIII—VII vv. do n. e. na juge Evropejskoj časti SSSR (Novočerkasskij klad 1939 g.), SA., XVIII., Moskau.
— 1954: Nekotorye pamjatniki VIII—VII vv. do n. e. Servernam Kavkaze, Voprosu skifo-sarmatskoj archeologii, Moskau—Leningrad.
Jettmar, K. 1964: Die frühen Steppenvölker, Kunst der Welt, Baden-Baden.
— 1962: Ausbreitungsweg und sozialer Hintergrund des eurasiatischen Tierstils, MAG., XCII. (Hančar-Festschrift), Wien.
Kiselev, S. V. 1951: Drevnjaja istorija Južnoj Sibiri, Moskau.
Kothe, H. 1963: Die Herkunft der kimmerischen Reiter, Klio., 41., Berlin.
Krivcova-Grakova, O. A. 1948: Alekseevskoe poselenie i mogil'nik. Trudy Gos. Istor. Muzeja, XVII., Moskau.
Krupnov, J. I. 1958: Kimmerijcy na Severnom Kavkaza, Moskau.
— 1960: Drevnaja istorija Severnogo Kavkaza, Moskau.
Maksimov, E. V. 1952: Konferencija instituta istorii material'noj kul'tura AN SSSR po voprosam skifo-sarmatskoj archeologii, KSIA., 1952 (1), Kiïv.
Maksimov, J. K. 1962: Materialy iz Chvalynskogo muzeja, SA., 1962 (3), Moskau.
Malkina, N. 1928: Zu dem skythischen Pferdegeschirrschmuck aus Craiova, PZ., LXI., Berlin.
Mancevič, A. P. 1949: K voprosu o torevtike v skifskuju epochu, VDI., 1949 (2), Moskau.
— 1957: Riton Talaevskogo kurgana. Istorija i archeologija drevnego Kryma, Kiev.
Márton, L. von 1934: Der Verwandtenkreis des Parierstangendolches von Klein-Neundorf, Kr. Görlitz, Altschlesien, 5., Breslau.
Meljukova, A. I. 1953: Konferencija IIMK posvjaščennaja voprosam skifo-sarmatskoj archeologii, KSIIMK., 49., Moskau.
— 1953 a: Pamjatniki skifskogo vremeni na Srednem Dnestre, KSIIMK., 51., Moskau.
— 1954: Rezul'taty raskopok na dvuch poselenijach skifskogo vremeni v Moldavii, KSIIMK., 56., Moskau.
— 1964: Vooruženie Skifov. Archeologija SSSR. Svod archeologičeskich istočnikov, D 1—4., Moskau.
Minns, E. H. 1913: Scythians and Greeks, Cambridge.
Neustupný, J. 1958: Neue Beiträge zum Neolithikum Rumäniens, Slovenska Archeologia., VI—2., Bratislava.
Pogrebova, N. N. 1954: Sostojanie problem skifo-sarmatskoj archeologii k konferencii IIMK AN SSSR 1952 g, Voprosu skifo-sarmatskoj archeologii. Moskau—Leningrad.
Potapov, L. P. 1954: O suščnosti patriarchal'no-feodal'nych otnošenij u kotčevych narodov Srednej Azii i Kazachstana, Voprosy istorii, 1954 (6).
Roska, M. von 1937: Der Bestand der skythischen Altertümer Siebenbürgens, ESA., XI., Helsinki.

Rostovcev, M. I. 1913: Predstavlenie o monarchičeskoj vlasti v Skifii i na Bospore, Izv. Imp. Arch. Kom., 49., S.-Peterburg.
Rostovtzoff, M. I. 1922: Iranians and Greeks in South Russia, Oxford.
Semenov-Zuser, S. A. 1931: Rodovaja organisacija u Skifov Gerodota. Izv. Gos. Akad. Ist. Mat. Kul'tury, IX., 1., Leningrad.
Sulimirski, I. 1962: Eine Kobaner Prachtaxt von Winniza (Ukraine), MAG., XCII. (Hančar-Festschrift), Wien.
Šramko, B. A. 1961: K voprosu o technike zemledelija u plemen skifskogo vremeni v Vostočnoe Evrope, SA., 1961 (1), Moskau.
Tallgren, A. M. 1926: La Pontide préscythique après l'introduction des métaux, ESA., II., Helsinki.
Terenožkin, A. I. 1951: Poselenija bilogrudivs'kogo tipu bilja Umani, Archeologija, V., Kiïv.
— 1951 a: Skifskaja dneprovskaja pravoberežnaja ekspedicija, KSIIMK., XXXVII., Moskau.
— 1952: Poselenija i gorodišča v bassejne r. Tjasmina, KSIIMK., XLIII., Moskau.
— 1952 a: Rozvidki i rozkopki 1949 r. v. pivnicnij častini Kirovograds'koi obl., Archeologija, VII., Kiïv.
— 1952 b: Archeologičeskie issledovanija v okrestnostjach Smely v 1952 g, KSIA., 3., Kiïv.
— 1952 c: Pamjatniki predskifskij period na Ukraine, KSIIMK., XLVII., Moskau.
— 1954: Kul'tura predskifskogo vremeni v Srednem Podneprov'e (Černolesskij etap), Voprosy skifo-sarmatskoj archeologii, Moskau.
— 1957: Sredne Podneprov'e v načale železnogo veka, SA., 1957 (2), Moskau.
— 1958: Predskifskij period v dneprovskom lesostepnom peravoberež'e, Inst. Ist. Mat. Kul'tury AN SSSR, Moskau.
Tőrők, G. 1950: Pécs-Jakabhegyi földvar és tumulus-ok. Archaeologiaï Értesitö, 77, Budapest.
Vjaz'mitina, M. I. 1963: Rannie pamjatniki skifskogo sverinogo stilja, SA., 1963 (2), Moskau.
Werner, J. 1961: Bronzenes Pferdekopfszepter der Hallstattzeit aus Předměřice bei Hradec Králové, Pamatky archeol., LII., 2, Praha.

Chemische Untersuchung von Inkrustationen in hallstattzeitlicher Keramik

Von Fritz Sauter, Wien, und Kurt Rossmanith, Wien.

Mit 5 Abbildungen.

1. Allgemeines.

Die zur Untersuchung gelangten keramischen Objekte entstammen alle dem Hügel 27 des Gräberfeldes Burgstall bei Ödenburg (Sopron) und wurden im Verlauf der Grabung 1891 unter Leitung von Rudolf Hoernes und Ludwig Bella [1]) freigelegt; sie befinden sich gegenwärtig im Besitz der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien. Die auf diesen HST C-Keramiken auftretenden Figuralverzierungen wurden von Sandor Gallus [2]) stilkritisch behandelt.

Im Zuge einer Bearbeitung des Gesamtmaterials durch Alexandrine Persy [3]) wurden wir von ihr auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß bisher noch keinerlei exakte Informationen über die chemische Zusammensetzung der Inkrustationen in diesen oder in anderen HST C-Keramiken vorliegen. Wir haben daher die Inkrustationen einer Reihe von keramischen Bruchstücken einer chemischen Analyse unterzogen.

2. Beschreibung der Objekte.

Die untersuchten Objekte sind Teile von folgenden drei Keramiken:

1. Objekte A, B und C sind Bruchstücke einer großen Henkelschale.
2. Objekte D und E entstammen beide einer Fußschale, und zwar D dem Fußteil und E dem Mundsaum.
3. Objekte F und G können entlang einer übereinstimmenden Bruchkante direkt aneinandergepaßt werden und sind Teile vom Mundsaum einer Fußschale mit durchbrochenem Fuß.

Somit hätten eigentlich Analysen von 3 entsprechenden Bruchstücken eine vollständige Information über das Inkrustationsmaterial sämtlicher Objekte liefern müssen. Der Erhöhung der Exaktheit wegen wie auch zur gegenseitigen Kontrolle der Ergebnisse wurden aber die einzelnen Bruchstücke wie völlig verschiedene Objekte behandelt und getrennt chemisch untersucht. Diese Vorgangsweise bewährte sich sofort, da eine Probe des zufälligerweise zuerst untersuchten Inkrustationsmaterials von G Sulfationen enthielt, sodaß der Verdacht auf Calciumsulfat als Pigment auftrat. Da aber sonst nirgends mehr

Sulfationen nachweisbar waren, dürfte es sich in dem einen Fall nur um eine sekundäre Verunreinigung mit Gips handeln.

Folgende keramische Bruchstücke wurden von uns im Hinblick auf die Frage der chemischen Zusammensetzung ihrer Inkrustationen untersucht:

interne Benennung für die Analyse	Beschreibung der Ritz- bzw. Stichornamentik	Inventar-Nr. des Naturhist. Museums
1. Objekt A	Reihe von etwa ovalen Einstichen	35498/27
2. Objekt B	Reihen von schräg geführten, etwa tropfenförmigen Einstichen, aus welchen die Probeentnahme erfolgte; daneben noch eingeritzte Linien	35498 T. 27

Die Größe und Form der Objekte sowie die Lage der Ornamentik ergibt sich aus Abb. 1:



Abb. 1. Ödenburg—Burgstall, Ungarn. Hallstatt-C-Keramik. Links: Objekt A, rechts: Objekt B. Photo: F. Sauter.

3. Objekt C	gleiche Ornamentik wie bei Objekt B auf einem erhaltenen Bandhenkel; die Probeentnahme erfolgte aus den Einstichen	35498/27
4. Objekt D	Reihen von Würfelaugen mit zentralen Einstichen	35539 T. 27



Abb. 2. Ödenburg—Burgstall, Ungarn. Hallstatt-C-Keramik, Objekt C (Bandhenkel).
Photo: F. Sauter.

5. Objekt E — Kreuzgestricheltes Linienband von ca. 12 mm Breite, aus welchem die Probenentnahme erfolgte. Daneben Reste eines Würfelaugenmusters wie bei Objekt D — 35539 T. 27

Die Größe und Form dieser beiden Objekte sowie die Lage der Ornamentik ergibt sich aus Abb. 3:



Abb. 3. Ödenburg—Burgstall, Ungarn. Hallstatt-C-Keramik. Links: Objekt D, rechts: Objekt E.
Photo: F. Sauter.

6. Objekt F — eingeritzte Winkel von ca. 20 mm Schenkellänge, die durch je 7 schräg eingeritzte Striche optisch zu etwa gleichseitigen Dreiecken ausgefüllt werden — 35540/27

7. Objekt G — wie bei Objekt F — 35540/27

Abb. 4 zeigt die beiden letzten Objekte in einer Anordnung entsprechend ihrer Zusammengehörigkeit aufgrund einer übereinstimmenden Bruchkante:

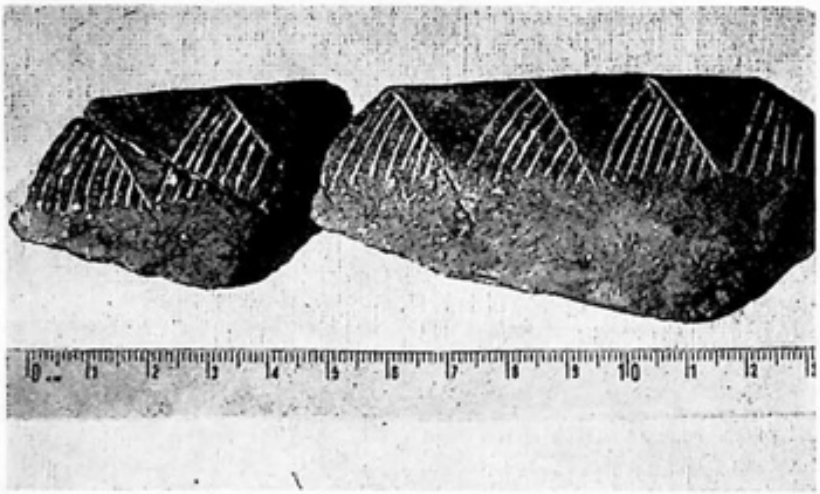


Abb. 4. Ödenburg—Burgstall, Ungarn. Hallstatt-C-Keramik. Links: Objekt F, rechts: Objekt G. Photo: F. Sauter.

3. Probeentnahme.

Die Ritz- bzw. Stichornamentik war zum Zeitpunkt der Übernahme der Objekte nur noch zu einem geringen Teil mit weißem Inkrustationsmaterial ausgefüllt. Dieses war spröde-pulvrig und konnte mechanisch isoliert werden, ohne daß befürchtet werden mußte, daß dabei nennenswerte Mengen des keramischen Untergrundes in die zu untersuchende Probe gelangen würden. Die entnommenen Mengen an Inkrustationsmaterial waren überaus gering; im Falle von Objekt B konnte nicht genügend Probensubstanz für die chemische Analyse entnommen werden. Bei jenen Objekten, die ausreichende Mengen an Inkrustationsmaterial enthielten, wurden Reste davon in den Ritzornamenten der Keramik belassen, um Material für etwaige spätere Untersuchungen (Nachprüfungen, bzw. methodisch abweichende Untersuchungen) aufzubewahren.

4. Naßanalytische Untersuchung.

Vorproben auf $CaCO_3$ ergaben, daß zwar Ca^{++} anwesend war, nicht aber (oder zumindest nicht in bedeutender Menge) CO_3^{--}. Schwefel, der an einer Stelle von Objekt G durch Hepar-Probe eindeutig nachgewiesen werden konnte, sonst aber praktisch

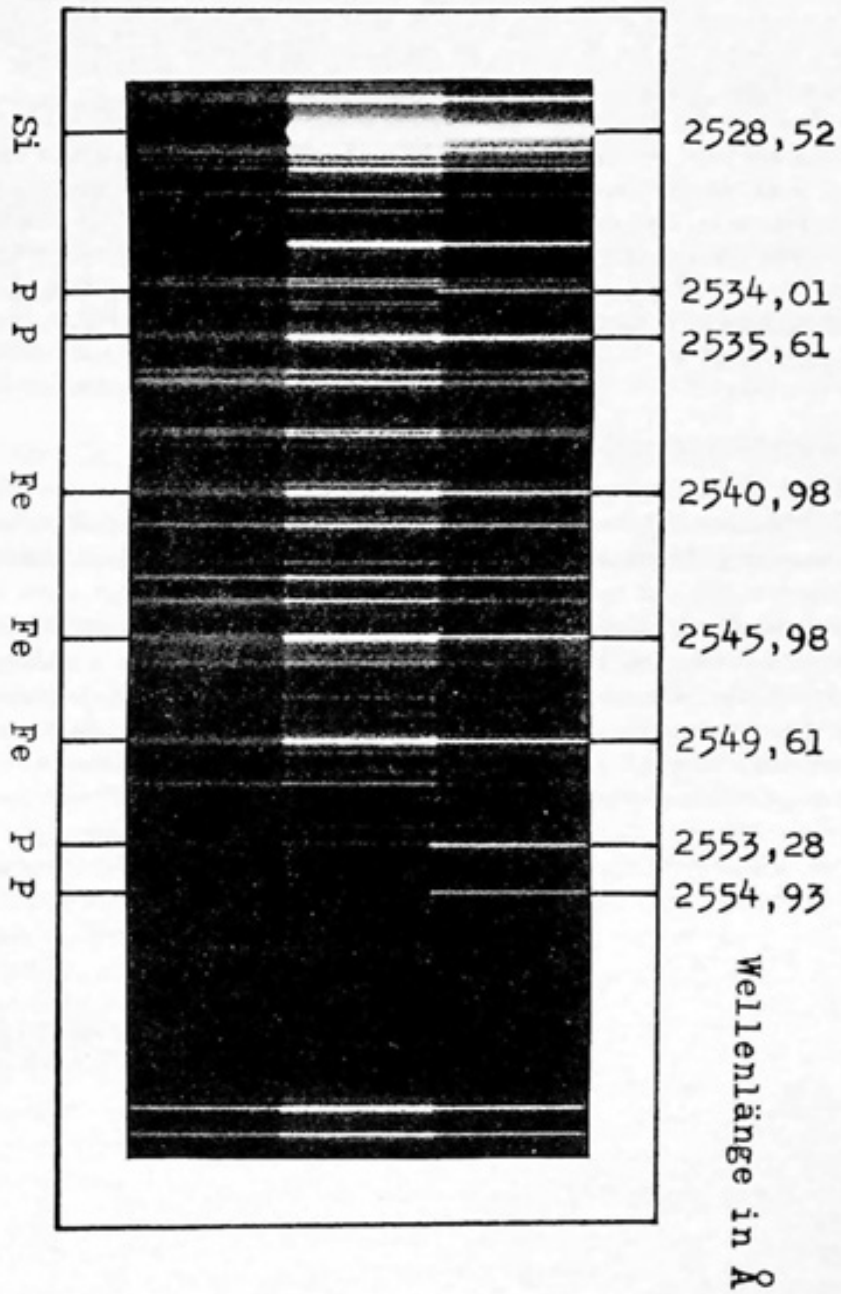


Abb. 5. Emissionsspektren von Proben der Inkrustation (oben) und der Keramik (Mitte) von Objekt D; Fe-Referenzspektrum (unten).

nirgends auftrat, kann wohl als spurenweise Verunreinigung durch Gips im Zuge einer musealen Nachbehandlung angesehen werden. Dagegen ließen sich in den Inkrustationsproben aller Objekte (außer B wegen zu geringer vorhandener Probemenge) Phosphationen in erheblicher Menge nachweisen.

Der naßanalytische Nachweis von Calciumphosphat erfolgte methodisch wie folgt: die Inkrustationsproben wurden in verd. HNO_3 (1 : 4) gelöst, die Lösungen filtriert und jeweils in 2 Teile geteilt. Der eine Teil gab beim Versetzen mit Ammonoxalat und Abpuffern mit Natriumacetat eine weiße Fällung von Calciumoxalat. Der zweite Teil der Lösungen wurde jeweils mit dem gleichen Volumen Reagenslösung nach Woy (2,5 g gepulvertes Ammonmolybdat in 10,0 ml 10 proz. Ammoniaklösung gelöst, dann Zusatz von 37,5 ml halbkonz. HNO_3) versetzt und erwärmt: gelber, voluminöser Niederschlag der Heteropolysäure.

5. Emissionsspektralanalytische Untersuchung.

Die dafür nötige Inkrustationssubstanz wurde aus Objekt D entnommen. Allgemeine und apparative Angaben zu der hier verwendeten Emissionsspektralanalyse wie Anregungsspannung, Plattenmaterial etc. finden sich in einer unserer früheren Publikationen [4]).

Um das Analysenergebnis der Inkrustationssubstanz exakter gegenüber der chemischen Zusammensetzung des keramischen Untergrundes differenzieren zu können, wurde auch von diesem ein Spektrum unter völlig gleichen Bedingungen aufgenommen. Abb. 5 zeigt einen charakteristischen Ausschnitt aus den beiden Spektren, aus dem vor allem die Anwesenheit von Phosphor im Inkrustationsmaterial hervorgeht: in diesem sind die (an sich wenig empfindlichen) Phosphorlinien relativ stark, hingegen fehlen sie im Spektrum der Keramik völlig. Die scheinbare Anwesenheit von Phosphorlinien im Keramikspektrum bei 2553,28 und (in geringerem Maße) bei 2535,61 Å beruht auf einer Koinzidenz mit Eisenlinien.

6. Ergebnis der emissionsspektralanalytischen Untersuchung.

Der nachstehende Vergleich der Auswertungsergebnisse der Spektren der beiden Proben ordnet die aufgefundenen Elemente in halbquantitativen Größenklassen:

		Inkrustation	Keramik
Hauptmengen	(über 10%)	Ca, P	Si
Hauptmengen bis Nebenmengen	(ca. 10%)	—	Al
Nebenmengen	(1—10%)	Al. Si, Mg	Fe, Mg
Nebenmengen bis Spuren	(ca. 1%)	Fe	Ti
Spuren 1. Ordnung	(0,1— 1%)	Ti, Na	Ni, Na, Ca, K, Mn
Spuren 2. Ordnung	(0,01—0,1%)	K, Mn, Ni	Cu, V
Spuren 3. Ordnung	(unter 0,01%)	Cu, V	—

Die beiden einander tabellarisch gegenübergestellten Analysenergebnisse zeigen, daß die Hauptmengen von Keramik und Inkrustation chemisch völlig verschiedene Materialien sind: die Inkrustation besteht aus verunreinigtem Calciumphosphat, die Keramik besteht erwartungsgemäß aus einem Aluminiumsilicat mit entsprechenden Nebenmengen und Spuren.

7. Diskussion der Ergebnisse.

Über die Herkunft des als weißes Inkrustationspigment verwendeten Calciumphosphats kann keine exakte Aussage gemacht werden; die Vermutung ist jedoch naheliegend, daß es sich dabei um Knochenasche handelt. Diese Vermutung wird noch dadurch unterstrichen, daß die Träger der vorliegenden Kultur aufgrund der bei ihnen üblichen Brandbestattungen sicherlich über die helle Farbe von Knochenasche Bescheid wußten.

Interessant ist, daß der Stoffbestand des Inkrustationsmaterials außer der Hauptmenge Calciumphosphat weitgehend mit dem des keramischen Untergrundes übereinstimmt. Dabei fällt auf, daß eine Reihe von Elementen der Keramik jeweils unter Konzentrationsabnahme um ca. eine Größenklasse in der Inkrustationsprobe auftritt. Dies kann nicht durch eine so erhebliche Verunreinigung des Inkrustationsmaterials durch Keramikmaterial — bewirkt durch mechanisches Abschaben im Verlauf der Probenentnahme — erklärt werden, da die sehr unterschiedliche Härte der beiden Substanzen wie auch die angewendete Sorgfalt bei der Probenentnahme eine solche Erklärung als sehr unwahrscheinlich erscheinen läßt. Dagegen ist viel eher anzunehmen, daß bei der Bereitung des Inkrustationsmaterials Calciumphosphat (d. h. wahrscheinlich Knochenasche) mit etwas Ton angeteigt wurde, und zwar mit dem gleichen Ton, aus dem die Keramik hergestellt worden war. Aus der oben erwähnten Konzentrationsverschiebung um etwa eine Größenklasse folgern zu wollen, daß bei der Bereitung der Farbpaste eine Menge von ca. 10% Ton verwendet worden wäre, hieße die Aussagemöglichkeiten der Methode zu überfordern; doch gibt diese Beobachtung wenigstens eine gewisse Vorstellung darüber, in welchen Größenordnungen das Mischungsverhältnis gelegen haben mag. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Keramik nach Auftragen der Farbpaste nochmals gebrannt wurde: hätte man sie gebrannt, so wäre einerseits eine andere Konsistenz und Härte, andererseits aber vielleicht auch eine gewisse Verfärbung (bewirkt durch Oxydation der vorhandenen Eisenmenge) zu erwarten gewesen.

8. Zusammenfassung.

Eine Reihe von Bruchstücken von HST C-Keramik aus dem Hügel 27 des Gräberfeldes Burgstall bei Ödenburg (Sopron) wurde in bezug auf die chemische Zusammensetzung der noch vorhandenen weißen Inkrustationen untersucht. Auf naßanalytischem wie auf emmissionsspektralanalytischem Weg konnte nachgewiesen werden, daß diese Inkrustationen hauptsächlich aus Calciumphosphat, d. h. wahrscheinlich aus Knochenasche bestehen. Das Analysenergebnis legt die Annahme nahe, daß das Calciumphosphat-Pigment mit etwas von jenem Ton, aus dem die Keramik hergestellt worden war, zu

einer Farbpaste vermischt wurde. Diese wurde dann offenbar in die Ritz- bzw. Stichornamente der vorgebrannten Keramik eingetragen und im lufttrockenen Zustand belassen.

Anmerkungen.

[1]) R. Hoernes, Ausgrabungen bei Ödenburg, MAG., XXI., 1891, S. (71) ff, bes. S. (73) ff.

[2]) S. Gallus, Die figuralverzierten Urnen vom Soproner Burgstall, Arch. Hung., XIII., 1934, S. 10 ff und Tafel XI.

[3]) A. Persy, Hallstättische Grabhügel aus Ödenburg (Sopron), Dissertation (ungedruckt), Wien 1966.

[4]) F. Sauter und K. Rossmanith, Chemische Untersuchung des Inhaltes eines awarischen Gefäßes aus Traiskirchen, NÖ., ArchA., 37, 1965, S. 1 f.

Noch drei keltische Hufeisen aus Salzburg und Umgebung

Von Martin Hell, Salzburg.

Mit 2 Abbildungen.

Da es zur Frage keltischer Hufeisen [1]) notwendig erscheint, jeden einschlägigen Fund zu registrieren und ihm Aufmerksamkeit zu schenken, sollen im nachstehenden weitere drei neue Hufeisen zur Vorlage gebracht werden.

1. Hallein - Dürrnberg.

Am Halleiner Dürrnberg, dessen Salzlager seit der Jungsteinzeit (Bandkeramik) durch die ganze urgeschichtliche Zeit mehr oder weniger intensiv ausgebeutet wurden und dessen Boden daher vielfache Siedlungsspuren birgt, an denen sich solche der Spätlatènezeit besonders reichlich bemerkbar machen, wurde auch die Hälfte eines Hufeisens gefunden, das sich im Stadtmuseum in Hallein befindet (Abb. 1, 1 a, 1 b).

Dem Leiter des neuen Museums (Keltenmuseum) Stadtrat Ing. E. Penninger verdanke ich die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Fundes. Das Eisen stammt aus dem Fundbereich der keltischen Ansiedlung am Dürrnberg, und zwar aus jenem oberen Bodenhorizont, der der spätlatènezeitlichen Großsiedlung entspricht.

Das Eisen ist nur zur Hälfte erhalten, die einen vierkantigen Stollen besitzt (Abb. 1 a, 1 b). Der Erhaltungszustand ist schlecht, die Verrostung sehr tiefgehend. Die Stärke des Eisens ist gering durch Abblätterung der verrosteten Oberfläche, dürfte aber kaum mehr als 5 mm betragen haben. Die größte erhaltene Breite ist 2.5 cm, das Stück ist auf 9.0 cm erhalten.

2. Bad-Reichenhall — Lattengebirge.

Auf die Höhe des Lattengebirges südlich von Bad-Reichenhall, Ld.-Kr. Berchtesgaden in Bayern, wird eine Forststraße zur Landhauptenalm gebaut. Diese führt von der Straße im Saalachtal bei Baumgarten durch das Rötelbachtal auf die Landhauptenalm in ca. 1250 m Höhe. Schon im Almbereich, etwa 400 m östlich davon, wurde im Juli 1966 bei dieser Gelegenheit in fast 1 m Tiefe ein Hufeisen gefunden, um dessen Wahrnehmung sich Hr. Revierförster Hubert Ranz und Stadtrat Fritz Hofmann von Bad-Reichenhall verdient gemacht haben.

Das Hufeisen (Abb. 1, 2, 2 a) ist durch den Bagger beschädigt worden und zwar wurde auf einer Seite ein Stück weggebrochen und auf der anderen ein Knick verursacht. Es ist tief durchgerostet und zeigt kaum mehr einen metallischen Kern. Die Breite ist 11 cm. Die Höhe ebenfalls etwa 11 cm. Die Stärke 0.5 cm. Der äußere Rand zeigt welli-

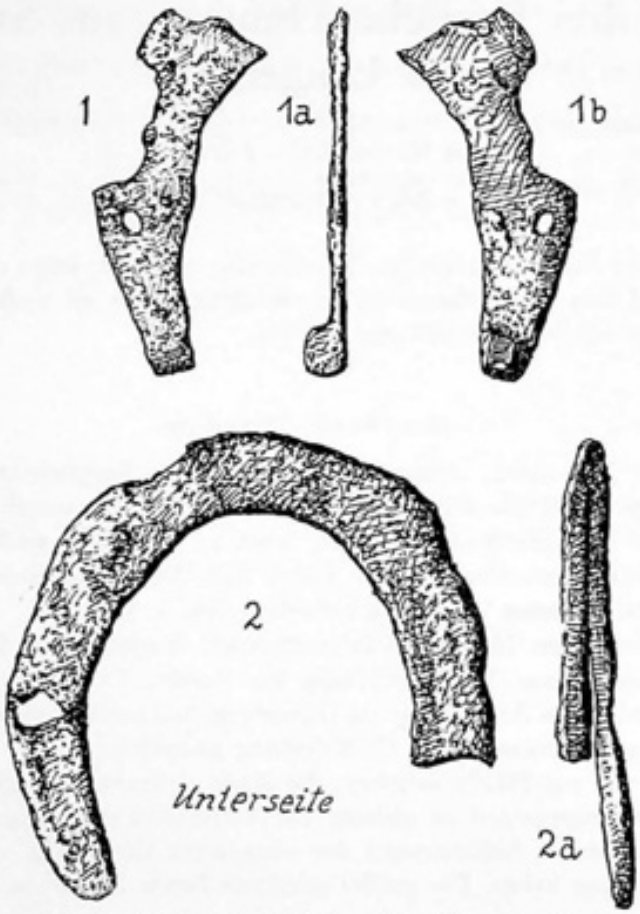


Abb. 1. 1, 1 a, 1 b; Hallein—Dürrnberg, Salzburg.
2: Bad Reichenhall—Landhauptenalm, Bayern. $^1/_2$ n. Gr.

gen Umriß als Stauchspuren der Löcher. Die Zahl der Löcher ist nicht festzustellen, aber es scheinen (Abb. 1, 2 a) linksseitig deren 2 und rechts 3 vorhanden zu sein. Stollen oder Griff waren nicht vorhanden. Das Eisen trägt die Merkmale ältester Hufeisen, die als keltisch angesprochen werden können.

Der talferne Fundort dieses Eisens auf dem weiten und schönen Almgelände der Landhauptenalm läßt an die Möglichkeit denken, daraus auf das Bestehen einer Almwirtschaft in keltischer Zeit zu schließen.

3. Vachendorf, Ld.-Kr. Traunstein.

In Vachendorf zwischen Traunstein und dem Chiemsee ist ein Hufeisen bei der Brücke zutage gekommen, worüber Hr. Karl Schefzik in einem fachmännischen Aufsatz mit 2 photogr. Abbildungen berichtet [2]). Ich komme im folgenden auf diese Veröffentlichung zurück. Das Eisen ist stark verrostet, aber vollständig erhalten (Abb. 2, 1, 1 a). Es weist weder Stollen noch Griff auf, zeigt aber alle Formen der ältesten, als keltisch anzusprechenden Hufeisen. Seine Breite ist 10 3. Die Höhe 9.2. Die Stärke 0.3—0.5 cm.

Vergleicht man das Hufeisen vom Dürrnberg (Abb. 1, 1, 1 a) mit den beiden bayrischen Funden vom Lattengebirge (Abb. 1, 2, 2 a) und von Vachendorf (Abb. 2, 1, 1 a), so ergeben sich Unterschiede in deren Formung. Das Eisen vom Dürrnberg ist ziemlich

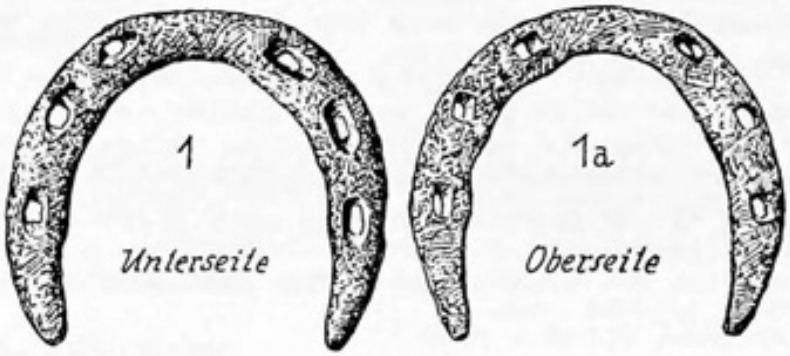


Abb. 2. Vachendorf bei Erlstätt, Landkr. Traunstein, Bayern. $^1/_2$ n. Gr.

breit und hat einen Stollen. Die beiden anderen Eisen sind schmäler und haben keine Stollen. Auch die übrigen, bisher bekannt gemachten Hufeisen sind nicht vollständig gleich. Derartige Modifikationen sind für keltische Eisen nicht verwunderlich, gab es doch damals noch keine Normung, wie eine solche etwa in römischen Erzeugnissen sich bemerkbar macht. Hat es keltische Hufeisen gegeben im alpinen Raum, dann wird es auch römische Hufeisen gegeben haben, zumal hier im westlichen Norikum die Römer schon durch zwei Jahrhunderte vor dem Beginn der römischen Kaiserzeit einen intensiven Handel und Verkehr mit den Alpenkelten betrieben haben, wobei nach meiner Ansicht berggewohnte Stämme der Alpenkelten wie die Alaunen, Ambisontier, Ambidrawer, den transalpinen Frachtdienst für die Römer besorgt haben dürften. Es ist kaum anzunehmen, daß bei diesem engen Kontakt die Römer nicht auch fallweise diese bewährten Hufeisen erzeugt und in Verwendung genommen hätten. Neuere Funde von Hufeisen, die als römisch bezeichnet werden, unterstützen die Existenz von solchen im Alpengebiet auch in die römische Zeit hinein. Und in diesem Sinn könnte das Hufeisen vom Dürrnberg vielleicht auch als „keltisch-römisch" angesprochen werden.

Von den vorgelegten Fundstücken ist das Hufeisen vom Halleiner Dürrnberg besonders wichtig, weil es von dem in spätkeltischer Zeit im Lande Salzburg am intensivsten besiedelten Raum des Dürrnberg stammt, der damals dem Siedlungstyp eines Oppidum

entspricht und das bisherige Fehlen eines Nachweises solcher Funde von dort daher als geradezu befremdlich erscheinen mußte.

Die beiden Stücke vom bayrischen Boden am Lattengebirge und in Vachendorf bedeuten eine Fundverdichtung in der Südostecke Bayerns.

Da bisher 15 Fundorte bekannt sind, vermehrt sich nunmehr diese Anzahl auf 18 Fundpunkte solcher Hufeisen. Die Verteilung solcher keltischer Hufeisen folgt dem Meridian von Salzburg, wobei die Erstreckung von Nord (Seekirchen) nach Süd (Aguntum bei Lienz) 120 km und von Ost (Radstädter Tauern) nach West (Vachendorf in Bayern) 60 km beträgt. Dieses Streugebiet weist uralte transalpine Verkehrslinien auf, denen der „Salzach-Weg" und der „Saalach-Weg" Richtung und Weg weisen [3]). Deren Benützung ist nachweisbar seit dem Ausgang der Jungsteinzeit bis in die Latènezeit und in römischer Zeit wird die östliche Wegkomponente über den Radstädter Tauern zur römischen Staatsstraße ausgebaut, der heute noch die von römischen Meilensteinen begleitete Alpenstraße über Obertauern folgt.

Anmerkungen.

[1]) M. Hell, Ein frühgeschichtliches Hufeisen aus Salzburg, Jahreshefte d. Oesterr. Archäolog. Institutes, 28, 1933, Beiblatt, Sp. 125 ff. — Derselbe, ArchA, 7, 1950, S. 92 ff. — Derselbe, ArchA, 12, 1953, S. 44 ff. — Derselbe, ArchA, 25, 1959, S. 111 ff. — Derselbe, ArchA, 34, 1963, S. 22 ff.

[2]) K. Schefzik, Alte Hufeisen, Chiemgaublätter, Beilage zum Traunsteiner Wochenblatt, Nr. 27 vom 9. Juli, 1966. 2 Abb.

[3]) M. Hell, ArchA, 25, 1959, S. 116.

Chemische Untersuchung von spätantiken Schmuckstücken aus Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ.

Von Fritz Sauter, Wien, und Kurt Rossmanith, Wien.

Mit 8 Abbildungen.

1. Fundumstände.

Die von uns chemisch untersuchten Metallobjekte wurden im Jahre 1962 bei der von H. Friesinger geleiteten und vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien gemeinsam mit der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte veranstalteten Grabung auf der Flur Fuchsbichlacker in Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ., im Grab 3 neben den Schläfenregionen eines Mädchen-Skelettes gefunden [1]). Die Lage der Objekte in situ ermöglichte keine Aussage darüber, ob sie zu einem gemeinsamen Schmuckstück gehörten oder nicht.

2. Beschreibung der Objekte.

Abbildung 1 zeigt den Gesamtbestand der in Frage stehenden Schmuckstücke:



Abb. 1. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. Photo: F. Meyer.

Zur exakteren Beschreibung der Objekte, vor allem zur genaueren Lokalisierung der Stellen der Probenentnahmen enthält die nachstehende schematische Umzeichnung (Abb. 2) die von uns in der Folge konsequent beibehaltene Bezeichnungsweise der einzelnen Komponenten, die als Teile der Einzelschmuckstücke A, B, C und D (letzteres nur noch sehr rudimentär erhalten) aufgefaßt werden:

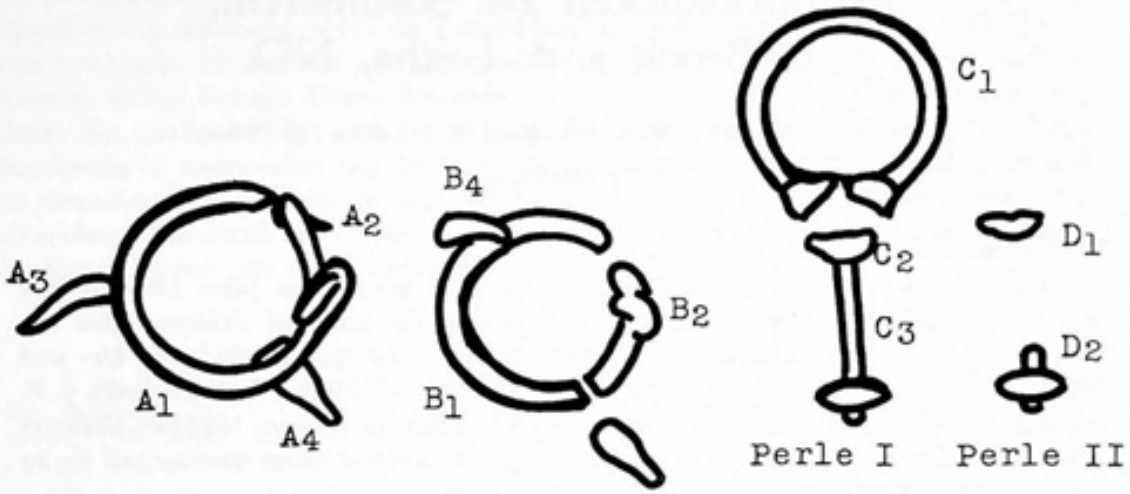


Abb. 2. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ.

Bei den beiden Metallringen A und B handelt es sich um annähernd kreisförmige Drahtstücke, von denen heute noch je ein Ende hakenförmig zurückgebogen ist. Da bei beiden Ringen das zweite Drahtende leider nicht erhalten ist, kann nicht mit Sicherheit ausgesagt werden, ob die Ringbildung durch einfaches Einhängen von zwei Haken erfolgte oder mittels eines kurzen Zwischenstückes mit ebenfalls hakenförmigen Enden.

Abbildung 3 zeigt eine stärkere Vergrößerung eines solchen hakenförmigen Endes bei Ring A und zugleich das eingehängte Drahtstück, das vermutlich als Zwischenstück aufzufassen ist.

Die Annahme eines Zwischenstückes wird durch Abbildung 4 gerechtfertigt, die den Ring A in einer Lage zeigt, in der das umgebogene zweite Ende des Zwischenteiles gut zu erkennen ist, welches seinerseits vermutlich in den zweiten (heute nicht mehr erhaltenen) Haken des Ringes eingehängt war. Mit den Ringen A und B waren die kleinen Metallhäkchen A_3 und A_4 einerseits, B_3 und B_4 andererseits jeweils durch eine gemeinsame Korrosionsschicht locker verbunden.

Von den ursprünglich wohl gleichartigen Schmuckstück-Systemen C und D kann heute nur noch C einen Eindruck vom ehemaligen Aussehen geben: einem Metallring (C_1) wahr wohl ein Metallstäbchen (C_3) zuzuordnen, welches am oberen Ende in einer Metallkalotte befestigt war und am unteren Ende eine Glasperle (P_1) trug. Vom analogen Schmucksystem D sind nur noch die Glasperle (P_2) und zwei Teile der Perlenhalterung (D_1 und D_2) erhalten.



Abb. 3. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. Photo: F. Meyer.



Abb. 4. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. Photo: F. Meyer.

3. Allgemeine Problemstellungen:

1) In der vorliegenden Arbeit sollten die Metallteile der genannten Schmuckstücke chemisch untersucht werden. Die in den Schmuckstücksystemen C und D ebenfalls vorliegenden Glasperlen wurden gesondert bearbeitet[2]).

2) Vor allem sollte die Gesamtzusammensetzung von Stücken einiger Objekte festgestellt werden, sowohl um zu ermitteln, um welche Art von Legierung es sich über-

haupt handelt, als auch, um eine Information darüber zu erhalten, ob alle einzelnen Objekte zumindest im wesentlichen die gleiche Zusammensetzung haben. Diese letztere Frage interessierte vor allem deshalb, weil aus einer weitgehend gleichen chemischen Zusammensetzung der einzelnen Schmuckstück-Systeme auf eine Zusammengehörigkeit zu einem gemeinsamen Schmuckstück-Verband geschlossen werden könnte.

3) Da die einzelnen Stücke z. T. recht stark korrodiert waren, sollten an Hand einzelner Beispiele die Auswirkungen der Korrosion untersucht werden.

4) Aus Konzentrationsunterschieden der nur in Spurenmengen auftretenden Elemente bei verschiedenen Objekten sollten — wenn möglich — weitere Informationen erschlossen werden, z. B. in bezug auf Unterschiede in der Art der Bearbeitung.

4. Methodik.

Die Untersuchung erfolgte in allen Fällen mit dem Spektrographen Hilger Littrow large glass and quartz E 478; Probenanregung zwischen Kohleelektroden Ringsdorff RW III im Gleichstrom-Dauerbogen bei 220 V und 6 A. Die vollständige Verdampfung der Probe aus der Anodenbohrung dauerte ca. 180 Sekunden. Spaltpreite 10 µm; Optik mit Zwischenabbildung; Quarzprisma mit Einstellung des rechten Endes der Wellenlängenskala auf 350 nm. Plattenmaterial: Ilford Thin Film Half Tone and Ilford Rapid Process Panchromatic, beide 2×10″. Die exponierten Platten wurden in einem alkalischen Metol-Hydrochinon-Entwickler 5 Min. bei 20° entwickelt. Auswertung im Hilger-Spektrenprojektor ermöglichte neben der Feststellung der qualitativen Zusammensetzung auch eine Abschätzung der Mengenverhältnisse aufgrund der Linienintensitäten. Dadurch wird eine Abschätzung nach folgenden Konzentrations-Klassen ermöglicht:

Hauptmengen	H	über 10%
Nebenmengen	N	1—10%
Spuren 1. Ordnung	S_1	0,1—1%
Spuren 2. Ordnung	S_2	0,01—0,1%
Spuren 3. Ordnung	S_3	unter 0,01%

Für Vergleichsuntersuchungen wurden gleiche Probenmengen unter gleichen Bedingungen vollständig verdampft und die Spektren auf der selben Platte unmittelbar übereinander abgebildet. Dadurch konnten auch geringe Konzentrationsunterschiede gut festgestellt werden.

Wenn Proben auf verschiedenem Plattenmaterial oder unter variierten Bedingungen aufgenommen wurden, mußten die dadurch bedingten Intensitätsunterschiede bei der Abschätzung der Konzentrationsklasse berücksichtigt werden.

5. Untersuchung der Gesamtzusammensetzung
(ohne Berücksichtigung von Korrosions- oder anderen Sekundär-Effekten)

Zur Untersuchung dienten Stücke der Objekte B_1, B_3 und D_1. Die entnommenen Probenmengen bewegten sich in der Größe von 15—22 mg.

Die Auswertung der drei Spektren ergab, daß es sich bei den untersuchten Proben um weitgehend reines Silber handelt. Alle sonstigen Elemente sind nur in Spuren vorhanden, wobei höchstens Kupfer und Zinn die 1%-Grenze etwas überschreiten können.

Als solche kommen vor:

Kupfer, Zinn, Gold, Zink, Blei, Wismut, Mangan, Eisen, Aluminium, Vanadium. Silicium.

Der Vergleich der Spektren der drei Proben ergab eine qualitativ gleiche Zusammensetzung; dagegen zeigten einige Spurenelemente merkliche Konzentrationsunterschiede. Diese gehen klar aus der folgenden Tabelle 1 hervor, welche die Mengen der Elemente für die einzelnen Proben in den im Abschnitt „Methodik" definierten Konzentrationsklassen angibt:

Tabelle 1

Probe	Cu	Sn	Au	Zn	Pb	Bi
B_1	S_1	S_1	S_1	S_3	S_1	S_1
B_3	S_1	N-S_1	S_1	S_2	S_1	S_1
D_1	S_1	S_1	S_1	—	S_2	S_1

Probe	Mn	Fe	Al	V	Si	Mg
B_1	S_3	S_3	S_3	S_2	S_1	S_1
B_3	S_3	S_3	S_3	S_2	S_1	S_1
D_1	S_2	S_2	S_2	S_3	N-S_1	S_1

Die Tabelle zeigt, daß die Proben B_1 und B_3 mit Ausnahme der Gehalte an Sn und Zn im wesentlichen übereinstimmen, hingegen ist die Zusammensetzung der Probe D_1 etwas unterschiedlicher: Sn, Zn, Pb (und auch das weniger charakteristische V) sind hier auffällig abgereichert, im Gegensatz zu einer merklichen Anreicherung von Al und Mn.

Es entstand der Verdacht, daß die trotz prinzipieller Übereinstimmung der Zusammensetzung der Proben vorhandene offensichtlich verschiedene Beschaffenheit der einzelnen geprüften Teile durch zwei Ursachen bedingt sein könnte:

a) durch die an Bruchstellen schon makroskopisch wahrnehmbare Korrosion, welche (z. B. je nach ihrem Ausmaß) die Gesamtzusammensetzung in unterschiedlicher Weise ändern kann;

b) durch eine andersartige handwerkliche Bearbeitung der einzelnen Teile, wobei (z. B. durch verschieden häufiges Erhitzen) eine Modifizierung der quantitativen Zusammensetzung bewirkt werden kann.

Diese beiden Problemkreise wurden in der Folge nacheinander untersucht.

6. Untersuchung der Korrosion.

Entgegen der äußerlich scheinbaren homogenen Beschaffenheit zeigten Objekte an Bruchstellen oder Schnittflächen eine deutlich zweischichtige Struktur: einen dunklen,

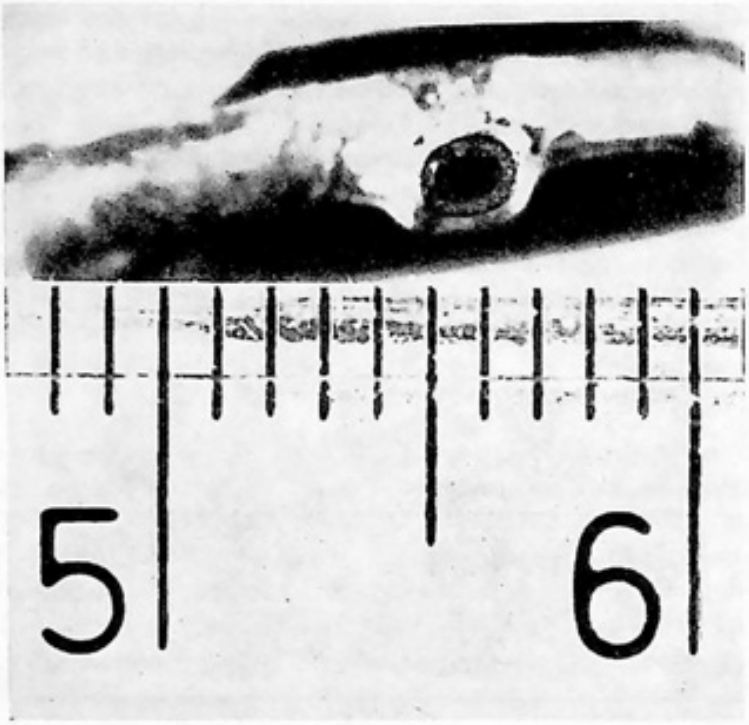


Abb. 5. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. Photo: F. Meyer.

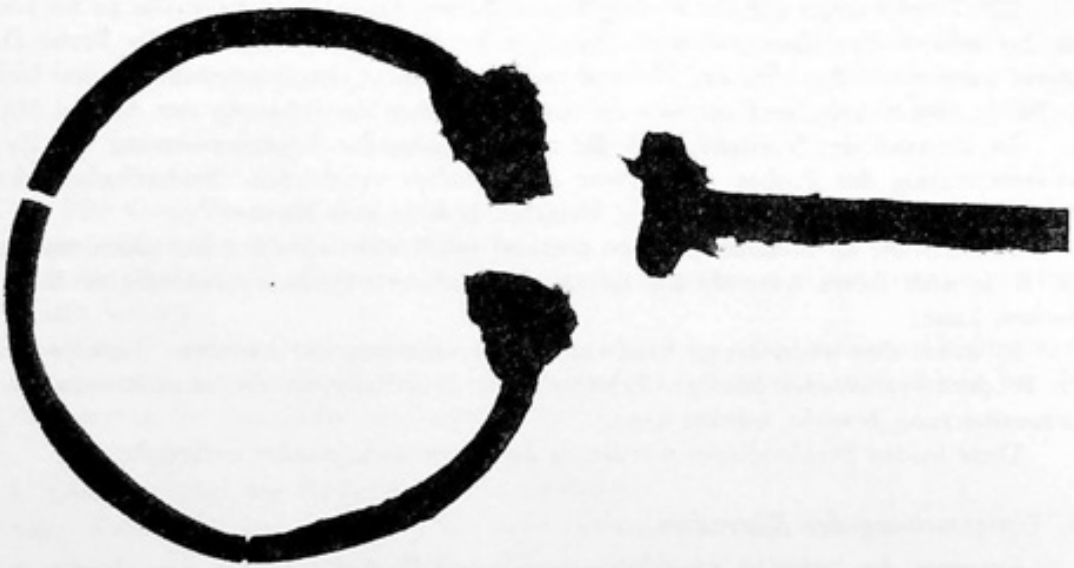


Abb. 6. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ.

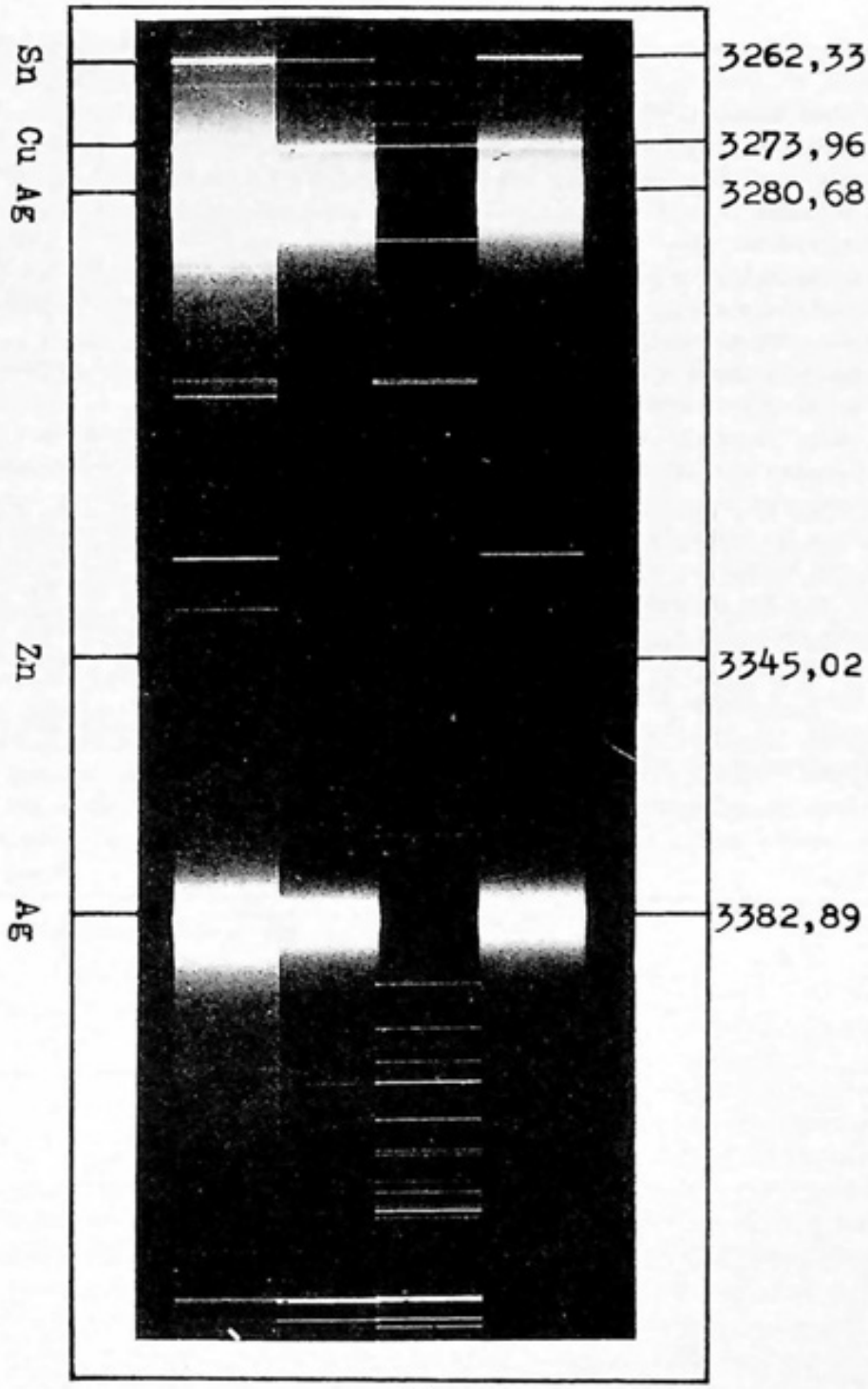


Abb. 7.

duktilen Kern von offensichtlich metallischer Beschaffenheit umgab ohne Übergang eine helle Hülle, die leicht pulvrig abschabbar war und auf diese Weise für die Zwecke der Analyse vom Kernmaterial getrennt werden konnte.

Die Korrosionsschicht war stark genug, um sogar Metallstücke mit einem eindeutigen Bruch durch den Metallkern fest zusammenzuhalten und äußerlich als intakt erscheinen zu lassen.

Röntgenbilder lassen dagegen die wahre Struktur des Kernmaterials klar zutage treten: Abbildung 6 zeigt eine Röntgenaufnahme[3]) (Fokusabstand 1.50 m, 50 KV, 40 mAs, auf Gevaert Osray 9×12) des Ringes C_1, auf der zwei sonst nicht wahrnehmbare Brüche sichtbar werden.

Gleichzeitig wird das unterschiedliche Ausmaß der Korrosion an verschiedenen Stellen des Ringes erkennbar.

Es sollte dazu an einem Beispiel untersucht werden, welche chemischen Unterschiede zwischen dem Material der Kernschicht und dem der Korrosionshülle bestanden. Dazu wurde von einem Stück B_1 die Korrosionsschicht entfernt und 20 mg von dieser gegen 20 mg des reinen Kernmaterials auf der selben Platte untereinander aufgenommen, wodurch ein besonders genauer Zusammensetzungsvergleich ermöglicht wurde. Um einen Vergleich mit der „Gesamtzusammensetzung" zu ermöglichen, wurden auf der gleichen Platte noch zusätzlich 20 mg einer nicht aufgetrennten Probe, natürlich ebenfalls von B_1, aufgenommen. Die Abbildung 7 zeigt einen charakteristischen Ausschnitt (von oben nach unten: Kern + Hülle, Eisen-Referenzspektrum, Hülle, Kern).

Die sich aus den Emmissionsspektren ergebenden Zusammensetzungen der genannten Proben sind in der nachstehenden Tabelle 2 zusammengestellt:

Tabelle 2

Probe	Ag	Cu	Sn	Au	Zn	Pb	Bi
Kernschicht	H	N-S_1	N-S_1	S_1	S_2	S_1	S_1
Hüllenmaterial	H	S_2	S_2	S_2	—	S_3	S_3
Kern + Hülle	H	S_1	S_1	S_1	S_3	S_1	S_1

Probe	Mn	Fe	Al	V	Si	Mg
Kernschicht	S_3	S_3	S_3	S_2	S_1	S_1
Hüllenmaterial	S_2	S_1	S_2	S_3	S_1	S_1
Kern + Hülle	S_3	S_3	S_3	S_2	S_1	S_1

Diskussion der Vergleiche:

1. Die Spektren zeigen als auffälligstes Ergebnis, daß das Hüllenmaterial trotz seiner nichtmetallischen Beschaffenheit zu einem großen Teil aus Silber besteht.
2. Fast alle der in der Kernschicht neben dem Silber enthaltenen Elemente sind nur noch in recht geringen Spuren vorhanden: Ihre Gesamtmenge beträgt mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr als $^1/_2$—1%. Dies ist umso bemerkenswerter, wenn man die

Unmöglichkeit der vollständigen mechanischen Trennung von Kern und Hülle berücksichtigt.

3. Für die wenigen Ausnahmen (Mn, Fe, Al) erklärt sich die Konzentrationszunahme leicht durch äußere Verunreinigung mit Erdmaterial. Der gleiche Verunreinigungseffekt gilt prinzipiell auch für Si und Mg, deren Konzentrationsklassen gleich geblieben sind, obwohl eigentlich durch die Korrosion eine Abnahme zu erwarten gewesen wäre.
4. Da Kern und Hülle in der Gesamtprobe zufälligerweise in vergleichbaren Mengen vorliegen, sollten die Konzentrationsklassen der einzelnen Elemente in einer derartigen Probe ungefähr dem Mittel zwischen der Zusammensetzung des Kernes und der Hülle entsprechen: die Tabelle 2 zeigt, daß diese Erwartung prinzipiell erfüllt ist.

Chemische Natur der Korrosionshülle:

Wie schon oben gesagt, verhält sich die Korrosionsschicht spröde und nichtmetallisch, so daß es sich also um eine etwas verunreinigte Verbindung des Silbers handeln muß.

Da aus emissionsspektralanalytischen Daten nur schwer eine Aussage über Anionen gemacht werden kann, mußte zur Feststellung der Art der Silberverbindung auf naßanalytische Verfahren zurückgegriffen werden. Da das Hüllenmaterial auch in heißer Salpetersäure unlöslich, dagegen aber in verdünntem Ammoniak weitgehend löslich war, lag die Annahme nahe, daß es sich um — selbstverständlich verunreinigtes — Silberchlorid handeln könnte. Um dies zu erhärten, wurde eine kleine Probe der HNO_3 unlöslichen Substanz mit Ammoncarbonatlösung gekocht, von einer geringen Menge ungelösten Materials filtriert und das Filtrat mit einer Kaliumbromidlösung versetzt: ein Niederschlag von Silberbromid bewies das Vorhandensein von Chlor in der ursprünglichen Probe.

Deutung des Korrosionsvorganges:

Die relativ starke Korrosion der hochprozentigen Silberlegierung wird dadurch erklärlich, daß sich unter den vorliegenden Bedingungen das schwer lösliche Silberchlorid bilden konnte. Die Herkunft des dafür notwendigen Chloridions soll an dieser Stelle nicht diskutiert werden.

Die Konzentrationsabnahme der unedleren Elemente im Verhältnis zu Silber erklärt sich durch leichteren Übergang in wasserlösliche und daher auswaschbare Salze.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, wie sehr die Zusammensetzung von korrodierten Teilen sogar eines Silberobjektes von der des nicht korrodierten Materials verschieden sein kann und wie wichtig daher die chemische Unterscheidung der beiden Zonen sein kann.

7. Vergleich der Zusammensetzung der einzelnen Objekte.

Auf der Basis der bisher ausgeführten Untersuchungen konnte nun die Frage angeschnitten werden, ob die einzelnen Schmuckobjekt-Systeme chemisch untereinander über-

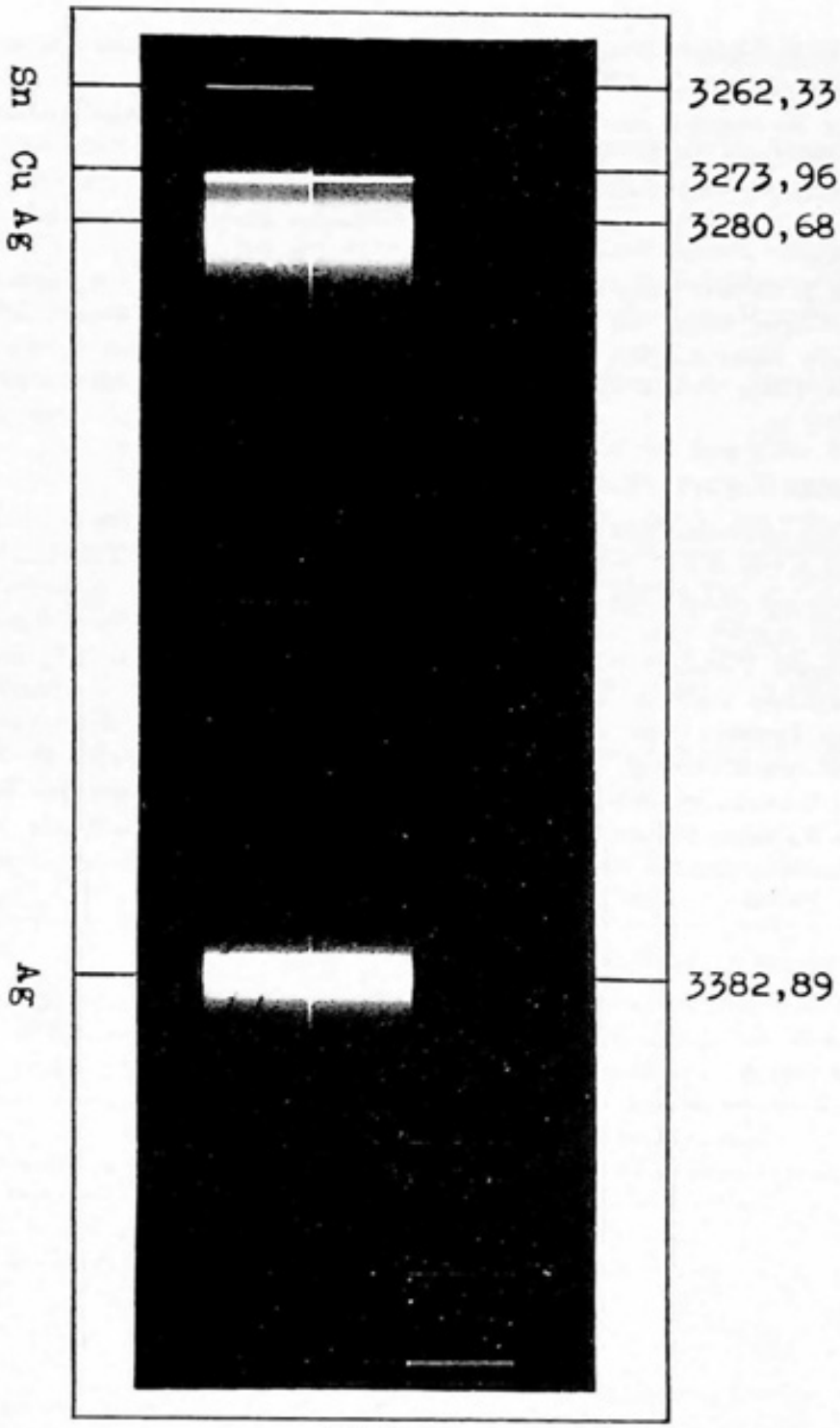


Abb. 8.

einstimmen oder nicht. Es versteht sich von selbst, daß dafür Proben der reinen Kerne nach Entferung der Korrosionshüllen in Frage kamen.

Es wurden folgende Vergleiche angestellt:

1. Vergleich der Kerne von B_1 und D_1:

Von den beiden Proben wurden je 19 mg auf der selben Platte untereinander aufgenommen. Die Abbildung 8 zeigt einen charakteristischen Ausschnitt aus diesen Spektren (oben: Eisen als Referenzspektrum, Mitte: Probe D_1, unten: Probe B_1).

Die nachstehende Tabelle 3 bringt eine Zusammenstellung der sich aus den beiden Spektren ergebenden Konzentrationsklassen:

Tabelle 3

Probe	Ag	Cu	Sn	Au	Zn	Pb	Bi
B_1	H	N-S_1	N-S_1	S_1	S_2	S_1	S_1
D_1	H	S_1	S_3	S_1	—	S_3	S_2

Probe	Mn	Fe	Al	V	Si	Mg
B_1	S_3	S_3	S_3	S_2	S_1	S_1
D_1	S_3	S_2	S_2	—	S_1	S_1

Da Konzentrationsunterschiede innerhalb derselben Konzentrationsklasse von der Tabelle nicht erfaßt werden, muß eigens bemerkt werden, daß in D_1 deutlich mehr Gold, hingegen weniger Mangan oder Magnesium enthalten ist als in B_1. Eisen und Aluminium sowie die in der Tabelle rechts davon stehenden Elemente müssen als typische Verunreinigungselemente hier wie in den meisten Fällen als uncharakteristisch angesehen werden; für Mangan gilt dies nur zum Teil.

Ergebnis:

Von den als charakteristisch anzusehenden Spurenelementen von D_1 nehmen die unedleren gegenüber B_1 deutlich ab, Gold dagegen zu.

2. Vergleich der Kerne von B_1 und C_1:

Dieser Vergleich war besonders wichtig, da es sich hier um Objekte handelt, deren Zusammengehörigkeit zu einem gemeinsamen Schmuckverband noch in Frage stand.

Es wurden je 15 mg auf derselben Platte untereinander aufgenommen. Zur Kontrolle wie auch zur Bestimmung der Reproduzierbarkeit wurde dieser Vergleich unter gleichen Bedingungen noch ein zweites Mal durchgeführt, wobei praktisch identische Ergebnisse erzielt wurden.

Die Tabelle 4 zeigt die aufgefundenen Konzentrationsklassen der beiden Proben:

Tabelle 4

Probe	Ag	Cu	Sn	Au	Zn	Pb	Bi
B_1	H	N-S_1	N-S_1	S_1	S_2	S_1	S_1
C_1	H	N-S_1	N-S_1	S_1	S_1	S_2	S_1

Probe	Mn	Fe	Al	V	Si	Mg
B_1	S_3	S_3	S_3	S_2	S_1	S_1
C_1	S_3	S_3	S_3	S_3	S_2	S_1

Ähnlich wie in Tabelle 3 gibt es auch im vorliegenden Fall Konzentrationsunterschiede innerhalb derselben Konzentrationsklasse, die also von der Tabelle nicht erfaßt werden: In C_1 ist etwas mehr Cu und Sn, dagegen etwas weniger Pb als in B_1, ferner ist nur in C_1 eine geringfügige Menge Antimon feststellbar.

Ergebnis:

Die Proben B_1 und C_1 sind zwar quantitativ nicht vollständig identisch, aber doch weitgehend übereinstimmend.

Diskussion der beiden Vergleiche:

Alle untersuchten Proben stimmen in ihrer qualitativen Zusammensetzung überein, was allein schon auf eine stoffliche Zusammengehörigkeit der Einzelobjekte hinweist. Darüber hinaus sind die Proben B_1 und C_1 — also gerade diejenigen Proben, deren objektmäßige Zusammengehörigkeit aus dem Fundbestand nicht erwiesen werden kann — auch quantitativ weitgehend gleich; hingegen sind die objektmäßig offensichtlich zusammengehörigen Proben C_1 und D_1 in ihrer quantitativen Zusammensetzung viel deutlicher verschieden. Diese sehr auffällige Verschiedenheit kann z. B. durch einen Unterschied in der Art der Bearbeitung erklärt werden: es zeigt sich deutlich, daß gerade das komplizierter geformte Stück D_1 an den charakteristischen der unedleren Elemente gegenüber B_1 abgereichert, hingegen an Gold angereichert ist. Diese Konzentrationsänderungen sind auch tatsächlich zu erwarten, wenn für die Formgebung eines Stückes eine stärkere oder längerdauernde Bearbeitung in der Hitze nötig ist, z. B. (mehrfaches) oxydierendes Erhitzen auf porösem Untergrund, der dann die Oxydationsprodukte der unedlen Elemente aufnehmen kann.

8. Zusammenfassung.

Die von H. Friesinger 1962 im Grab 3 auf der Flur Fuchsbichläcker in Sommerein, pol. Bez. Bruck a. d. Leitha, in beiden Schläfenregionen eines Mädchenskelettes gefundenen Schmuckstücke werden emissionsspektrolanalytisch untersucht.

Alle Objekte bestanden aus weitgehend reinem Silber. Alle übrigen durch die Ana-

lyse festgestellten Elemente liegen nur in Spuren vor, höchstens Kupfer und Zinn können die 1%-Grenze etwas überschreiten.

Alle Objekte sind stark korrodiert; die Korrosionsschicht besteht aus verunreinigtem Silberchlorid.

Auch jene Schmuckstücke, deren objektmäßige Zusammengehörigkeit archäologisch nicht erwiesen werden kann, zeigen chemisch eine weitgehende Übereinstimmung: nach dem Analysenbefund gehören alle gefundenen Silberobjekte zu einem gemeinsamen Schmucksystem.

Gewisse Unterschiede in den Mengenverhältnissen der Spuren zwischen Teilstücken von verschiedener Formgebung können durch verschiedenartige Bearbeitung erklärt werden.

Anmerkungen.

[1]) H. Friesinger und S. Schmiedt, Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung der „Fuchsbichläcker" in Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. Für die Drucklegung in Vorbereitung.

[2]) F. Sauter — K. Rossmanith, Untersuchung einer spätantiken Glasperle, ArchA., 40., 1966, S. 160 ff.

[3]) Herrn Dr. H. Kortan vom Bundesdenkmalamt Wien danke ich an dieser Stelle für die Ausführung der Röntgenaufnahme.

Untersuchung einer spätantiken Glasperle

Von Fritz Sauter, Wien, und Kurt Rossmanith, Wien.

Mit 3 Abbildungen.

1. *Fundumstände.*

Bei dem untersuchten Objekt handelt es sich um eine von zwei praktisch gleichartigen Glasperlen, die von H. Friesinger im Verlauf der Grabung der Flur Fuchsbichläcker in Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, N.Ö., als Teil eines Kopfschmuckes neben dem Schädelskelett eines jungen Mädchens gefunden wurden [1]).

2. *Allgemeines.*

Jede der beiden Glasperlen war ursprünglich mittels eines ca. 19 mm langen Silberdraht-Stäbchens mit je einem Silberring verbunden. Diese beiden Ringe sind zusammen mit zwei weiteren, etwas anders gearteten, aufgrund einer von uns schon früher ausgeführten chemischen Analyse [2]) als Teile eines gemeinsamen Schmuckstückes aufzufassen.

Von den beiden vorhandenen Glasperlen wurde diejenige, von deren Metallhalterung nur noch ein 7,5 mm langer Rest vorhanden war, für eine genauere chemische und physikalische Untersuchung herangezogen.

3. *Beschreibung des Objektes.*

Die Glasperle hatte annähernd linsenförmige Gestalt, 6 mm Durchmesser und ca. 2 mm Höhe. Die Silberstifthalterung steckte in einer etwa axialen Lochung je nach Höhe wechselnden Durchmessers.

Die Oberfläche zeigte deutliche Korrosionserscheinungen in Form von irisierenden dünnen Häutchen, die sich leicht mechanisch entfernen ließen. Das darunterliegende, offensichtlich unveränderte Glasmaterial ließ eine deutlich hellblaue Färbung erkennen.

4. *Chemische Analyse.*

Die chemische Zusammensetzung wurde emissionsspektralanalytisch ermittelt; experimentelle Einzelheiten dazu (verwendete Anregungsspannung, Plattenmaterial etc.) wurden von uns schon früher angegeben [2]). Zur klaren Differenzierung von korrodiertem und nicht korrodiertem Material wurden unter möglichst gleichen Bedingungen je eine Probe der Korrosionsschicht wie eine des darunterliegenden unveränderten Glasmaterials aufgenommen.



Abb. 1. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. Photo: F. Meyer.

Abbildung 2 zeigt einen charakteristischen Ausschnitt aus den Spektren der beiden Substanzproben (Korrosionsschicht: Mitte oben, Kernmaterial: Mitte unten), nebst dem entsprechenden Ausschnitt aus dem Eisen-Referenzspektrum (oben und unten).

Die folgende tabellarische Zusammenfassung gibt die sich aus den Spektren ergebenden qualitativen Zusammensetzungen der beiden Proben wie auch deren Einteilung in Konzentrationsklassen aufgrund der Abschätzung der Linienintensitäten:

		Glaskern	Korrosionshülle
Hauptmengen	(über 10%)	Na, Si	Si
Nebenmengen	(1—10%)	Ca	
Nebenmengen bis Spuren	(ca. 1%)	Cu, Al, Mg, Mn	Ag, Cu, Al, Fe, Mg
Spuren 1. Ordnung	(0,1—1%)	Fe, B, K, Ti	Zn, Na, Ca, Sn, K, Ti
Spuren 2. Ordnung	(0,01—0,1%)	Ag, Sn, V, Pb	V, Bi, Pb, Mn, B
Spuren 3. Ordnung	(0,001—0,01%)	Sb	Au, Sb

Ergebnis der chemischen Analyse.

Das unkorrodierte Material der untersuchten Glasperle besteht aus einem Natrium-Kalk-Glas, dessen Zusammensetzung durchaus im Rahmen der Zusammensetzungen anderer Gläser dieser Zeit bleibt. Die hellblaue Farbe des Glases ist durch das anwesende Kupfer zu erklären.

Die Korrosionshülle besteht aus verunreinigtem SiO_2; eine starke Eindiffusion von

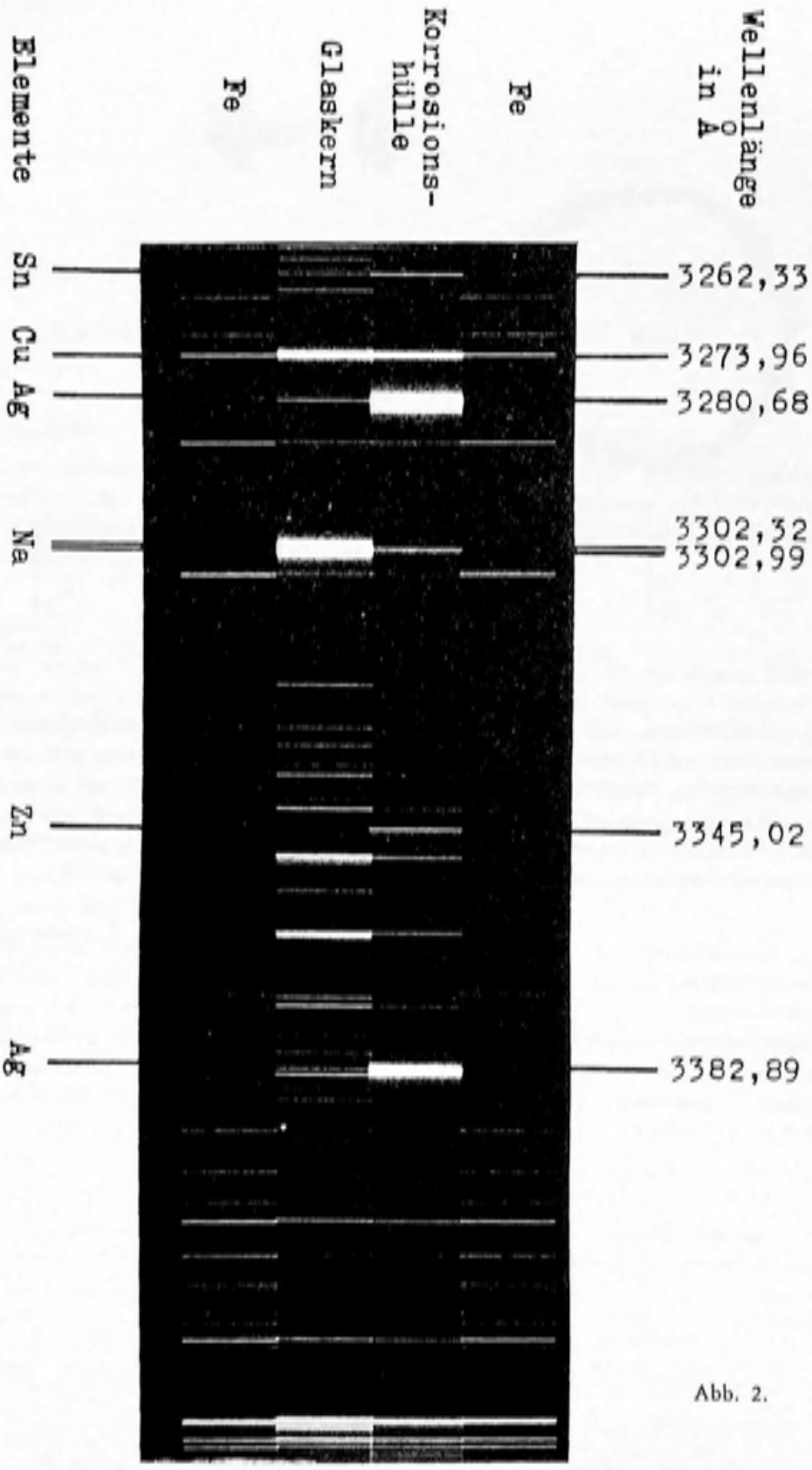

Elemente
Sn
Cu
Ag
Na
Zn
Ag
Fe
Glaskern
Korrosions-
hülle
Fe
Wellenlänge
in Å
3262,33
3273,96
3280,68
3302,32
3302,99
3345,02
3382,89

Abb. 2.

Edelmetallionen aus dem oberflächlich korrodiertem Silberschmuck kann festgestellt werden.

5. Diskussion des Analysenergebnisses.

1. Die Übereinstimmung der Zusammensetzung mit der anderer etwa gleichzeitiger Gläser soll deshalb nicht eine Einordnung in eine der Kategorien von Sayre und Smith[3]) bedeuten. Diese Aussage will vielmehr dahingehend verstanden sein, daß die hier vorliegende Zusammensetzung keinerlei auffällige Überraschungen bringt, wenn man sie mit zeitgleichem Material vergleicht, wie es von Geilmann[4]) zur Verfügung gestellt oder in letzter Zeit besonders umfangreich von Ankner[5]) zusammengefaßt wurde.

2. Der festgestellte Mangangehalt könnte zur Meinung Anlaß geben, daß vielleicht Braunstein als „Glasmacherseife" verwendet worden wäre, d. h. zur optischen Entfernung jener Färbungen, die durch unvermeidliche Verunreinigungen durch Eisenoxide bewirkt werden. Nach den Untersuchungen von Geilmann und Brückbauer[6]) ist dies aber nicht der Fall. Vielmehr erklärt sich das Vorkommen einer gewissen Menge Mangan in antiken (und auch späteren) Gläsern durch Verwendung von manganhaltiger Holzasche, wie z. B. Buchenholzasche, als eines der Ausgangsmaterialien für die Glasbereitung.

3. Als Grund für die Farbe blauer antiker oder mittelalterlicher Gläser gibt Geilmann[7]) im Gegensatz zu Neumann und Kotyga[8]) einen von ihm immer festgestellten Gehalt an Kobalt an; den vielfach vergleichbar großen Gehalt an Kupfer sieht er als für die Blaufärbung weniger bedeutsam an. Die Ergebnisse unserer Analyse waren zu unserer Überraschung nicht damit im Einklang: obwohl die untersuchte Glasperle eindeutig eine hellblaue Farbe zeigte, kann mit Sicherheit gesagt werden, daß kein Kobaltgehalt von mehr als maximal 0,005% vorliegt. Die blaue Farbe wird also nur durch das vorhandene Kupfer bewirkt.

4. Das in der Korrosionsschicht auftretende Silber, Gold und Zink erklärt sich durch Eindiffundieren und Fixierung der entsprechenden Ionen, welche durch Korrosion der zum Gesamtschmuckverband gehörigen Silberlegierung freigeworden sind.

5. Ein Vergleich der Zusammensetzungen von Korrosionsschicht und von unverändertem Glaskern zeigt eine durch die Korrosion bewirkte sehr starke Konzentrationsabnahme von Natrium und Calcium. Diese qualitativ gesehene naheliegende Beobachtung wurde in einem übereinstimmenden quantitativen Ausmaß auch von Turner[9]) in seiner Untersuchung über die Haupteffekte der Korrosion alter vorderorientalischer Gläser festgestellt: danach wurden fast 90% des Na_2O und CaO aus der Verwitterungskruste herausgelöst.

6. Physikalische Eigenschaften.

Dichte: $2{,}530 \pm 0{,}005$ g . cm^{-3} nach Schwebemethode in Bromoform/Benzol

Ein pyknometrisch ermittelter Wert lag innerhalb der obigen Fehlergrenze.
Als Vergleichswert dazu sei die von Turner[10]) angegebene Dichte der Portland-Vase angeführt: 2,56 g . cm^{-3}.

Brechzahl[11]): $n_D = 1{,}518$.
Als Vergleichswert dazu sei die von Turner[10]) angegebene Brechzahl der Portland-Vase angeführt: $n_D = 1{,}532$.

Erweichungsbereich[11]): 460—500°.
Diese niedrige Erweichungstemperatur fällt besonders auf, wenn man sie mit den von Neumann[12]) angegebenen Werten für andere spätantike Gläser vergleicht.

7. Röntgenographische Untersuchung.

Wie schon bei der Beschreibung des Objektes erwähnt, hat jede der beiden Glaslinsen eine annähernd axial gelegene Ausnehmung, durch welche eine Halterung in Form eines Silberdrahtstäbchens durchgeschoben wurde. Zur exakteren Beantwortung der Frage, wie die Glaslinse durchbohrt und auf dem Metallstäbchen befestigt war, wurde durch Herrn Prof. Kortan[13]) eine Röntgenaufnahme des besser erhaltenen der beiden Perlenhalter samt Glasperle gemacht (Fokusabstand 1,50 m, 90 KV, 120mAs, auf Gevaert Osray 9 × 12).

Abbildung 3 läßt sowohl die Gestalt der Bohrung wie diejenige des Silberstiftes erkennen:



Abb. 3. Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ.

Folgende Beobachtungen können aus der Röntgenaufnahme abgeleitet werden:

1. Die Fixierung der Glasperle auf dem Silberstift erfolgte nach oben zu durch einen schmalen Wulst, nach unten zu durch eine knaufförmige Verdickung.

2. Die Glasperle ist nicht völlig symmetrisch, sie ist auf einer Seite deutlich dicker als auf der anderen. Auch die Bohrung liegt nur annähernd, aber nicht genau in der Achse.

3. Die Gestalt des Bohrloches ist auffällig: sein Durchmesser ist in der Gegend der

Perlenoberfläche viel größer als im Zentrum. Diese Lochform gestattet einen Rückschluß auf den Bohrvorgang. Man kann annehmen, daß — vielleicht nach entsprechender Vorkörnung der Oberfläche — nacheinander von beiden Seiten her mittels eines Mehrkantbohrers je ein konisches Loch gegen das Zentrum zu vorgetrieben wurde. Dadurch blieb auch nach erfolgtem zentralen Durchbruch sowie nach dessen Aufweitung die beinahe doppelkonische Lochform erkennbar zurück.

4. Besonders deutlich ist sichtbar, wie sich der im Innern der Perle befindliche Teil des Silberstäbchens dieser Lochform angepaßt hat. Ohne Zweifel wäre es unmöglich gewesen, ein Silberstäbchen dieser Form durch die Bohrung der Perle durchzuschieben und erst sekundär eine Fixierung anzubringen. Man kann annehmen, daß das Silberstäbchen mit einer etwas dünner gearbeiteten Spitze zuerst durch das Loch in der Glaslinse durchgeschoben wurde. Leichte Schläge von unten her werden dann das leicht verformbare, weiche Material nicht nur der gläsernen Hohlform angepaßt haben (verständlicherweise unten mehr als oben), sondern bewirkten gleichzeitig auch die knaufförmige Verdickung mit der charakteristischen Abflachung am unteren Ende.

8. Gesamtzusammenfassung.

Bei dem in Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, N.Ö., gefundenen und schon früher in bezug auf seine Metallanteile analysierten Silberschmuck wurden auch zwei linsenförmige Glasperlen gefunden, von denen eine näher untersucht wurde.

Nach Feststellung einiger wichtiger physikalischer Eigenschaften (Dichte, Brechungsindex, Erweichungsbereich) wurden UV-Emissionsspektralanalysen sowohl vom unveränderten Glaskern wie von der korrodierten Außenhülle gemacht.

Danach handelt es sich um ein typisches Natrium-Kalkglas, welches aber abweichend von den sonst üblichen Färbemethoden antiker Glastechnik nicht mit Kobalt, sondern nur mittels Kupfer blau gefärbt war.

Zur exakteren Untersuchung der Art, wie die axial gelochte Glasperle auf dem Silberstäbchen befestigt war, wurde eine Röntgenuntersuchung herangezogen:

Diese erwies das Vorliegen einer zweiseitigen Bohrung, wie sie bei Verwendung von Mehrkantbohrern charakteristisch ist.

Anmerkungen.

[1]) H. Friesinger und S. Schmiedt, Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung der „Fuchsbichläcker", p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ. Für die Drucklegung vorbereitet.

[2]) F. Sauter und K. Rossmanith, Chemische Untersuchung von spätantiken Schmuckstücken aus Sommerein, p. B. Bruck a. d. Leitha, NÖ., ArchA., 40., 1966, S. 147 ff.

[3]) E. V. Sayre und R. W. Smith, Science, 133, 1961, S. 1824.

[4]) W. Geilmann, Beiträge zur Kenntnis alter Gläser III. Die chemische Zusammensetzung einiger alter Gläser, insbesondere deutscher Gläser des 10. bis 18. Jahrhunderts, Glastechn. Ber. 28, 1955, S. 146—156, bes. 148—149.

[5]) D. Ankner, Chemische und physikalische Untersuchungen an vor- und frühgeschichtlichen Gläsern. I., Technische Beiträge zur Archäologie, II, 1965, S. 74—101.

[6]) W. Geilmann und T. Brückbauer, Beiträge zur Kenntnis alter Gläser II. Der Mangangehalt alter Gläser, Glastechn. Ber. 27., 1954, S. 456—459.

[7]) W. Geilmann, Beiträge zur Kenntnis alter Gläser VII., Kobalt als Färbungsmittel, Glastechn. Ber. 35, 1962, S. 186—192.

[8]) B. Neumann und G. Kotyga, Antike Gläser, ihre Zusammensetzung und Färbung, Ztschr. angew. Chem. 38., 1925, S. 857—864, bes. S. 862 f.

[9]) W. E. S. Turner, Der Wert moderner technischer Methoden beim Studium von alten Gläsern (The value of modern technical methods in the study of ancient glasses), Atti III. Congr. intern. Vetro, Venedig 1953, S. 704—714; referiert in Glastechn. Ber. 28, 1955, S. 181.

[10]) W. E. S. Turner, Studies in ancient glasses and glassmaking processes. Part VI. The composition and physical characteristics of the glasses of the Portland Vase, J. Soc. Glass Technol. 43, 1959, Nr. 213, S. 262 T — 284 T.

[11]) Wir danken Herrn Doz. Dr. E. Eipeltauer, Institut für Chemische Technologie Anorganischer Stoffe der Technischen Hochschule, Wien, für die Ermittlung von Brechzahl und Erweichungsbereich.

[12]) B. Neumann, Antike Gläser II, Ztschr. angew. Chem., 40., 1927, S. 963—967.

[13]) Wir danken Herrn Prof. Dr. H. Kortan, Akademie für Bildende Künste, Wien, für die Ausführungen der Röntgenaufnahme.

Der Langobardenfriedhof von Poysdorf, NÖ.

Von Eduard Beninger †.

Aus dem Nachlaß herausgegeben, mit einer Einleitung,
einem Nachwort und Anmerkungen versehen
von Herbert Mitscha-Märheim, Wien.

Mit 5 Abbildungen und 6 Tafeln.

1. Einleitung und Fundgeschichte.

Westlich und südwestlich der Stadt Poysdorf liegt die Ackerflur „Reißhübeln", die sich auch auf die angrenzenden Gebiete der benachbarten Ortschaften Kleinhadersdorf und Wilhelmsdorf erstreckt. Durch sie führen sowohl die Straße als auch die Bahnlinie Poysdorf-Kleinhadersdorf nach Westen. Südlich von letzterer, und zwar nur etwa 100 m von der Kleinhadersdorfer Gemeindegrenze entfernt und mit dieser parallel, läuft von der Bahn bis an das dortige Südende des Poysdorfer Burgfriedens die G. P. Nr. 3877/1. Auf dieser betrieb der Grundbesitzer Josef Weißböck, 240 m südlich der Gleisanlagen, in den Zwanziger- und Dreißigerjahren eine kleine Schottergrube (Abb. 1).

Im Spätwinter 1931 stieß er hiebei nach einander auf zwei Skelettgräber, die zerstört wurden. Der prähistorisch höchst interessierte Friseur Karl Heinrich aus Poysdorf konnte einige wenige Fundstücke aus diesen Bestattungen bergen, die er im Laufe des Jahres dem ihm bekannten Dr. Eduard Beninger im Naturhistorischen Museum in Wien vorlegte. Dieser erkannte die Bedeutung der Funde und beauftragte Heinrich, mit dem er auch sonst in näherer Fühlung stand, die weiteren Arbeiten in der Schottergrube zu überwachen und ihn unverzüglich zu verständigen, falls wieder Gräber angeschnitten werden sollten.

Im Herbst des nächsten Jahres war es soweit; eine neue Grabgrube begann sich an der Abbauwand abzuzeichnen. Im Auftrage Beningers grub Heinrich im September 1932 die Bestattung (ein „Kriegergrab" mit Langschwert, Lanze und Schild) aus und brachte die Fundstücke sowie eine Skizze der Fundlage ins Naturhistorische Museum. Nun beschloß Beninger eine planmäßige Durchforschung der näheren Umgebung der Schottergrube selbst durchzuführen und konnte, nachdem er mit dem Grundbesitzer ein entsprechendes Übereinkommen abgeschlossen hatte, schon am 17. und 18. Oktober unter Mitwirkung Heinrichs, Grab 4, die Bestattung der Frau mit den Goldbrakteaten, heben.

Infolge der Witterungsverhältnisse und um die für die weitere Grabung nötigen Geldmittel sicherzustellen, wurden die Arbeiten vorläufig abgebrochen und ihre Fort-

setzung auf das nächste Frühjahr verschoben. Beninger trat u. a. auch an das Heimatmuseum Mistelbach heran, von dem er im Zuge der Verhandlungen gegen die Zusicherung der Überlassung eines vollständigen Grabinventares einen Beitrag von S 300 erhielt.

Ende März 1933 führte Beninger dann die Grabung zu Ende, er konnte noch die Gräber 5 bis 8 bergen (das letzte bereits auf dem Grunde der Nachbarparzelle Nr. 3876) und feststellen, daß „der Friedhof hiemit erschöpft sei" [1]) (Abb. 2).



Abb. 1. Ausschnitt aus der österreichischen Karte 1 : 50.000, Blatt 25, Poysdorf. ● = Fundort.

Das gesamte Fundmaterial gelangte vorerst in die Prähistorische Abteilung des Naturhistorischen Museums, wo es in der dortigen Werkstätte präpariert und von E. Beninger wissenschaftlich bearbeitet wurde. Schon in seiner „Germanenzeit in Niederösterreich" hat er 1934 die beiden Gräber 4 und 6 eingehend beschrieben und behandelt [2]). Am 4. XI. 1935 wurde dann verabredungsgemäß das Inventar des Grabes 5 dem Bezirks-Heimatmuseum Mistelbach übergeben [3]), wo es neu inventarisiert und ausgestellt wurde.

Im Sommer 1936 fand der Grundbesitzer Weißböck bei weiterem Sandabbau auf engem Raum beisammenliegend noch ein völlig erhaltenes Tongefäß und die in mehrere Teile zerfallene Krone eines Hirschgeweihes. Da K. Heinrich die Behauptung aufstellte,

die beiden Gegenstände gehörten noch zum Inventar des von Beninger gehobenen Grabes Nr. 5, wurden die Fundstücke nach ihrer Präparierung in der Werkstatt des Naturhistorischen Museums ebenfalls dem Museum Mistelbach übergeben und dort inventarisiert. Dem Grundbesitzer wurde in Beningers Auftrag eine Nachbildung des Ton-

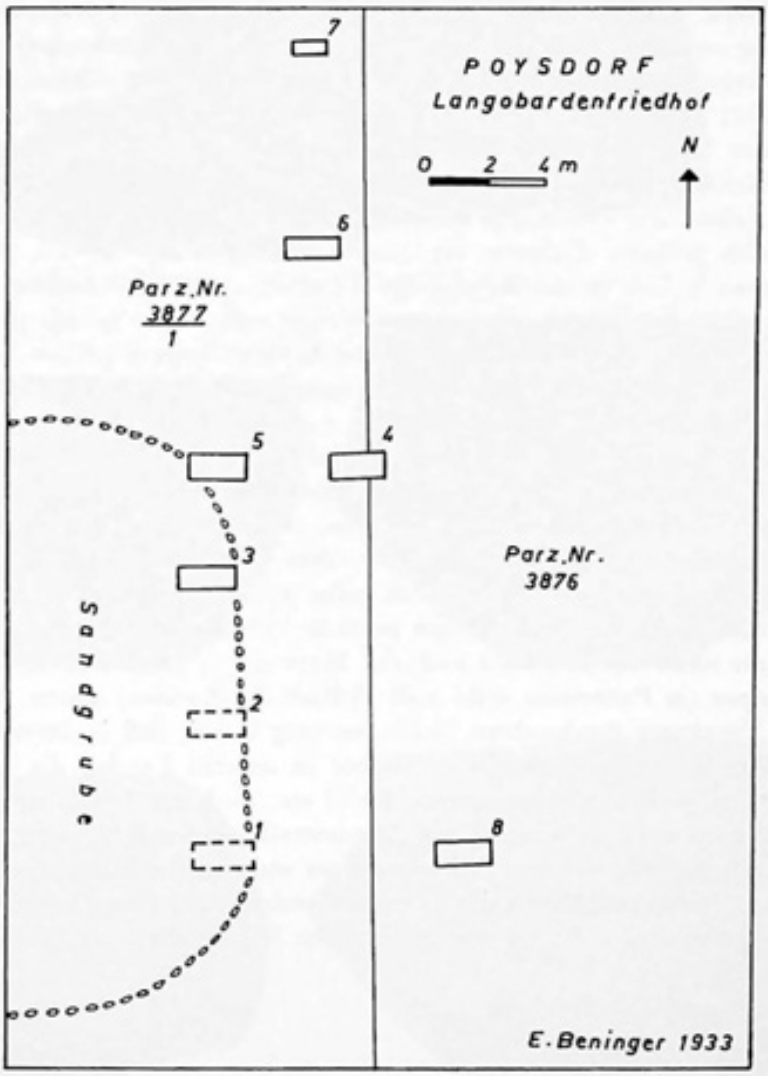


Abb. 2. Poysdorf, NÖ., Gräberplan.

gefäßes (hergestellt in der Präparation des Nat. Museums) übergeben, die heute im Heimatmuseum Poysdorf erliegt. Erst eine genaue Überprüfung durch H. Mitscha-Märheim an Ort und Stelle stellte einwandfrei fest, daß Gefäß und Geweihkrone am Fußende des von K. Heinrich geborgenen Grabes Nr. 3 gelegen hatten [4]), was der Aus-

gräber, offenbar um an der Zuverlässigkeit seiner Grabungsarbeit keinen Zweifel aufkommen zu lassen, nicht zugeben wollte [5]).

Im Nachlaß Beningers fanden sich nach seinem Tod sowohl der von ihm 1933 gezeichnete Gräberplan als auch auf einer Reihe von Zetteln die Fundberichte über die einzelnen Gräber samt einigen Detailskizzen, die Fundbeschreibung hatten teils er selbst auf Einzelblättern, teils in seinem Auftrag K. Krenn im Inventarbuch der Prähistorischen Abteilung verfaßt. Auch die hier angeschlossenen Untersuchungsergebnisse einer Anzahl von Gegenständen befanden sich in seinen persönlichen Akten. Frau Romana Beninger gebührt unser Dank für die Mühe, die sie sich mit der Bereitstellung des hier wiedergegebenen Schriftnachlasses ihres Gatten gemacht hat.

Nicht berücksichtigt haben wir die an vielen Orten in Beningers Fundberichten eingestreuten Ansichten und Deutungen seines Materiales als Ausfluß einer von den Langobarden angeblich geübten Grabsitte der „Leichenzerstückelung" [6]). Wir glauben heute nicht mehr daran [7]). Uns ist der Befund der einzelnen „gestörten" Gräber auch so klar genug. Schon allein die Tatsache, daß immer wieder und wieder gerade die Brustpartie der Toten, wo man die wertvollsten, wohl aus Edelmetall hergestellten Schmuckstücke vermutete, gestört ist, die Beinpartie abwärts vom Becken in der Regel jedoch in alter Lage verblieb, spricht doch wohl eindeutig für nachträgliche Beraubung. Auch daß sich der Schädel, manche andere Knochen und Reste einzelner Beigaben — sonderlich solcher aus Eisen und Ton, die für die Räuber uninteressant waren — vielfach oberhalb des Grabbodenniveaus, ja auch bisweilen weiter oben in der Füllerde befanden, spricht für räuberische Graböffnung. Da diese wohl meist schon wenige Jahre nach der Grablegung erfolgte, ist in der Lagerung der wohl noch nicht ganz gefestigten Grubenfüllung auch kaum ein Anhaltspunkt für die neuerliche partielle Öffnung zu erkennen. Heute ist uns klar, daß es die schon vor und bald nach der Mitte des 6. Jahrhunderts einströmenden slawischen Sippen (in Pannonien wohl auch vielfach die Awaren) waren, die die Grabstätten ihrer Vorgänger durchsuchten. Auffallen mag hiebei, daß in Poysdorf wie auch an anderen Fundstellen langobardischer Gräber in unseren Landen die im Grab vorhandenen Waffen — Langschwert, Lanze, Schild etc. — kaum jemals entfernt wurden, die Suche sich somit wohl vorwiegend auf „Buntmetall" erstreckte. Ausdrücklich soll zum Schluß aber noch bemerkt werden, daß wir das an anderen Fundorten des öfteren beobachtete völlige Fehlen des Schädels des Toten auf andere wohl abergläubige oder brauchtumsmäßige Motive und nicht auf die „räuberische Schatzsuche" zurückführen möchten.

2. *Fundbericht und Fundvorlage.*

Grab 1.

Bei Sandgewinnungsarbeiten im Winter 1931 zerstört. K. Heinrich barg aus dem Abraum:

Nat. Mus.
Inv. Nr.
62.755 Swebischer Topf, fragmentiert, aus grobem, mit Steinchen versetztem Ton, braun, Wandstärke 0.6 cm, innen schwach, außen gut geglättet. Standfläche scharf abgesetzt, mäßig eingezogener Mundsaum. H. 10.1, Stfl. 8.1, Mdg. 15.4 cm. (Tafel 1, 1).

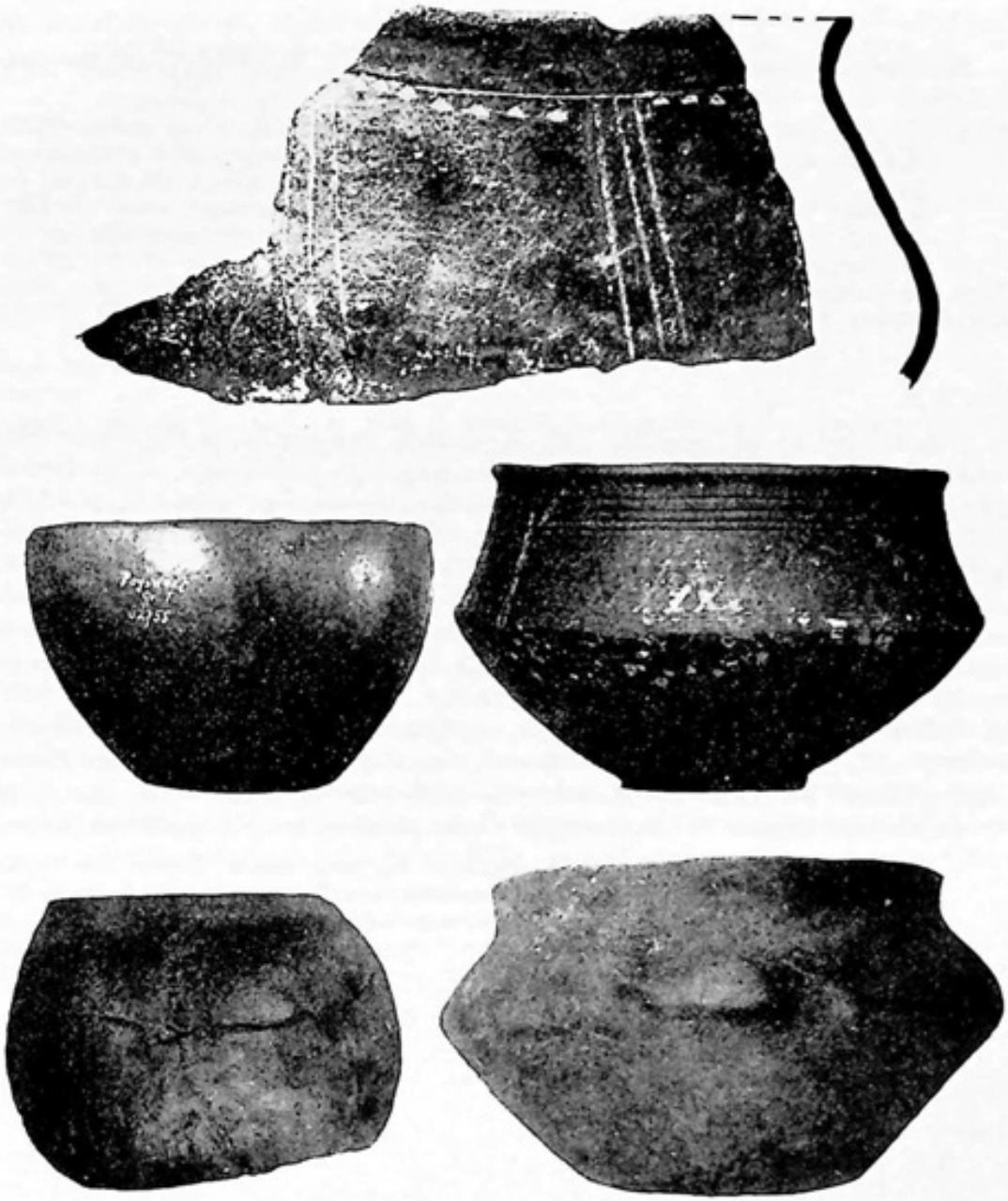


Abb. 3. Poysdorf, NÖ., Oben: 62756; Mitte links: 62755; Mitte rechts: 62768; unten links: 1853; unten rechts: 2372.

Grab 2.

Bei Sandgewinnungsarbeiten im Frühjahr 1931 zerstört. K. Heinrich barg aus dem Abraum:

62.756 Zwei Bruchstücke eines Schalengefäßes, dunkelbraun, etwas sandversetzter Ton, Wandstärke im Oberteil 0.5, Oberfläche und Innenseite geglättet. Gedrungenes Profil. Ein Scherben glatt, einer verziert: In der Halskehle eine umlaufende Linie, die unterhalb von dreieckigen Spachtelspritzeneindrücken begleitet wird. Unter der Umlauflinie setzen 3-furchige nach rechts ziehende Bänder an, die bis knapp oberhalb der Wölbung reichen (Tafel 1, 3).

62.757 Rechteckiger Eisenbeschlag, 2.8 : 2.8 cm (Tafel 1, 2).

62.758 Kleines Eisenfragment L. 3 cm.

Grab 3.

Von K. Heinrich im September 1932 ausgegraben, zwei zugehörige Fundstücke vom Grundbesitzer Weißböck bei weiterer Sandgewinnung 1936 aufgefunden. L. des Grabes mindestens 180, Br. 60, Tiefe 160 cm. West-Ost-Lage, gestört. Der Schädel lag oberhalb des Beckens, 20 cm höher als das übrige Skelett, wie auch der linke Arm und der Unterkiefer in der linken oberen Grabecke; die Lendenwirbel fehlten. In Fortsetzung der r. Schulter die Lanzenspitze, etwa in Kniehöhe der Lanzenschuh. Das Schwert, sichtlich verschoben, schräg über dem Bauch mit nach unten gerichteter Spitze, die auswärts des rechten Knies lag. Links in der Gürtelgegend ein Eisenmesser, neben dem linken Unterschenkel die Schildfessel, das Schildbrett lag somit z. T. über dem linken Bein. Oberhalb des Fußendes des Grabes kamen 1936 noch ein Tongefäß und die Krone eines Hirschgeweihes zu Tage, die der Ausgräber seinerzeit übersehen hatte und die nach der Nachprüfung Mitscha-Märheims an Ort und Stelle anscheinend in einer etwas über dem Niveau der Grabsohle in der Ostwand der Grube angebrachten Nische gelegen hatten.

62.759 Zweischneidiges Langschwert aus Eisen mit anhaftenden Resten der Holzscheide, die aus einem heute nichtmehr identifizierbaren Laubholz bestand [8]). Die Griffangel ist kantig, trägt oben einen wenig vorstoßenden Abschluß und verbreitert sich allmählich gegen den unteren Ansatz der Klinge, die rechtwinkelig ansetzt. Klinge ziemlich gleich breit, spitzt sich allmählich erst in ihrem unteren Teil zu. L. 85, (Angel davon 12.9), Br. d. Klinge 4.8 cm (Tafel 1, 4).

62.760 Beschlag vom Schwertgehänge. a) Eisenfragment L. 7.3; b) schmales Bronzeband, im mittleren Drittel treppenartig erhöht, die zungenförmigen Enden tragen je ein Nietloch. L. 5.7, Br. 0.7, Erhöhung 0.6 cm; Bronzeblechzelle, die mit einem blauen, jetzt ausgefallenen Täfelchen aus durchsichtigem Glas besetzt war. Kästchen L. 1.2, Br. 0.6, H. d. Zellenwand 0.4 cm (Tafel 1, 7, 8).

62.761 Eiserne Lanzenspitze mit flachem gedrungenem Blatt, gleichmäßig ausgebuchtet. Die kräftige Tülle erweitert sich gegen den Tüllenmund, der von einem Stift durchzogen ist, dessen vorragendes Ende nicht breitgeklopft war. L. 21.8, davon Blatt 13.2, Br. des Blattes 5, Dm. d. Tüllenöffnung 2.9 cm (Tafel 1, 12). Eiserner Lanzenschuh, gebildet aus einer zylinderförmigen Kapsel, die mittels eines sie noch um 1 cm überragenden Stiftes am Ende des Schaftes befestigt war. Dm. a. Ende 2, L. d. Hülse 2, Gesamtlänge des Stiftes 4.4 cm. Der Schaft war somit an der Spitzenseite dicker als am unteren Stangenende. Nach der Lage im Grab dürfte die Gesamtlänge der Lanze 160—170 cm betragen haben (Tafel 1, 13).

62.762 Fragmente des Schildes. a) Fessel, erhalten ist nur der mittlere Griffteil und die eine Längsleiste, die vor ihrem Ende abgebrochen ist. L. des Fragmentes 20.9 cm. b) Fragment eines dünnen eisernen Randbeschlages, etwas rund gebogen, sodaß ein rundes oder ovales Schildbrett in Frage kommt. c) Holzreste (Rotbuche) [8]) (Tafel 2, 1).

62.763 Zwei Bruchstücke eines eisernen Messers, gerade Klinge mit spitzauslaufender Angel, die symmetrisch in der Mittellinie des Klingenansatzes lag. L. c. 13, dav. Angel 4.8, Br. d. Klinge 2 cm (Tafel 1, 10).

62.764 Ovale Eisenschnalle in zwei Bruchstücken, Dorn fehlt. L. 3.5, Br. 1.9 cm (Tafel 1, 9).

62.765 Nagelkopf aus Eisen, Dm. 1.8 cm (Tafel 1, 11).

62.766 Eisenfragment mit angerosteten organischen Substanzen.

62.767 Ein heller Feuersteinabspliß. L. 4.4 cm (Tafel 1, 5).

Mus. Mistelbach
Inv. Nr.

2.372 Weitmündige Schale aus hell- bis dunkelbraunem, feinem Ton mit etwas Glimmergehalt, freihändig geformt. Feiner Schlickerüberzug, am Bauchumbruch 11 tiefe, je 1.5 bis 2 cm breite schräge Dellen so stark in den Ton eingedrückt, daß sie an der Innenseite des Gefäßes hervortreten. H. 11.8, Mdg. 16.7, Bw. 20, Stfl. 9.7 cm (Tafel 3, 1).

2.373 Vierendige Krone eines kapitalen Hirschgeweihes, von der Stange abgeschnitten, an der Schnittfläche (zum Aufstecken auf eine Stange) tüllenförmig ausgehöhlt. H. 27, Dicke der Stange am abgeschnittenen Ende 5.2, Tiefe der Bohrung 9 cm [9]). (Tafel 3, 2).

Grab 4.

Planmäßig gehoben von E. Beninger unter Mitwirkung von K. Heinrich am 17./18. Oktober 1932. Frau, Tiefe des Grabes 205, Länge 169 cm. Skelett in gestreckter west-östlicher Rückenlage auf einem Totenbrett, Schädel im Westen mit Blick nach Nordosten, die Hände im Becken. Brustpartie völlig ausgeräumt, von der Wirbelsäule nur das untere Ende erhalten. Linkes Schulterblatt vor und unter dem Kinn. Vor der rechten Schulter bis unterhalb des Kinnes einige Glasperlen, eine auch hinter dem Nacken. Vor der Kehle eine bronzene Scheibenfibel mit Glaseinlagen, knapp abwärts anschließend zwei Goldbrakteaten und die Aufhängehülse eines dritten, nichtmehr vorhandenen, ferner eine längliche Goldhülse. An der rechten Schläfe eine Bronzenadel, vom Unterkieferast bis zum Nacken reichend. Neben der linken Schulter eine bikonische Schüssel. In der Gürtelgegend eine einfache Eisenschnalle. Zwischen den Knien eine kubotetraedrische Perle aus Weißbronze, neben dem linken Oberschenkel ein Eisenmesser, Schneide nach auswärts, Spitze gegen den Gürtel zu, davon abwärts Bronzeringe und neben dem linken Fuß ein Knochenkamm von 15 cm Länge.

Pr. Abt. Nat. Mus.
Inv. Nr.

62.768 Doppelkonische weitmündige Schale, Drehscheibenarbeit, aus feinem braunem Ton. Unter dem Randwulst 4 umlaufende Rillen, scharf abgesetzter niedriger Fußteil. Die breite Zone oberhalb des scharfen Umbruches ist durch ein eingeschabtes schräges Gittermuster verziert. H. 13, Stfl. 7, Bw. 20, Mdg. 17.5 cm (Tafel 2, 10).

62.769 Bronzenadel ohne Kopf. L. 13.2, D. 0.3 cm (Tafel 1, 16).

62.770 In einem Ring aus dickem Bronzedraht mit über einander greifenden Enden (Dm. 1.6) hängen ein ovaler dicker rundstabiger Schnallenbügel mit zwei buckelartigen Dornrastfortsätzen (Bronze), 2.4 : 1.9 und eine kleine zarte ovale Bronzeschnalle, 1.7 : 1.2 cm, mit dünnem Eisendorn (Tafel 1, 19).

62.771 Eisenmesser mit flacher Griffangel, beschädigt. L. 16.7, Br. 2.6 cm (Tafel 2, 2).

62.772 Bruchstück eines Eisenringes (Tafel 1, 14).

62.773 Ovale Eisenschnalle ohne Dorn. 4 : 2.5 cm (Tafel 1, 15).

62.774 Zylindrische Röhrenperle aus brauner Glaspaste mit gelben umlaufenden Zickzackstreifen. 2.1 : 1.1 cm (Tafel 2, 9).

62.775 2 kleine sphäroidale Perlen aus braunem Glasfluß mit gelben Streifen. (0.6 : 1.1, 0.5 : 0.9 cm (Tafel 1, 20).

62.776 Stark gerippte sphäroidale Perle aus grünlichem Glas. 0.9 : 1.3 cm (Tafel 2, 8).

62.777 Mehrere Bruchstücke eines stark beschädigten Dreilagenkammes aus Knochen mit eisernen Nieten und eingravierten Längslinien. (Tafel 2/3, 4).

62.778 Durchbohrtes Gewicht (Anhänger) in Form eines Würfels mit abgeschnittenen Ecken (Kubotetraeder) aus Weißbronze. H. 1.9, Br. 1.75 cm, Gewicht 33.5 g (Tafel 1, 18).

62.779 Scheibenfibel aus Bronze, vierwirbelige Rosette, die stilisierten Vogelschnäbel reihenweise verbunden, sodaß die Scheibe viereckig wirkt. In der Mitte der Fibel und an den 4 Augen der Köpfe sitzen Glastäfelchen in runden Fassungen, unter denen punktierte Silberglanzbleche liegen. L. u. Br. 2.4 cm (Tafel 1, 17).

62.780 Röhrenförmiges Kettenglied aus Goldblech, mit Perldrähten besetzt. L. 1.1, Dm. 0.5 cm (Tafel 2, 5).

62.781 Goldbrakteat mit angelöteter quergeriefter Goldblechöse. Die runde Goldblechscheibe ist von einem dünnen Perldraht umgeben. Innerhalb einer kreisförmigen Leiste und umgeben von 17 kleinen erhabenen Punkten zeigt das Schaubild ein gehörntes, rückblickendes hirschartiges Tier mit kräftiger Mähne, Halsbart und wedelartigem Schwanz. Aus dem geschlossenen Maul züngelt eine lange Zunge heraus. Das Tier ist in scharfer Profilstellung, wobei nur je ein Vorder- und Hinterbein zu sehen ist, naturalistisch dargestellt. Dm. 1.9 cm. — Zur selben Inventarnummer gehört eine Goldblechöse, die jener des Brakteaten völlig entspricht [10]) (Tafel 2, 6).

Kunsthistor. Mus.
Sammlung v. Münzen
u. Medaillen
Inv. Nr.

211.916 Völliges Gleichstück zu vorigem Brakteaten. Von der Präh. Abt. des Nat. Mus. 1937 der Medaillensammlung des Kunsthistor. Mus. abgetreten (Tafel 2, 7).

Grab 5.

Gehoben von E. Beninger am 20. März 1933. Mann, in gestreckter West-Ostlage. Skelettlänge 175, Breite der Grabgrube 105, Tiefe 105 cm. Oberteil des Skelettes völlig gestört, nur der Unterkiefer vorhanden. Bruchstück eines Tongefäßes, ein Eisenmesser und diverse Eisenknollen. Beine vom Becken abwärts in ungestörter Lage. In Beckennähe eine Eisenschnalle, ein Feuerstein und Eisenreste. Neben dem rechten Bein, die Spitze nach abwärts, das Langschwert, neben dem Unterschenkel Schildbuckel und Fessel, deren Lage zeigt, daß der Holzschild stehend ins Grab kam. Neben den Füßen Eisenrest und Eierschalen, rechts daneben eine Lanzenspitze. Einige Knochen des Skelettes lagen etwa 20 cm über dem Niveau der Grabsohle.

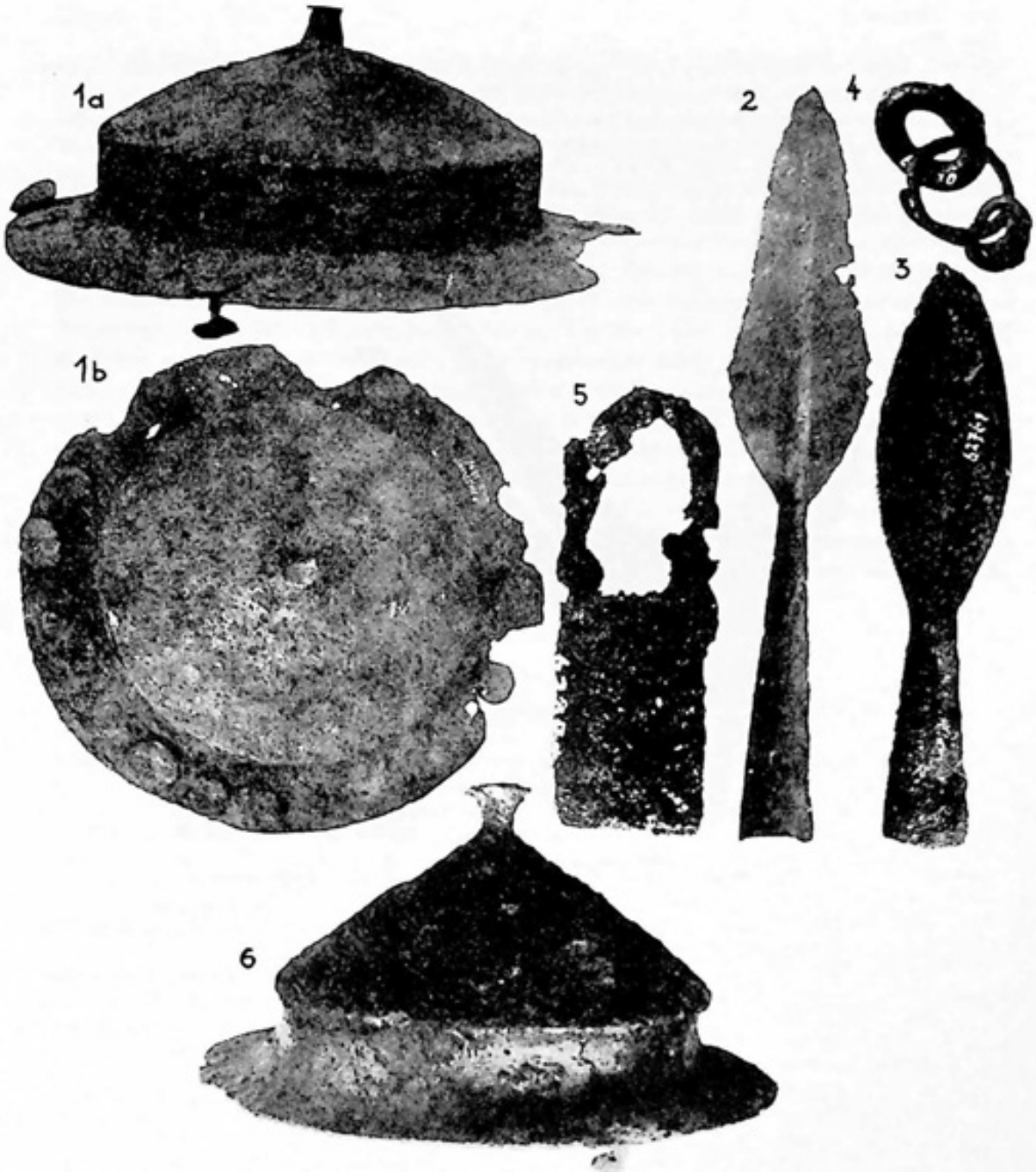


Abb. 4. Poysdorf, NÖ. 1 a, 1 b: 1849; 2: 1852; 3: 62775; 4: 62770; 5. 62807; 6: 62797.

Mus. Mistelbach
Inv. Nr.

1845 Eisernes Langschwert mit kantiger Griffangel, Klinge fast gleichbreit, Spitze fehlt. Angerostete Reste der Holzscheide. Erh. L. 80, Br. 4 cm (Tafel 3, 3).
1846 Zwei Bruchstücke eines Eisenmessers mit abgesetzter Griffangel (Tafel 4, 2).
1847 Drei Bruchstücke (Eisen) vom Schwert (Nr. 1845) und Messer (1846).
1848 Stark verrostete ovale Eisenschnalle mit Dorn. 4.8 × 3 cm (Tafel 4, 3).
1849 Eiserner Schildbuckel, hutförmig, rund, mit kurzem zylindrischem Mittelteil, gewölbtem, mit einem stumpfen Mittelfortsatz versehenen Deckel und breiter, abste-



Abb. 5. Poysdorf, NÖ., links: 2373; rechts 62701 (seitenverkehrt).

hender Krempe, die noch 2 in situ befindliche Nagelkopfnieten zeigt. H. 6.8, Dm. 15.5 (Tafel 4, 7).
1850 4 Eisen-Nieten vom Schildbuckel, bestehend aus einem Eisenstift von 1 cm Länge mit beiderseitigen runden Abschlußplatten, stark verrostet. Nietkopf Dm. 1.7 cm.
1851 Eiserne Schildfessel (ein Ende abgebrochen, fehlt) mit verbreitertem in rautenförmige Lappen auslaufendem Mittel(Griff-)teil, beiderseits dessen je eine Eisenniete. L. 47 cm (Tafel 4, 6).
1852 Große, eiserne Lanzenspitze, mit rautenförmig, geschwungenem Blatt und Mittelrippe. Die Tülle zeigt Reste eines Bronzeblechbelages. L. 30.5, Br. 6 cm (Tafel 3,4).
1853 Swebischer Topf aus braunem grobem Ton mit gewölbt eingezogener Randpartie. Nur zur Hälfte erhalten, ergänzt. H. 11.7, Mdg. cca. 13.5, Bw. cca. 16 cm (Tafel 4, 1).
1854 Kleiner Silexabspliß (Tafel 4, 5).
1855 Zwei Bruchstücke von Hühnereierschalen.
1856 Bruchstücke einer Bronzenadel (Tafel 4, 4).
1857 Diverse Eisenreste, stark verrostet.

Grab 6.

Gehoben von Beninger am 21. März 1933. Mann (Goldschmied), Länge der Skelettlagerung 182, Tiefe 195. Kopf im Westen, Füße im Osten. Gestreckte Rückenlage, im oberen Teil gestört. Der Schädel, unter dem noch deutliche Spuren des 1.6 cm starken Totenbrettes feststellbar waren, lag ohne Unterkiefer oberhalb der rechten Schulter, der rechte Oberarm lag quer über der Halsgegend, durchgezogen durch den seitlich aufgestellten Unterkiefer. Daran anschließend lagen über der Brust die Knochen des linken Ober- und Unterarms, schließlich schon die Beckenschaufeln berührend, die Knochen des rechten Unterarms. Die Brustrippen fehlten völlig. Seitlich neben der linken Hüfte, an die senkrechte Grubenwand angelehnt, der Schild, von dem sich der eiserne Buckel und die eiserne Schildfessel erhalten haben. Da die letztere schief gerichtet war, so zwar daß ein Ende auf der Grabensohle auflag, das andere aber schief in die Höhe ragte, kann es sich nur um einen Rundschild gehandelt haben. Im Raum zwischen den Unterschenkeln lagen Hühnerknochen. Neben der rechten Seite des Schädels ein Knochenkamm, neben dem rechten Oberschenkel eine große Zange, weiter abwärts die übrigen Werkzeuge. Der Amboß stand mit der Schlagfläche nach oben, darüber zwei Hämmer, daneben eine Feile. Neben dem Fuß der Schleifstein, auf dem zwei messerartige Werkzeuge und das Bruchstück einer kleinen Zange lagen. Zwischen Feile und Schleifstein die Bronzemodelle für die Gußformen von zwei Fibeln. In der linken Brustgegend ein Messer, eine Schnalle, eine Pinzette und eine Feilkluppe.

Nat. Mus.
Inv. Nr.

62.793 Eisenmesser mit flacher Griffangel, spitz und breit. L. 25.7, Br. 3.7 (Tafel 5, 14).

62.794 Stark gekrümmtes Eisenmesser mit kurzer kantiger Griffangel und aufwärts gekrümmter Spitze mit Resten der Holzscheide. L. 11, Br. 2 cm (Tafel 5, 17).

62.795 Bruchstücke eines Eisenmessers mit flacher Griffangel und Holzscheidenresten.

62.796 Bronzenieten und organische Reste.

62.797 Eiserner Schildbuckel mit gekehltem Mittelteil, konischem, in einen geschweiften Scheitelknopf ausgehendem Deckel und horizontal flach ausladender Krempe mit Nieten. Dm. 16.5, H. 9 cm. Eiserne Schildfessel mit länglichem Mittelteil mit aufgekanteten Rändern und zwei bandförmigen Endstangen, leicht gekrümmt. L. 44, Br. 4 cm (Tafel 5, 1).

62.798 Amboß aus Eisen, stark zerfressen, spitz pyramidenförmig mit ausladender Arbeitsfläche. H. 12, Br. 6 cm (Tafel 6, 8).

62.799 Leichter Eisenhammer, leicht geschweift, mit einer schmalen und einer kreisrunden Bahn und rechteckigem Stielloch. L. 10, Br. 1.5 cm (Tafel 6, 10).

62.800 Eisenhammer ähnlich dem vorigen aber schwerer, mit Stielloch. L. 13.3, Br. 3.3 cm (Tafel 6, 9).

62.801 Schmiedezange aus Eisen mit flachen Backen, ein Schenkel abgebrochen. L. 33, Br. 5 cm (Tafel 6, 1).

62.802 Bruchstück einer kleinen Schmiedezange aus Eisen mit flachen Backen. L. 8.8 cm (Tafel 6, 7).

62.803 Feilkluppe aus Eisen mit rechteckigem Bronzering und zwischen die Backen gelegtem Bronzestreifen. Eisen- und Holzreste. L. 12 cm. — Eine Bronzeniete (Tafel 6, 3).

62.804 Vierkantige Eisenfeile, stark verrostet, mit Holzresten vom Stiel. Erh. L. 18 cm (Tafel 6, 2).

62.805 Stark verrostete Eisenschnalle 6.5×4.5 cm, ovaler Eisenring oder Riemenschlaufe 4×1.5 cm, Holzrest mit Bronzeniete und Eisenfragmente (Tafel 5, 6).

62.806 Eisenstift, Holzreste und Rostfragmente mit eingeschlossenem viereckigen Metallplättchen mit kleinen Bronzenieten (Tafel 5, 7).

62.807 Eisengerät in Form eines modernen Vorhängeschlosses mit Hufeisenbügel und zylindrischem Schloßkörper, Eisenstifte, Nagelkopf und Holzreste. L. 8.8 cm (Taf. 5, 5) [10a]).

62.808 Verrosteter Eisenstift, L. 10.5 cm. (Tafel 6, 5).

62.809 Bronzepinzette mit breiten Backen mit Rest eines flachen Eisengegenstandes auf dem sie lag und in dessen Rostschichte sie abgedrückt erscheint. L. 7.6, Br. 1.6 cm, (Tafel 6/4).

62.810 Bronzemodell einer Fünfknopffibel mit grimmigem Tierkopffuß, Kopf- und Fußplatte mit Kerbschnittverzierung, Stützen für Spirale und Nadelhalter. Im Rohzustand. L. 6.5, Br. 3.2 cm (Tafel 5, 15).

62.811 Bronzemodell einer S-Fibel. Die Stützen sind ausgefeilt. 2.5×1.6 cm. (Tafel 5, 16).

62.812 Vierkantiger Schleifstein aus gelbem feinkörnigem Sandstein, in der Mitte allseitig stark abgenützt. L. 14.5, Br. 2.6 cm (Tafel 6, 6).

62.813 Zwei Scherben aus braunem Ton.

62.814 Zwei Absplitße aus rotbraunem Hornstein (Tafel 5, 2, 3).

62.815 Rundliches, dunkelgraues Geröll, vielleicht Glättstein.

62.816 Dreilagenkamm aus Knochen mit Nieten und eingravierten Linien. Gut erhalten (Tafel 5, 18).

62.817 Hühnerknochen [11]).

Grab 7.

Gehoben von Beninger am 21. März 1933. Kind. Länge 98, Breite 50, Tiefe 80 cm. Gestreckte West-Ostlage. Sehr stark gestört: rechter Arm und linkes Bein fehlen. Neben dem linken Unterarm eine Fibel, links des in seiner Lage gestörten Schädels Tonscherben. Auf dem Becken ein Knochenkamm.

62.818 Bruchstück vom knöchernen Rückenschild einer tertiären Schildkröte.

62.819 Drei Scherben aus grauem derbem Ton.

62.820 Bügel einer kaiserzeitlichen Scharnierfibel aus Bronze des 2. Jahrhunderts mit Hülse für die Nadel und weit vorspringender rechteckiger Bügelplatte mit Blutemaileinlage. L. 6.5, Br. 1.8 cm (Tafel 4, 11).

62.821 Bruchstücke einer Stangenkette aus Eisen (Tafel 4, 8).

Grab 8.

Gehoben von Beninger am 22. März 1933. Länge der Grube 183, Tiefe 80 cm. West-Ostlage. Oberkörper sehr stark gestört, Schädel fehlt, die Armknochen z. T. über dem Niveau der Grabsohle. Nur die Beine in normaler Lage. Auf dem gleichfalls verschobenen Becken zwei kleine Eisenschnallen.

62.822 Zwei Eisenschnallen, oval, 3×1.9 und 3.5×2.2 cm (Tafel 4, 12,13).

Nachwort.

Die Goldbrakteaten des Grabes 4 und das Goldschmiedgrab Nr. 6 hat E. Beninger in seinem eingangs schon erwähnten Buch „Germanenzeit in Niederösterreich" 1934 eingehend besprochen, wobei er insbesondere auf die Bedeutung der in letzterem zu Tage gekommenen Fibelmodelle für die Technologie des damaligen Bronzegusses hinwies. Keramik, Schmuck und Waffen (Langschwert, Lanze und Schild) der Nekropole sind in seiner Arbeit „Die Langobarden an der March und Donau" [12]) ausführlich behandelt worden. Die allgemein chronologische und kulturelle Stellung der Poysdorfer Gräbergruppe ist jüngst auch von J. Werner in größerem Zusammenhang behandelt worden [13]).

Die Hirschgeweihkrone aus Grab 3 habe ich bereits anläßlich ihrer Veröffentlichung (s. Anm. 4) als den Aufsatz einer Standarte gedeutet. K. Hauck hat sich im Jahre darauf eingehend mit ihr und mit anderen völkerwanderungszeitlichen Standarten beschäftigt und meiner Deutung zugestimmt [14]). Wir haben es somit bei diesem Grab nicht um einen einfachen „Krieger", sondern offenbar mit dem Anführer einer Truppenabteilung oder des Aufgebotes eines Gaues des Langobardenreiches zu tun. Die Tatsache, daß ihm sein Würde- oder Amtszeichen ins Grab mitgegeben wurde, hebt ihn aus der Menge der sonstigen waffentragenden Männer hervor und scheint für eine bedeutende Persönlichkeit zu sprechen. Die ihm im Friedhof naheliegende „Brakteatendame" war wohl seine Verwandte. Beide Gräber waren beraubt worden, dem Mann dürfte, wie das Fehlen seiner Lendenwirbel und die Lage des Schwertes wahrscheinlich machten, der etwa mit einer wertvollen (Edelmetall-?)Schließe versehene Leibgurt herausgerissen worden sein und auch die Frau könnte ein dem Goldschmuck ihres Halses entsprechendes goldenes Fibelpaar getragen haben. Jedenfalls waren die beiden hier Bestatteten Angehörige einer sozial hochstehenden Sippe. Vielleicht gehörte auch der Goldschmied dazu [15]). Solche Schmiede erfreuten sich jedenfalls innerhalb der völkerwanderungszeitlichen Gesellschaft stets eines besonderen Ansehens.

Die kleine langobardische Nekropole von Poysdorf mit ihren 8 Gräbern ist wohl einer jener typischen „Gutshof-Friedhöfe", wie sie I. Bóna jüngst aus Pannonien beschrieb [16]). Sie scheint die Grabstätte einer bedeutenden, wenn auch kleinen Sippe gewesen zu sein, deren Hof wohl irgendwo in der Nähe, im Raume des heutigen Poysdorf oder Klein-Hadersdorf gelegen war.

Anmerkungen.

[1]) FÖ I, S. 179 und 236. — Ob E. Beninger seine Feststellung, der Friedhof sei hiemit erschöpft, auf Suchgrabenuntersuchung der Umgebung der Gräber basierte, ist aus seinen hinterlassenen Aufschreibungen nicht zu entnehmen.

[2]) Germanenzeit S. 108—112.

[3]) Anmerkung im Inventarbuch der Präh. Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien, das unter den (gestrichenen) Nummern 62.782—62.792 die Beschreibung der einzelnen betreffenden Fundstücke verzeichnet. — Die Bemerkung FÖ., II., S. 81 bzw. 149, das betreffende Grabinventar sei vom Mistelbacher Museum mit anderen Fundbeständen von K. Heinrich käuflich erworben worden, ist irrig, ebenso der Vermerk auf den Mistelbacher Karteikarten: „Sammlung Heinrich". Der Irrtum ist darauf zurückzuführen, daß K. Heinrich 1935 das vom

Museum erkaufte Material seiner Sammlung von Poysdorf und gleichzeitig in Beningers Auftrag das Inventar des Langobardengrabes Nr. 5 von Wien nach Mistelbach brachte.

[4]) FÖ II. 1937 S. 152. — H. Mitscha-Märheim, Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden und Slawen im österr. Donauraum, Festschrift für Rudolf Egger II., 1953 S. 356 ff., hier mit falscher (= verdruckter) Parzellennummer. Die von mir hier und anderwärts geäußerte Annahme, die beiden Fundgegenstände seien am Kopfende von Grab 3 gefunden worden, ist unrichtig. Sie lagen vielmehr an dessen Fuß-Ende!

[5]) Später mußte E. Beninger noch an Hand weiterer Tatsachen feststellen, daß die Angaben Heinrichs nicht immer ganz den Gegebenheiten entsprachen.

[6]) E. Beninger, Die Leichenzerstückelung als vor- und frühgeschichtliche Bestattungssitte, Anthropos, 26., 1931, S. 769—781.

[7]) Noch 1953 (Egger-Festschrift) hatte ich diese Sitte z. T. für möglich gehalten. Erweiterte Kenntnis (insbesondere auch des reichen ungarischen Fundmateriales des 6. Jahrhunderts) haben mich eines Besseren belehrt .

[8]) Auf einem vom 17. 4. 1936 datierten Zettel im Fundakt bemerkt E. Beninger, daß die Untersuchung der Holzreste von der Schwertscheide und des Schildes durch Dr. Elise Hofmann ergeben habe, daß die Scheide aus einem anhand der Reste nicht mehr identifizierbaren Laubholz, der Schild aus Rotbuchenholz bestand.

[9]) Dr. Otto Koller, damals Kustos an der zoologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, stellte E. Beninger 1937 folgendes Gutachten über die Hirschkrone zur Verfügung:

„Im Besitz des Museums Mistelbach befindet sich die Krone eines sehr starken Hirsches, die bei Poysdorf aus einem Langobardengrab geborgenen wurde. Sie zeigt an einem kurzen Stangengabelstück gut entwickelte fünf (?) Enden. Wenn wir Symmetrie und Vollendigkeit beider Stangen annehmen, würde es sich hier um einen Hirsch von 16 Enden gehandelt haben, dessen Stangen eine erhebliche Mächtigkeit besaßen. Weist doch das Stangenstück dicht unter der Krone einen Umfang von 150 mm auf sodaß wir berechtigterweise an den Rosen dieser Stangen einen Umfang von 170—180 mm annehmen dürfen.

Die Krone ist ihrem Typus nach als eine nicht ganz reine Becherkrone anzusprechen, deren Enden stark und gut entwickelt erscheinen. Zwei von ihnen gabeln sich erst oberhalb des Bechergrundes. Ein solcher Hirsch in freier Wildbahn erlegt, ist unbedingt als hochkapital anzusprechen, wie wir ihn nur selten aus den gehegten Revieren der Donauauen kennen. Er dürfte auch damals schon von seinem Erleger als etwas besonderes betrachtet worden sein, da man die Krone zu einem Gerät von vielleicht kultischer Bedeutung verarbeitete ...

Es spricht dieser Fund wieder für die aus den Versuchen Franz Vogts gewonnenen Schlußfolgerungen, daß das Rotwild der freien Wildbahn in früheren Zeiten im Durchschnitt weitaus stärker war, wie heute, und daß die durch die Bodenbewirtschaftung herbeigeführten Veränderungen des hiesigen Lebensraumes ein Verkümmern unserer Wildart bewirkt hat".

[10]) E. Beninger hat am 9. 3. 1933 die einzelne Öse des dritten (fehlenden) Brakteaten beim Punzierungsamt in Wien mittels „Strichprobe" untersuchen lassen. Das Ergebnis besagt: „ca. 68—69% Gold und ca. 28—30% Silber". E. Beninger hat angenommen, daß diese Gold-Silberlegierung der Öse auch für die Brakteaten selbst Geltung habe. Auch das kubotetraedrische „Gewicht" wurde ebendort untersucht und ergab: „Weißbronze: Kupfer, Zinn, Blei mit Spuren von Fe".

[10a]) Es fällt auf, daß E. Beninger, der das Fundmaterial des Goldschmiedegrabes wiederholt (Germanenzeit in NÖ., S. 110—112, Die Langobarden an der March und Donau, S. 842 mit Lageskizze Abb. 179) eingehend besprochen hat, an keiner Stelle dieses „Schlosses" Erwähnung macht. Auch in seinen Aufzeichnungen über die Grabung selbst findet sich kein Hinweis darauf. Es erhebt sich die Frage, ob das von K. Krenn im Inventarbuch beschriebene Stück wirklich zum betreffenden Fundbestand gehört.

[11]) O. F. Gandert, Berlin, der die Hühnerknochen des Grabes 1952 untersuchte, teilte mir mit Schreiben vom 23. 2. 1966 mit, daß die von E. Beninger 1940 (siehe Anm. 12) Tafel 359

wiedergegebene Rekonstruktion des Hühnerskelettes falsch dargestellt ist. Es seien zudem auch noch geringe Reste eines zweiten Huhnes vorhanden. O. F. Gandert will sich an anderer Stelle eingehend darüber äußern.

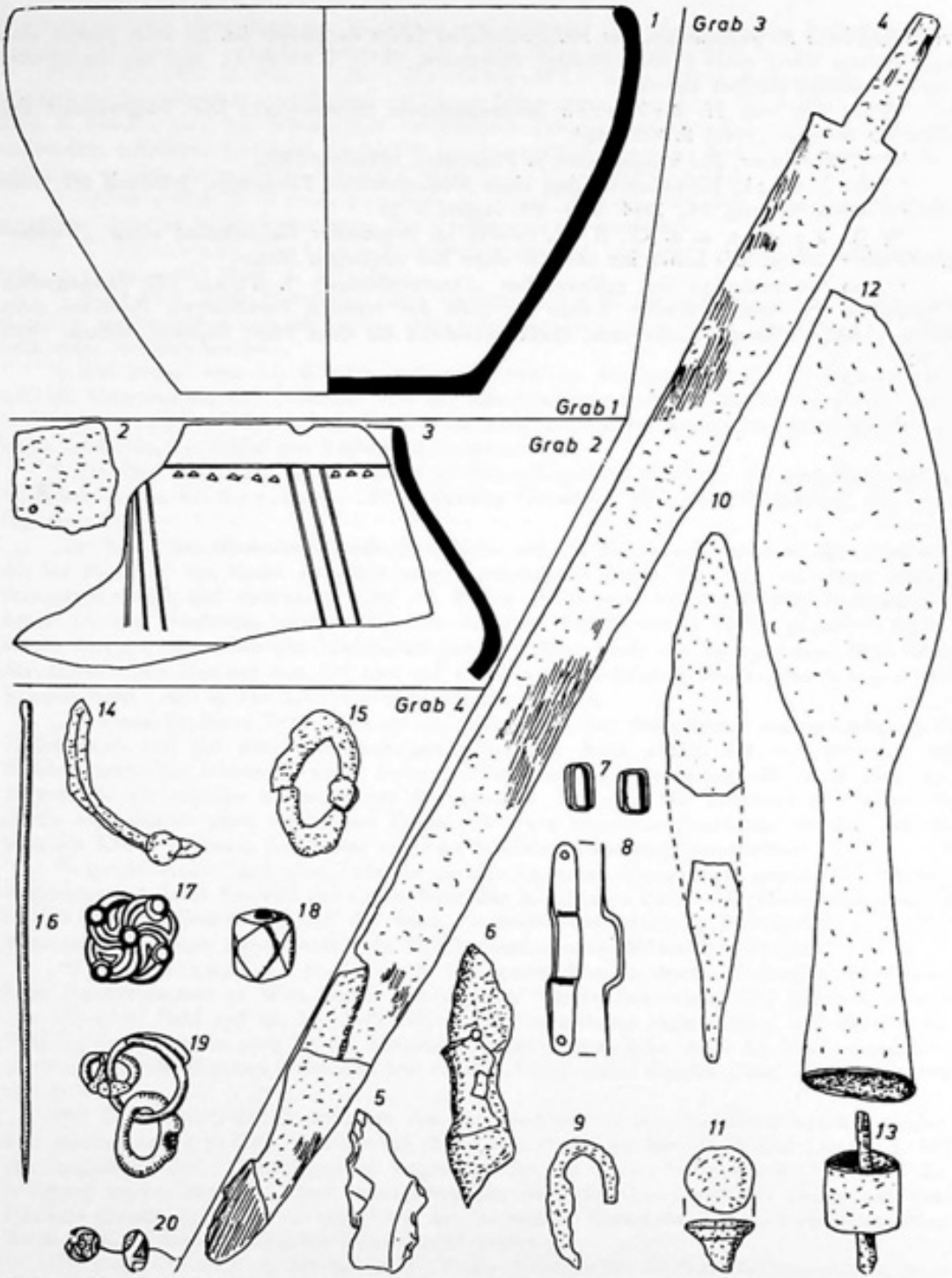
[12]) In dem von H. Reinerth herausgegebenen Sammelwerk: Die Vorgeschichte der deutschen Stämme (1940) S. 827—864.

[13]) J. Werner, Die Langobarden in Pannonien, München 1962.

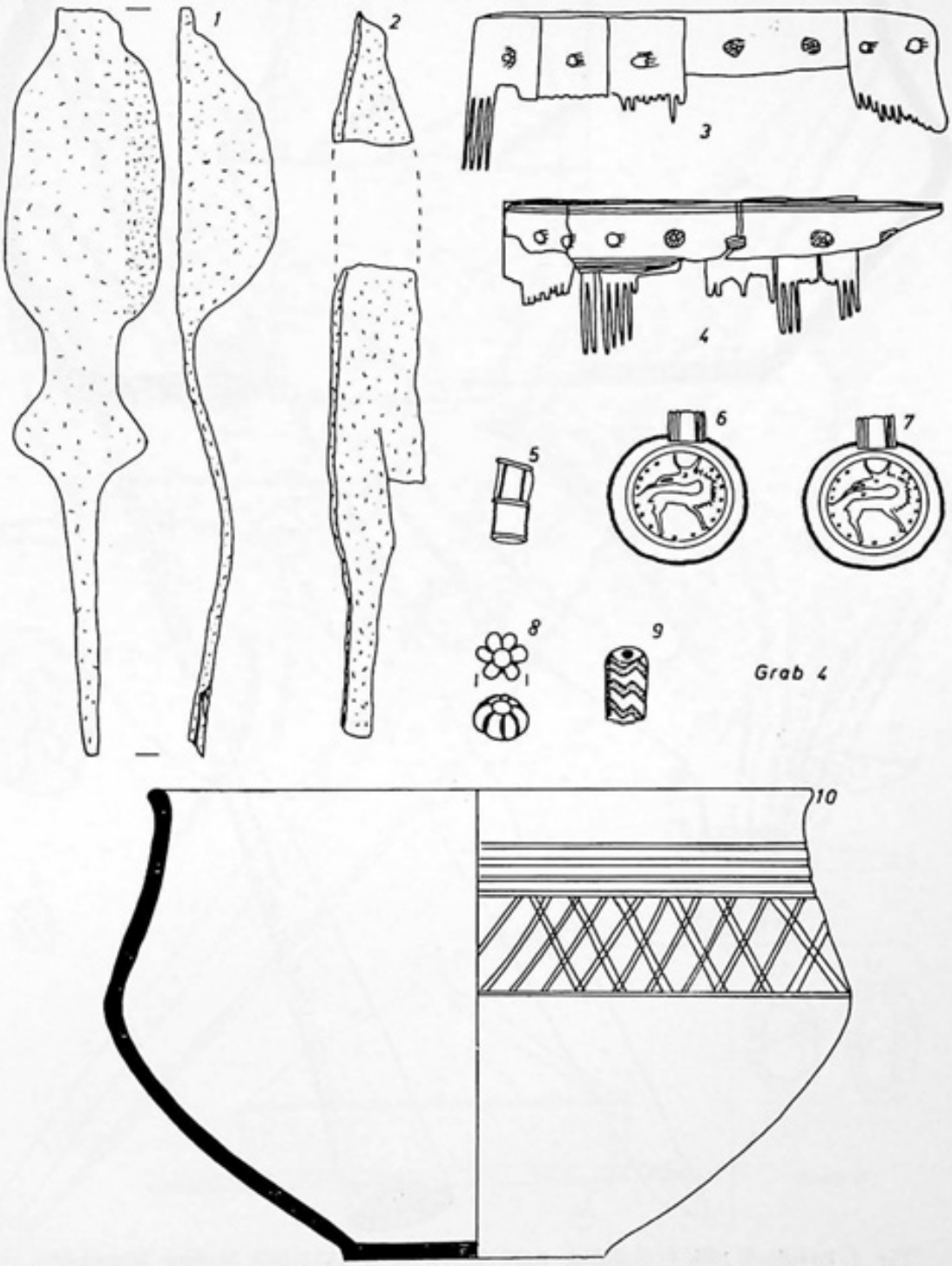
[14]) K. Hauck, Herrschaftszeichen eines Wodanistischen Königtums, Jahrbuch für fränkische Landesforschung, 14., 1954, S. 9—65, insbes. S. 30.

[15]) J. Werner, a. a. O., S. 65, möchte im Poysdorfer Goldschmied einen „Wanderhandwerker" sehen. Wir halten ihn eher für einen hier ansässigen Mann.

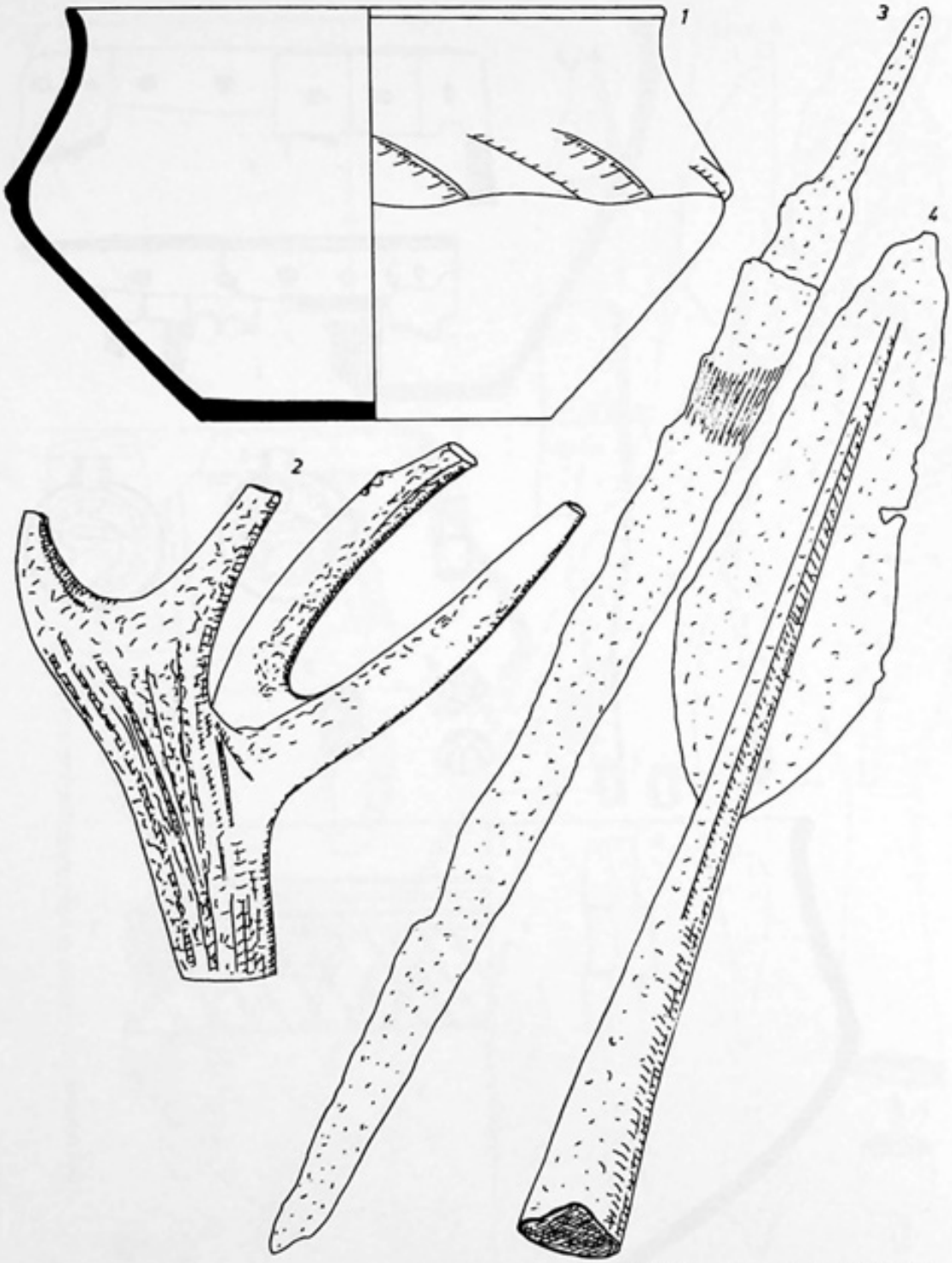
[16]) Im Gegensatz zu den gräberreichen „Ortsfriedhöfen": J. Bóna, Die pannonischen Grundlagen der langobardischen Kultur im Licht der neuesten Forschungen, Problemi della civiltà e dell' economia Longobarda, Gedächtnisschrift für Gian Piero Bognetti, Milano 1964, S. 91.



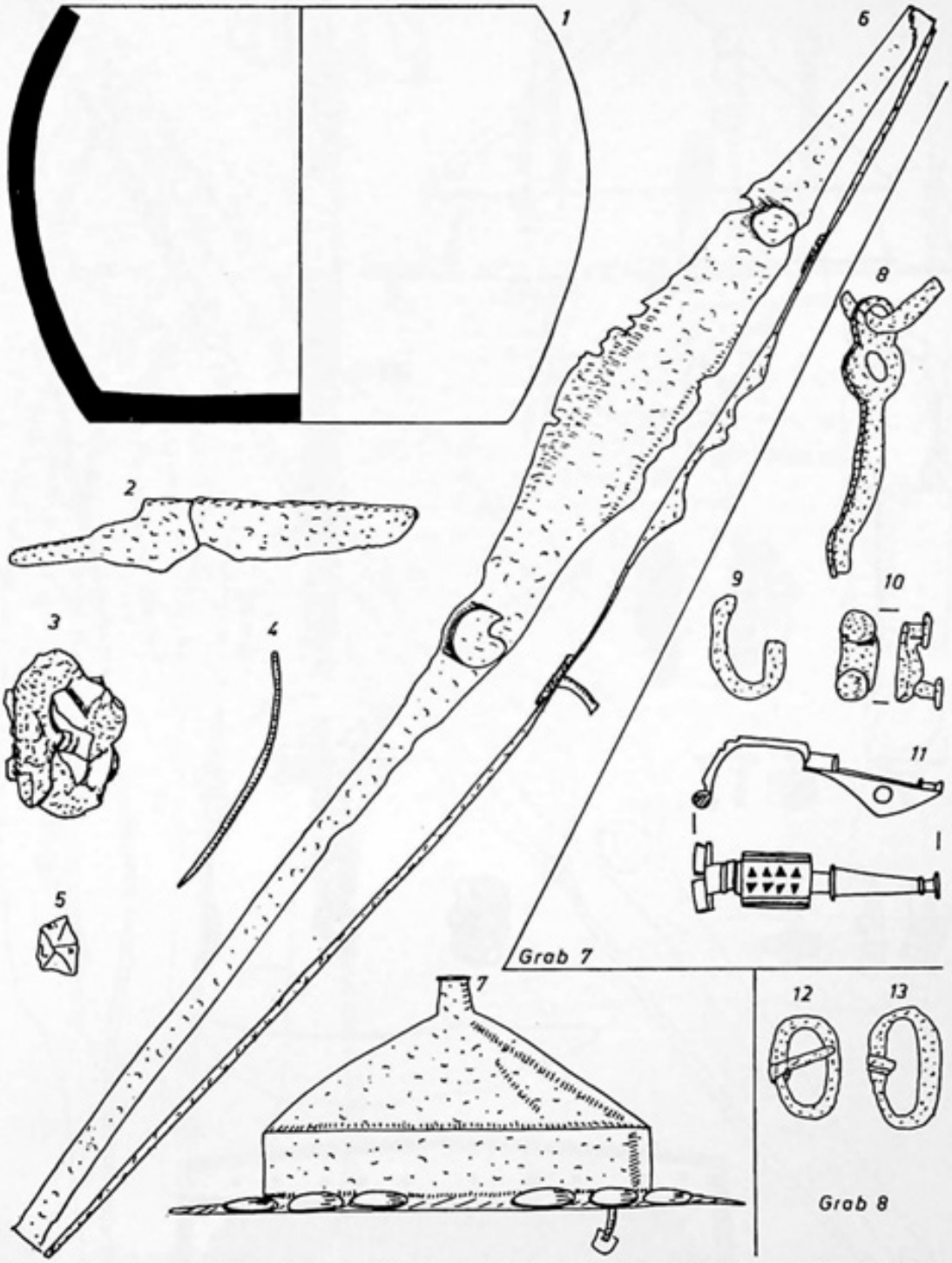
Taf. 1. Poysdorf, NÖ. 1: 62.755; 2: 62.757; 3: 62.756; 4: 62.759; 5: 62.767; 6: 62.760; 7: 62.760; 8: 62.760; 9: 62.764; 10: 62.763; 11: 62.765; 12: 62.761; 13: 62.761; 14: 62.772; 15: 62.773; 16: 62.769; 17: 62.779; 18: 62.778; 19: 62.770; 20: 62.775.



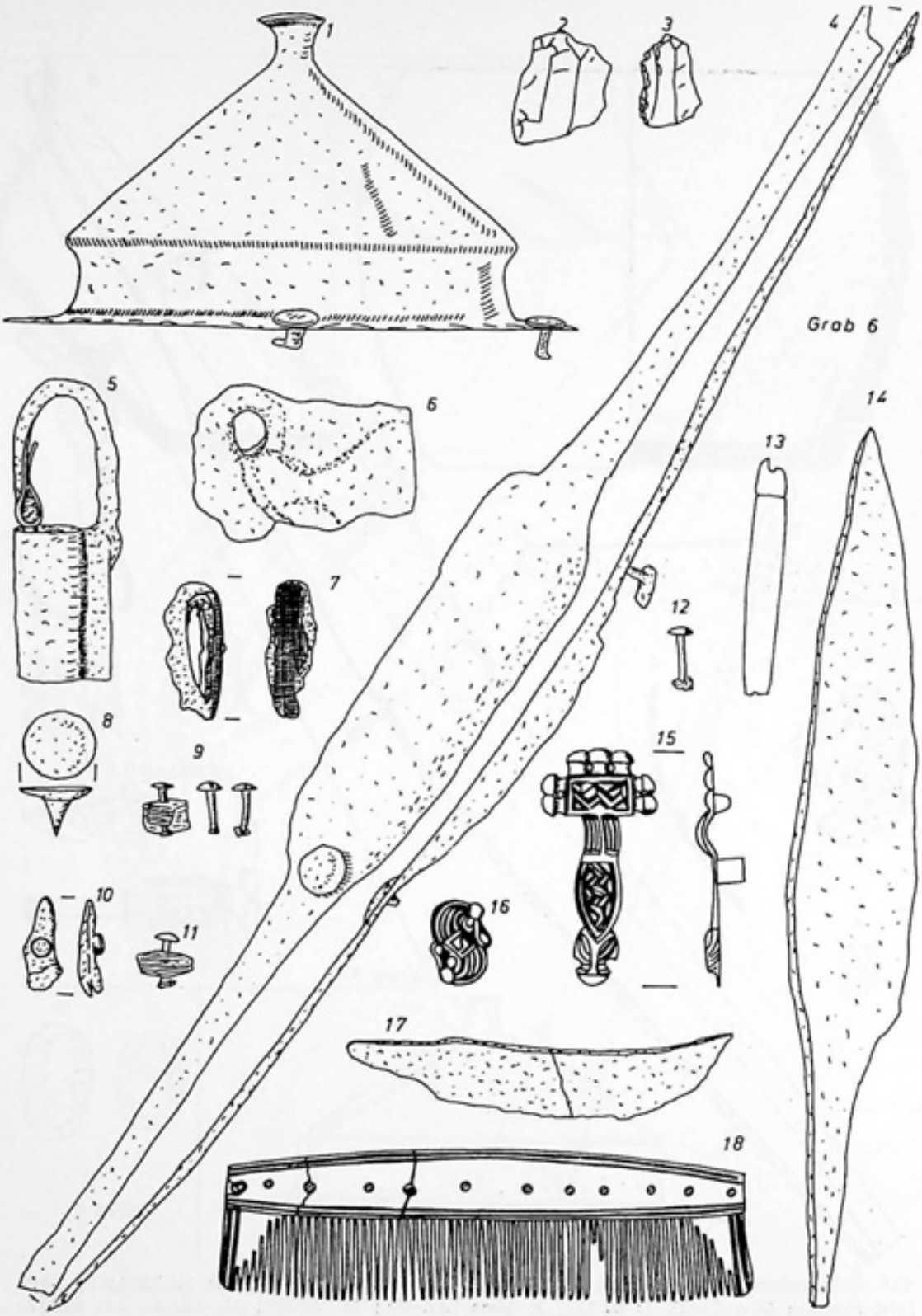
Taf. 2. Poysdorf, NÖ. 1: 62.762; 2: 62.771; 3: 62.777; 4: 62.777; 5: 62.780; 6: 62.781; 7: 211.916; 8: 62.776; 9: 62.774; 10: 62.768.



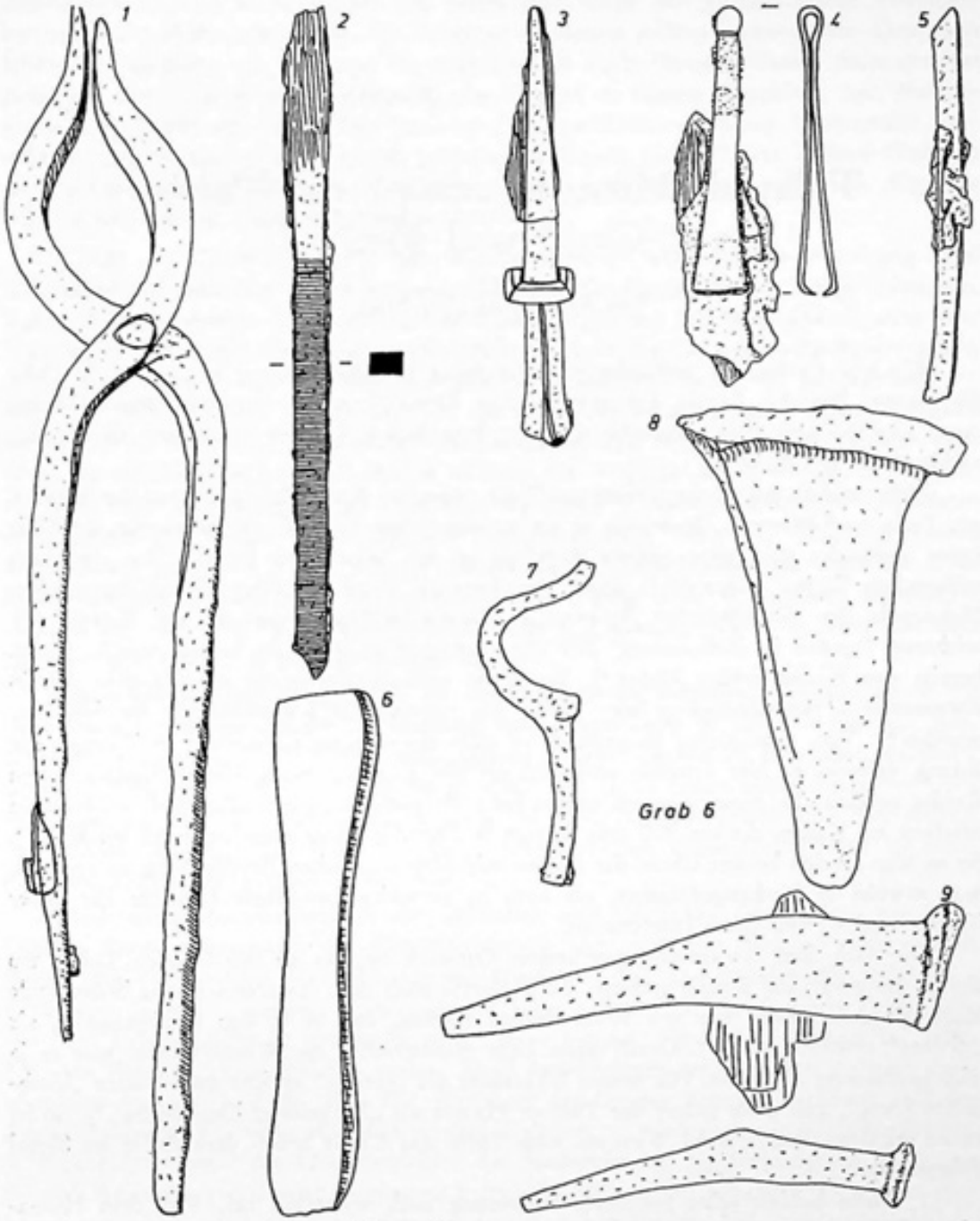
Taf. 3. Poysdorf, NÖ. 1: 2.372; 2: 2.373; 3: 1.845; 4: 1.852 (alle Museum Mistelbach).



Taf. 4. Poysdorf, NÖ. 1: 1.853; 2: 1.846; 3: 1.848; 4: 1.856; 5: 1.854; 6: 1.851; 7: 1.849 (alle Museum Mistelbach). 8: 62.821; 9: ohne Inv.-Nr.; 10: 62.821; 11. 62.820; 12: 62.822; 13: 62.822.



Taf. 5. Poysdorf, NÖ. 1: 62.797; 2: 62.814; 3: 62.814; 4: 62.797; 5: 62.807; 6: 62.805; 7: 62.806; 8: 62.807; 9: 62.796; 10: 62.805; 11: 62.805; 12: 62.803; 13: 62.803; 14: 62.793; 15: 62.810; 16: 62.811; 17: 62.794; 18: 62.816.



Taf. 6. Poysdorf, NÖ. 1: 62.801; 2: 62.804; 3: 62.803; 4: 62.809; 5: 62.808; 6: 62.812; 7: 62.802; 8: 62.798; 9: 62.800; 10: 62.799.

Tulln als Missionszentrum für Mähren vor Cyrill und Method?

Von Franz Zagiba, Wien.

Wie uns die neueste archäologische Forschung berichtet, lebten im 7. und 8. Jhdt. die Slawen mit den Resten der germanischen Bevölkerung im österreichischen Donauraum in friedlicher Gemeinschaft; auch die historischen Quellen bestätigen dieses gutnachbarliche Verhältnis [1]).

Nicht anders war es im Gebiet um Tulln, wie dies die Gräberfunde aus der Gegend um Tulln nachweisen [2]). So wurde in der nordöstlichen Ecke Niederösterreichs ein Bleikreuz gefunden, das seine nächste Parallele in den mährischen Funden hat und dem mährischen Typus entspricht [3]). Auch die Keramik dieses Gebietes gleicht der großen Nekropole des südmährischen Raumes [4]). Mitscha-Märheim vermutet auf Grund von reicheren Funden in Zellerndorf, daß die Slawen dort etwa zu Beginn des 9. Jhdts. bereits eine Kirche erbaut hätten [5]). Besonders wichtige Ergebnisse erhofft man sich in Zwentendorf, donauaufwärts von Tulln, wo planmäßige Ausgrabungen durchgeführt wurden [6]). Von ebensolcher Bedeutung ist auch die Ausgrabungsarbeit in Thunau am Kamp, obwohl es hier fraglich erscheint, ob das Kamptal noch zum Großmährischen Reiche gehörte. In dieser Gegend lebten freie slawische Großgrundbesitzer, so etwa in Stiefern am Kamp, die um 900 dem Bistum in Freising Güter zum Geschenk machten [7]). So ist also an den beiden Ufern der Donau mit einer slawischen Bevölkerung zu rechnen, was sowohl in kirchenpolitischer, als auch in verwaltungsmäßiger Hinsicht für unser Thema von wesentlichem Interesse ist.

Die nach dem Awarensieg gegründete Ostmark begann an der Großen Tulln, wo sie an das awarische Reiche grenzte. Tulln dürfte nach dem Awarensieg eine bedeutende Rolle gespielt haben, was wir schon daraus ersehen, daß es in den Reichsannalen als „civitas" erwähnt wird [8]). Durch seine Lage nordwestlich des Wienerwaldes war es ja viel geschützter als Wien. Für seinen Charakter als „civitas" spricht auch Tullns „kirchlicher Rang", galt doch später der Tullner Pfarrer als „Erzpriester Österreichs" [9]). So ist es zu erklären, daß sowohl Wien als auch Tulln das Kreuz neben dem Adler im Siegel führten [10]).

1. Tulln behielt seine politische Bedeutung auch weiterhin bei. Von dem Humanisten Kaspar Bruschius als die „älteste Stadt Österreichs" [11]) bezeichnet, spielte Tulln zweimal in Bezug auf die großmährische Geschichte eine wichtige Rolle. Die Politik Rastislavs führte dazu, daß Ludwig der Deutsche die Spannungen durch kriegerische

Auseinandersetzung lösen wollte. Im Jahre 864 hatte der großmährische Herrscher byzantinische Hilfe bekommen; die Bulgaren wiederum sollten Ludwig dem Deutschen helfen und Mähren von Südosten her angreifen. In Tulln übergab Bischof Salomon von Konstanz dem Kaiser die Zustimmung des Papstes zu seinem Entschluß, mit Waffengewalt gegen Mähren vorzugehen [12]), — aber es kam nicht zum Krieg. Eine zweite Versöhnung der Gegner erfolgte, als 20 Jahre später Kaiser Karl III. am Tullner Fluß mit dem großmährischen Herrscher Svatopluk zusammenkam [13]) und nach dem Sieg der Mährer mit ihm im Jahre 884 Frieden schloß.

2. Für die Christianisierung der Mährer sieht die gegenwärtige Forschung zwei Möglichkeiten: entweder waren es irische Mönche, die das mährische Gebiet bekehrten, wofür die in so großer Zahl vorhandenen Kirchentypen den Nachweis liefern, oder aber Mähren wurde durch die karolingische Missionsarbeit der bairischen Bistümer erfaßt, d. h. die Christianisierung Mährens wurde vom Bistum Passau aus durchgeführt [14]). Nach der ersten Version (J. Cibulka) soll die irische Missionstätigkeit in Mähren geblüht haben. Dieser Annahme wird jedoch entgegensetzt, daß sich das irische Missionswerk schon im Abflauen befand, als sich in Mähren die Anfänge des Christentums zeigten. Das soll aber nicht besagen, daß nicht einzelne irische Missionare doch noch in Mähren tätig waren. Auf solche Art ist auch die Entstehung und Weihe der Kirche in Neutra zu erklären. Hier kam es erst spät zur Kirchenweihe, obschon das Volk sicherlich schon früher bekehrt worden war, da inzwischen die Würde eines Abtbischofs abgeschafft worden war. Erst der Salzburger Erzbischof, der in Pannonien visitierte, kam 828 nach Neutra, um dort die Kirche zu weihen [15]).

Auf irische Missionstätigkeit ist die Christianisierung Kärntens zurückzuführen [16]); doch können wir eine irische Vermittlung des Christentums in Mähren nur mit Einschränkung annehmen, da ja das großangelegte Missionswerk der bairischen Bistümer nach den Besprechungen an der Donau im Jahre 796 — an denen neben Erzbischof Arn von Salzburg und dem Patriarchen Paulinus II. von Aquileja gewiß auch der Bischof von Passau teilgenommen hatte, — der irischen Mission kaum Gelegenheit zu einer größeren Entfaltung gegeben haben wird [17]).

Nach dieser Zusammenkunft der weltlichen und geistlichen Obrigkeiten bei Linz/Donau, deren Gegenstand die Christianisierung der eroberten Gebiete war, erhielt Passau das Gebiet vom Hausruck bis zur Großen Tulln. Der Bereich der Salzburger Erzdiözese hingegen umfaßte Pannonien: er begann schon an der Großen Tulln, „die ihn (den Diözesanbereich) von jenem von Passau trennte" [18]). Da die Mährer im Jahre 822 den Franken „zinspflichtig" waren, kann angenommen werden, daß sie auch christianisiert wurden [19]). Zum Jahre 831 wird nach der Lorcher Legende berichtet, daß der Passauer Bischof Reginhar alle Mährer getauft hätte; er wird auch als Bischof genannt. J. Zibermayr nimmt die Quellenanalyse die Nachricht als glaubwürdig an, nach der Bischof Reginhar von Passau begonnen hatte, die Mährer zu bekehren [20]). Es ist aber kaum vorstellbar, daß die Besprechungen an der nahen Grenze 796 stattfanden und in ihrer Folge das rechtsseitige Gebiet an der Donau auch christianisiert wurde, daß aber die slawische Bevölkerung auf der mährischen Seite erst 30 Jahre später mit dem

Christentum in Berührung kam. Das war ja schon die Zeit, als der Staat der Mojmiriden entstand, an dessen christlichem Charakter nicht zu zweifeln ist. Pribina selbst war zwar noch Heide, seine Untertanen jedoch lebten schon nach christlichen Grundsätzen. Wir möchten die Nachricht deshalb so deuten, daß der Passauer Bischof Reginhar selbst in das Land kam, wo seine Missionare wirkten und das Volk bekehrten. Um das Werk zu krönen, visitierte er das Land und spendete dort den Kirchen die Weihe. Auch die neuesten Ausgrabungsergebnisse ordnen die Entstehung der Kirchen in Südmähren schon der ersten Hälfte des 9. Jhdts. zu, also noch der Zeit vor der Ankunft der Slawenlehrer Konstantin und Method [21]).

Die Weihe der südmährischen Kirchen, die in ähnlicher Weise wie die Weihe 828 in Neutra erfolgte, konnte nicht von dem im Lande weilenden Hilfs- bzw. Missionsbischof vorgenommen werden, da er dazu keine Vollmachten besaß [22]). Deshalb mußte der Ordinarius der Diözese, der für das Missionswerk verantwortlich war, die Weihe vornehmen; in Neutra war es der Salzburger, in Mähren der Passauer Ordinarius loci.

Es ist nun die Frage, wer diese Vorarbeiten in Mähren geleistet hatte, bzw. von wo aus sie geleitet wurden. Hier bietet sich uns Tulln als Ausgangsbasis (Zentrum) an, wenn wir diesen Ort nicht als Sitz des Missions- bzw. Chorbischofs ansehen wollen. Sicherlich dürfte in Mähren ein Hilfsbischof ohne festen Sitz gewirkt haben, der von einem Zentrum aus, an dem sich auch eine Schule für die Heranbildung der Kleriker befand, das Missionswerk leitete und die einzelnen Seelsorgestationen regelmäßig besuchte. Solche Zentren für die Mission finden wir in der Conversio für Kärnten in Maria Saal, für Pannonien in Mosapurc (Zalavár) belegt [23]). Das Amt eines Missionsbischofs ist nach Ansicht von R. Bauerreiss eine bairische Einrichtung [24]). Hatte der Chorbischof auch keinen festen Sitz, so besaß er doch eine Kollegiatkirche, mit der eine Schule verbunden war. Was sich für Kärnten und Pannonien belegen läßt, ist auch für Mähren anzunehmen. Da wir in Mähren selbst für solch ein Zentrum keine Anhaltspunkte finden, vermuten wir es in Tulln, für das nicht nur die geographische Lage, sondern auch der Umstand spricht, daß der Tullner Pfarrer „Erzpriester von Österreich" war, was darauf hindeutet, daß Tulln einst ein wichtiges kirchenpolitisches Zentrum war, wenn wir es nicht als Sitz des Chorbischofs (wie Maria Saal) oder Archipresbyters (wie Mosapurc) bezeichnen wollen.

Im Jahre 1014 schenkte Kaiser Heinrich II. in Tulln „einen Platz außerhalb des Ortes" zum Bau einer Stephanskirche. „Es ist nicht anzunehmen", schreibt J. Zibermayr, „daß hier am Sitz des späteren Erzpriesters von Österreich und Weihbischofs erst damals ein Pfarrgotteshaus geschaffen wurde; es werden vielmehr schon vorhandene Pfarrrechte dorthin übertragen worden sein".

Die Quellen berichten uns auch von einem Anwachsen des Grundbesitzes des Passauer Chorbischofs in Niederösterreich in den dreißiger Jahren des 9. Jhdts. Doch finden wir auch in diesem Fall den Sitz des Passauer Chorbischofs nicht ausdrücklich erwähnt [25]).

3. In einer Passauer Urkunde wird uns berichtet, daß „Madalwinus chorepiscopus" im September des Jahres 903 seine Pretiosen und 56 Codices seinem Oberhirten übergab,

die er vor dem Einfall der Magyaren in Sicherheit gebracht hat [26]). Von diesem Missionsbischof ist uns auch bekannt, daß er Besitzungen in Niederösterreich besaß („pluribus bonis in Oriente", sowie „ultra montem Comage"). Auch hier erhebt sich die Frage, wo dieser Missionsbischof residierte. M. E. war es eben Tulln, das ja vor dem mons Comage, dem Wienerwald lag, wo ja auch später der Pfarrer als Erzpriester Österreichs galt. Daher ist es eindeutig erwiesen, daß Tulln schon von altersher ein wichtiges kirchenpolitisches Zentrum war, an dem im Sinne der karolingischen Anordnungen eine Schule für den Klerikernachwuchs bestand, der ein sapiens doctor vorstand [27]).

Im cap. 15 der Vita Constantini wird berichtet, daß die Brüder nach vierzigmonatigem Aufenthalt in Mähren nach Rom reisten, um dort ihre Schüler weihen zu lassen. Beim pannonischen Fürsten Kocel in Mosapurc machten sie Rast, und dieser gab ihnen noch weitere Theologen mit, damit auch diese in Rom geweiht würden. Im cap. 17 der Vita wird noch erwähnt, daß der Papst den Bischöfen Formosus und Gondrichus anordnete, die Schüler der Brüder zu weihen [28]). Aus beiden Stellen geht klar hervor, daß sich schon vor der Ankunft der Brüder in Mähren Theologen in Mähren befanden, die aber mangels eines Bischofs nicht geweiht werden konnten. Dieselbe Situation fanden die Brüder bei Aufnahme ihrer Lehrtätigkeit nicht nur in Mähren, sondern auch in Pannonien vor.

Analog zu den Verhältnissen und Missionsbräuchen in Kärnten und Pannonien kann geschlossen werden, daß die ersten Schüler in Mähren ihre lateinische Ausbildung an einer Pfarrschule von bairischen Priestern erhielten, da dieser Bildungsgang von den karolingischen Anordnungen zwingend vorgeschrieben waren. Diese Pfarrschule für Niederösterreich und Mähren befand sich m. E. in der vorcyrillomethodianischen Zeit in Tulln, dem Missionszentrum des Passauer Chorbischofs, da die 56 Codices Madalwins ihrem Inhalt nach liturgische Bücher und Lehrbücher der septem artes waren. Es handelt sich hier also um eine Parallele zu Maria Saal in Kärnten und Mosapurc-Zalavár in Pannonien [29]).

Die Brüder mußten sich nach ihrer Ankunft in Mähren und Pannonien nur noch um die weitere Ausbildung der durch die bairische Mission vorbereiteten Schüler sorgen, bis diese zur Weihe zugelassen werden konnten. Dieser Anlaß dürfte überhaupt einer der Ursachen gewesen sein, warum sich die Brüder entschlossen hatten, nach Rom zu reisen. Schon früher hatte sich der großmährische Herrscher einen Bischof und Priester von Rom erbeten, und auch in seiner Botschaft an Kaiser Michael III. von Byzanz wiederholte er sein Ersuchen um einen Bischof. Es kamen aber nur einfache Priester, besser gesagt, nur Konstantin war Priester, Method noch nicht. So war es notwendig, einerseits die Schüler weihen zu lassen, anderseits auch für den Herrscher wichtig, einen Bischof im Lande zu haben. Diese geschah, als Kocel Method nach Rom sandte, wo dieser tatsächlich die Bischofsweihe erhielt und als Ordinarius im Jahre 870 nach Pannonien und Mähren zurückkam. Unter den in Rom geweihten Schülern dürfte auch Gorazd aus dem Waagtal gewesen sein, den Method zu seinem Nachfolger auf den erzbischöflichen Stuhl von Großmähren ausersehen hatte [30]).

J. Stanislav wies nach, daß Gorazd aus der Westslowakei, dem Waagtal stammte

und einer adeligen Familie angehörte, die in diesem Gebiete große Güter besaß [31]). Auch hier zeigt sich eine interessante Parallele zu Pannonien und Kärnten; denn von dort wissen wir, daß die Söhne der Adeligen in der Pfarrschule in den septem artes unterrichtet wurden (Conversio). So dürfte auch Gorazd nach Tulln gekommen sein, um die lateinische Schule zu besuchen, worauf die Legende ausdrücklich hinweist [32]).

Wie schon erwähnt, weist der Inhalt der Bibliothek des Missionsbischofs Madalwin darauf hin, daß sie in Tulln zur Ausbildung des Priesternachwuchses diente. Wenn wir uns vor Augen halten, daß die Bibliothek des Salzburger Erzbischofs Arn 150 Codices umfaßte, müssen wir zugeben, daß die 56 Codices für die Bibliothek eines Missionsbischofs, m. E. in Tulln, eine ganz ansehnliche Zahl darstellt. Wenn wir noch in Betracht ziehen, daß das Zusammentragen einer solchen Bibliothek lange Zeit erforderte, ergibt sich, daß die Schule schon lange vor Madalwin in Tulln bestanden haben muß. Ihr Inhalt zeigt, daß an ihr der ganze damalige Bildungsgang, die septem artes gelehrt wurde. Bekanntlich wurden solche Schulen, in denen auch die Profanwissenschaften unterrichtet wurden, nicht nur von den Theologen, für die die Profanwissenschaften auch Pflichtgegenstand waren, sondern auch von den Söhnen der Adeligen besucht [33]).

Fassen wir also zusammen: Da wir keine direkten, durch schriftliche Quellen belegbaren Angaben für die Christianisierung Mährens besitzen, sind wir auf Rückschlüsse der archäologischen, kirchen- und profangeschichtlichen Forschung angewiesen. Da die Slawensiedlungen an der österreichischen Seite entlang der mährischen Grenze nachweisbar zusammen mit den hier ansässigen Baiern von Passau oder Tulln aus christianisiert wurden, ist anzunehmen, daß dieser Vorgang auch das slawische Gebiet ähnlich wie in Kärnten und Pannonien erfaßt hat. Ob dies durch die irische oder durch die karolingische Mission der Fall war, die sich nach den Besprechungen an der Donau 796 diese Aufgabe stellte, ist noch nicht einwandfrei geklärt; mit Wahrscheinlichkeit kann aber darauf geschlossen werden, daß Mähren seine Missionierung der karolingischen Tätigkeit verdankt, da die Blütezeit der irischen Mission damals schon vorbei war. Demgegenüber ist es eindeutig klar, daß Passau die Bekehrung Mährens nach 796 in sein Programm aufgenommen hatte. Praktisch kommt hier nur Tulln als Missionszentrum für die „partes orientales" und somit auch für Mähren in Frage. Dafür sprechen mehrere Anhaltspunkte, so vor allem die Rolle Tullns in den Beziehungen zwischen dem Karolingerreich und Großmähren. Die missionarische Ausbildung dürfte ebenfalls sowohl für die Ostmark als auch für Mähren die in Tulln etablierte Pfarrschule des Chorepiscopus in Obhut genommen haben. Dorthin möchten wir auch die Bibliothek Madalwins lokalisieren, die gewiß schon früher in Verwendung stand und vor dem Magyareneinfall im Jahre 903 nach Passau gerettet worden war.

Die ersten Schüler, die Konstantin und Method in Mähren vorfanden, waren also an der Tullner Schule ausgebildet worden und wurden nach Beendigung des Studiums von den Brüdern zur Priesterweihe nach Rom geleitet. Dies erklärt auch, daß die mährischen Gebiete von Tulln aus christianisiert und mit Missionaren versorgt wurden. An diese missionarische Tradition knüpfte dann die Lehrtätigkeit Konstantins und Methods an.

Anmerkungen.

[1]) H. Mitscha-Märheim, Völkerwanderungszeitliche Königsgräber östlich Brünn, in: Veröffentlichungen d. Verb. österr. Geschichtsvereine 2, Wien 1952; Ders., Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren. Die Völkerwanderungszeit in Österreich, Wien 1963.

[2]) H. Mitscha-Märheim, Archäologisches und Historisches zur Slavensiedlung in Österreich, in: Acta Congressus Historiae Slavicae Salisburgensis I/2 (Wiesbaden 1966), S. 1—32.

[3]) R. Pittioni, Das Gräberfeld von Bernhardsthal (Verw. Bez. Mistelbach), Niederösterreich, PZ., 26., 1935, S. 165—189, Taf. IV, Abb. 6.

[4]) H. Mitscha-Märheim, Archäologisches.

[5]) Ders., a. a. O.

[6]) Ders., a. a. O.

[7]) Fontes rerum Austriacarum 2, Bd. 31, S. 26 f, Nr. 27.

[8]) A. Kerschbaumer, Geschichte der Stadt Tulln, Krems 1874, S. 192; I. Zibermayr, Noricum, Baiern und Österreich[2], Horn 1956, S. 348 ff.

[9]) I. Zibermayr, a. a. O.

[10]) A. Kerschbaumer, a. a. O.

[11]) C. Bruschius, De Laureaco, Basel 1553, S. 218; I. Zibermayr, S. 295.

[12]) L. E. Havlík, Velká Morava a stredoevropští Slované (Great Moravia and the Slavs of Central Europe), Praha 1964, S. 122; P. Ratkoš, Pramene k dejinám Veľkej Moravy (Quellen zur Geschichte Großmährens), Bratislava 1964.

[13]) L. E. Havlík, a. a. O., S. 254.

[14]) M. Heuwieser, Geschichte des Bistums Passau I, Passau 1939; I. Zibermayr, Noricum und besonders nach 1945 zahlreich erschienene Studien, von denen jedoch keine unser Problem berührt. Wir erwähnen hier: J. Cibulka, Velkomoravský kostel v Modré u Velehradu a začátky křesťanství na Moravě, Praha 1958; Z. R. Dittrich, Christianity in Great Moravia, Groningen 1962; Fr. Graus, K. počátkům křesťanství na Moravě, Čs. Č. H. 7., 1959, S. 478—483; J. Poulík, Staří Moravané budují svůj stát, Gottwaldov 1960; H. Preidel, Die Christianisierung Mährens und Böhmens von Bayern aus, in: Bayerische Frömmigkeit, München 1960, S. 55—58; Vl. Vavřínek, K otázce počátků christianisace Velké Moravy, Listy filologické 7/82, Praha 1959, S. 217—224; ders., Církevní misie v dějinách Velké Moravy, Praha 1963; ders., Předcyrilometodějské misie na Velké Moravě, Slavia, časopis pro slovanskou filologii, 32., 1963, S, 465—480; ders., Die Anfänge des Christentums in Mähren, Sonderdurck aus: Österreich in Geschichte und Literatur 10., 1966, S. 177—180; F. Zagiba, Die bairische Slavenmission und ihre Fortsetzung durch Kyrill und Method, JGOE., NF., 9., 1961, S. 1—56; ders., Die Anfänge der Christianisierung in Mähren und in der Slowakei, Zeitschr. f. Ostforschung 11 (1962), S. 704—712; ders., Zur Geschichte Kyrills und Methods und der bairischen Ostmission, JGOE., NF., 9., 1961, S. 247—276; ders., Die Missionierung der Slaven aus „Welschland" (Patriarchat Aquileja) im 8. und 9. Jhdt., in: Cyrillo-Methodiana, Festschrift der Görresgesellschaft, Köln—Graz 1965, S. 274—311; ders., Die christliche Mission bei den Slaven, in: Großmähren und die christliche Mission bei den Slaven (Katalog der Ausstellung der Tschsl. Ak. d. Wiss. 1966 in Wien), S. 19—28, mit Literaturangaben.

[15]) F. Zagiba, Die bair. Slavenmission, a. a. O.

[16]) F. Zagiba, a. a. O.

[17]) So die Kritiker Cibulkas (siehe V. Vavřínek).

[18]) J. Zibermayr, a. a. O., S. 348 ff.

[19]) J. Zibermayr, a. a. O.

[20]) J. Zibermayr, a. a. O., S. 355—357.

[21]) Siehe die Literatur in Anm. 14.

[22]) W. Plöchl, Geschichte des Kirchenrechts I, Wien—München 1953, S. 302 ff.

[23]) F. Zagiba, Das abendländische Bildungswesen bei den Slaven im 8./9. Jahrhundert, Jahrbuch 1962 für altbayer. Kirchengeschichte, S. 15—44.

[24]) R. Bauerreiss, Kirchengeschichte Bayerns I, München 1958, S. 60 (dortselbst Quellenangaben).

[25]) J. Zibermayr, a. a. O., S. 302 ff.

[26]) J. Becker, Catalogi Bibl. antiqui, Bonnae 1888, S. 61—62.

[27]) F. Zagiba, Das abendländische Bildungswesen, a. a. O.

[28]) Deutsche Übersetzung von J. Bujnoch, Zwischen Rom und Byzanz. Leben und Wirken der Slavenapostel Kyrillos und Methodios etc. Graz—Wien—Köln 1958, S. 70, 71.

[29]) F. Zagiba, Das abendländische Bildungswesen, a. a. O., S. 24 ff.; Ders., Die abendländisch-lateinischen Grundlagen der slavischen literarischen Bildung vor und während der kyrillomethodianischen Zeit, Wiener Slawistisches Jahrbuch, 19, 1963, S. 86—108.

[30]) Vita Methodii, cap. 17 (J. Bujnoch, S. 5—39): „Dieser (scil. Gorazd) ist ein freier Mann unseres Landes; er ist auch gut unterrichtet in den lateinischen Schriften und ist rechtgläubig".

[31]) J. Stanislav, Staré slovenské mená. Gorazd, in: Slovenská reč, XV., S. 205—211.

[32]) F. Zagiba, Das abendländische Bildungswesen, a. a. O. Ders., Die abendländisch-lateinischen Grundlagen, a. a. O.; Ders. Die bairische Slavenmission, a. a. O.

[33]) F. Zagiba, Das abendländische Bildungswesen, a. a. O.

Der Hausstein in Muggendorf, p. B. Wr. Neustadt, NÖ. und seine wehrpolitische Bedeutung

Von Ernst Katzer, Waldegg.

Mit 3 Abbildungen.

1. Geographische Beschreibung.

Im Verlauf der östl. Kalkalpenzone Niederösterreichs erhebt sich nordwestlich von Pernitz, Verwaltungsbezirk Wr. Neustadt, unmittelbar hinter dem Ort Muggendorf eine steile Talstufe, die den Abschluß des Pernitzer Beckens gegen das Hochtal der Mira bildet. Tektonische Vorgänge haben ein späteres Einsinken des Pernitzer Beckens bewirkt, so daß die vom Unterberg kommende Mira hier einen Höhenunterschied von 100 m bis zur Talsohle in 17 kleinen Gefällstufen, den Mirafällen, zu überwinden hat. Nördlich davon bilden die ungefähr in der Länge von 300 m von Westen nach Osten streichenden Hirschwände mit ihren bis zu 50 m abfallenden Steilwänden die Begrenzung des Talbeckens; südlich von den Mirafällen ragt der Bergstock des Haussteins empor, der nach Süden ca. 60 m in einer Felswand abbricht und so ein weithin sichtbares Wahrzeichen dieser Gegend darstellt. Hirschwände, Mirafälle und Hausstein zusammen setzten in früherer Zeit dem Eindringen in das Hochtal ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Es ist daher verständlich, daß der Stein in seiner Bedeutung als Talsperre früh erkannt wurde (Abb. 1—3).

Kommt man von Westen über ausgedehnte Wiesenflächen an den Hausstein heran, sieht man sich beträchtlichen Felsabstürzen gegenüber, die im Norden zur Mira hinab in bewaldete Steilhänge übergehen. An dieser Seite sind künstlich angelegte Böschungen und Erdwälle zu bemerken; an ihnen vorbei gelangt man zu dem in den Fels gehauenen 1 m breiten Aufgang, der von Norden auf das Plateau des Haussteins führt. Die in der Längsachse von Norden nach Süden ca. 15 Grad ansteigende Hochfläche ist durch 3 relativ ebene Flächen unterteilt und mißt in ihrer Längsausdehnung etwa 110 m, die Breite von ca. 10 m beim Aufgang nimmt unregelmäßig bis zur größten Ausdehnung von 71 m im mittleren Planum zu. Die höchste Erhebung über den Steilabfällen bietet gute Sicht ins Pernitzer Becken, nach Osten auf den Kitzberg, Kressenberg und die Mandling, nach Süden auf die Hohe Wand bis zum Gländ, die Dürre Wand sowie auf den Schneeberg. Jenseits der Mira im Norden liegt vor dem Almesbrunnberg die Rotte Kreuth, die den Hausstein etwas überhöht. Die Gesteinsformation wird von Dachsteinkalk gebildet, der



Abb. 1. Muggendorf, p. B. Wr. Neustadt, NÖ. Der Hausstein von O.
Photo: K. Schirmer.

an der föhrenbewachsenen Kuppe in Erscheinung tritt. Die Wiesenflächen sind stellenweise von jungen Erlen, Eschen und Haselstauden durchwachsen. Zwei dolinenartige, natürliche Vertiefungen mit felsigen Rändern von ca. 8 m Durchmesser bis zu 2 m Tiefe befinden sich im mittleren Planum. Die Steilhänge gegen die Mira tragen einen Hochwald mit Fichten- und Buchenbestand, der bis an den Rand des Plateaus heraufreicht. Am westlichen, ca. 10 m tiefen Felsabsturz zeigt sich ein Mauerzug, der in einer Höhe von 1—2 m unter dem Plateaurand hinzieht. Die mündliche Überlieferung spricht von

einer brusthohen Mauer, die noch vor einem Menschenalter hier gestanden haben soll. Heute liegen nur mehr geringe Mauerreste rund um den Hausstein. Die beschriebene Mauer biegt vom Plateau ab und endet, 80 cm breit, bis hart an den Steilabfall frei hinausragend. Es scheint sich um die Stützmauer einer Bastion oder Sperrmauer zu handeln, deren Aufgabe die Deckung des von hier aus gut sichtbaren Aufganges war. Hier setzt an der Westseite das Mauerwerk aus, die Steilabfälle übernehmen die Sicherung und



Abb. 2. Muggendorf, p. B. Wr. Neustadt, NÖ. Der Hausstein von W.
Photo: K. Schirmer.

wo diese an der Ostseite aufhören, zieht am Ostrand die Mauer weiter, deren Reste unter dem Erdreich liegen und das ganze Plateau umfassen. Sie ist nur an wenigen Stellen sichtbar, mit Buschwerk und Bäumen überwachsen und setzt einigemale am natürlichen Felsen aus, der in den Mauergürtel einbezogen wird. Sehr gut sichtbar endet sie beim Aufgang im Norden. Das Baumaterial besteht aus mittelgroßen, vorderseitig teilweise behauenen Steinen, die stark ausgebröckelte Mörtelverbindung aus Kalk und Dolomitsand. An der Innenseite der Mauerbasis fehlt die Mörtelverbindung. Dolomitsand kommt westlich des Haussteins reichlich vor.

Die Oberfläche war ursprünglich reiner Felsgrund, den man bei Grabungen in unterschiedlicher Tiefe antrifft und der heute nur mehr an der Kuppe aufscheint. Die übrige Fläche ist mit einer verschieden starken Erdschichte bedeckt, deren Stärke durch Anschwemmung, sowie die Möglichkeit der Humusbildung bestimmt wird. Künstliche Veränderungen während verschiedener Besiedlungsepochen wie durch den Mauerbau sind

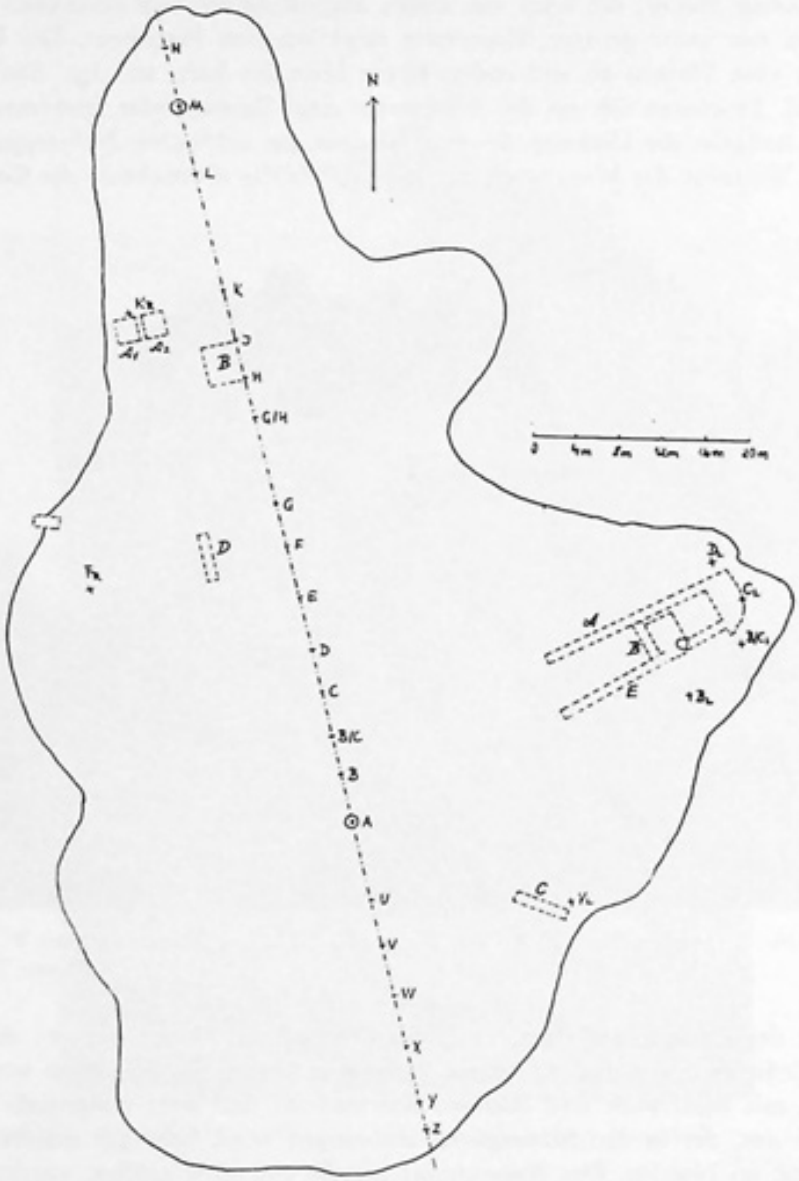


Abb. 3. Muggendorf, p. B. Wr. Neustadt, NÖ. Plan der Haussteinoberfläche.

in Betracht zu ziehen. Quellwasser gibt es weder auf dem Plateau noch in der näheren Umgebung; eine der Dolinen dürfte nach mündlicher Überlieferung als Zisterne Verwendung gefunden haben. Die Hochfläche ist den West- und Nordwinden besonders ausgesetzt, die Nähe des 1341 m hohen Unterberges bewirkt schneereiche Winter, so daß der Hausstein für eine Dauerbesiedlung wenig geeignet erscheint.

2. *Archäologische Funde.*

Im Jahre 1960 wurden vom Verfasser an den Steilhängen um den Hausstein gesammelte neolithische und mittelalterliche Tonscherben dem n.ö. Landesmuseum übergeben [1]). Im Frühjahr 1966 erfolgte im Auftrag des n.ö. Landesmuseums eine Planaufnahme der Haussteinoberfläche durch E. Bednarik, Wr. Neustadt und E. Katzer, Waldegg. Anschließend wurde mit Einwilligung des Grundeigentümers F. Hollinger, Muggendorf/Thal Nr. 1, eine Probegrabung unter Leitung von Herrn OMR. Dr. F. Hampl mit 5 Teilnehmern durchgeführt. Dem Fundbericht wird folgendes entnommen (Abb. 3):

Zwecks Gewinnung von datierenden Funden wurde im mittleren Planum ein Suchgraben (A) vom nordöstlichen Rand in südwestlicher Richtung in einer Breite von 50 cm und einer Länge von 15.4 m angelegt. Der unebene Untergrund ist Kalk. Eine stratigraphische Lagerung war nicht feststellbar, vielmehr lagen die zeitlich verschiedenen Einschlüsse vermischt. Nur am ebenen Nordende des Sgr. A war eine besondere Konzentration von Funden festzustellen: meist Keramikbruch, an Eisen: zahlreiche Eisennägel, ein Lanzenschuh, Pfeilspitzen, Zaumzeugteile, Beschläge, Rösterz, eine Ofensau, Eisenerzstücke, Gürtelschnallen, Hufeisen, Sporen, Eisenschlüssel; eine Latène B-Fibel aus Bronze, ein Bronzering, Tierknochen, ein Schleifstein, Spinnwirtel und Hüttenlehm. Die Hauptmasse der Funde stammt aus dem 11. und 12. Jh. Vom unteren Teil des Sgr. begann der felsige Untergrund gegen die Mitte des Planums anzusteigen. Dort überwogen Hallstatt-Scherben. Der untere Teil des Sgr. begann ab 80 cm Tiefe fundarm zu werden und erreichte bei 1 m den gewachsenen Boden. Von der heutigen Mauerkrone an gemessen in dieser Tiefe sitzt die Mauer auf dem gewachsenen Fels auf. Sie ist an dieser Stelle 1.50 m breit und offenbar ohne Bindematerial aufgebaut. In der Nähe der Mauer wurden zahlreiche Stücke von Kalktuff gefunden, der aus den Mirafällen stammt und der in den Burgen der Umgebung zum Bau von Ofengewölben verwendet wurde.

Das untere Ende des Sgr. A bei der Mauer wurde zu einem Geviert von 2.50 × 2.50 m nach Süden erweitert und in Schichten von je 20 cm abgehoben.

Im Sgr. B begannen schon in 20—30 cm Tiefe zahlreiche Stücke von Wandbewurf aufzutreten, darunter mächtiger Bauschutt, der bis 92 cm Tiefe (gewachsener Felsboden) reichte. Das Profil in der Mitte des Grabens war: 20 cm Humus, 17 cm dunkelbraune Erde, 14 cm rötliche Erde, 42 cm Dolomitgestein und 6 cm Kohle. Das Nordende von Sgr. B war 107 bzw. 146 cm vom Sgr. A durch steil abfallenden Naturfels begrenzt. Vorbehaltlich des nur durch einen schmalen Sgr. aufgeschlossenen Baues scheint sich folgendes zu ergeben: Ein gegenüber dem nördlichen Boden bis 92 cm eingesenkter Innenraum eines Gebäudes, dessen Fußboden aus Terrazzo (Lehm mit gröberem Steingrus) bestand. Die Wände aus Dolomitblöcken waren nach innenzu mit sandgemagertem Lehm beworfen und ca. 2 cm starken geklobenen Brettern getäfelt. Die z. T. recht großen Lehmbewurfstücke zeigten nicht nur den Abdruck der Holzfaserung, sondern auch vorstehende Rippen von den Bretterfugen. Einige Lehmstücke hatten an der unregelmäßigen Rückseite noch Haftungsspuren von der Dolomitwand. Zahlreiche, ca. 10 cm lange geschmiedete Eisennägel dürften von der Dachkonstruktion stammen. Am Boden des Sgr. B lag eine ca. 3—6 cm starke Kohleschichte, in ihr angekohlte Stücke von Wandbewurf und

Bodenbelag. Im Bauschutt lagen nur einige wenige Scherben und in der kohligen Schichte am Boden ein vollkommen unbeschädigtes Gefäß aus hellgelbem Ton, ebenfalls 14. Jh.

Am südl. Rande des Planums hat der Grundeigentümer F. Hollinger eine Grube gegraben und dabei nebst den üblichen Funden wie im Sgr. A auch eine Silbermünze aus 1558 gefunden.

Am unteren Planum wurde an der Westmauer ein Quadrant A 1 von 180 × 180 cm abgehoben. Die Mauer war 1 m breit, ohne erkennbares Bindemittel aufgebaut. Einschlüsse aus verschiedenen Perioden mit besonderer Häufung von Hallstatt A-Scherben und diversen Funden aus dem 14. Jh. traten bereits unter der Grasnarbe bis zum gewachsenen Boden auf. Östlich an A 1 anschließend wurde ein Quadrant (A 2, 180×180 cm) abgehoben. Die maximale Tiefe des unebenen Felsgrundes war 40 cm. Die rötliche Schichte fehlte. Auch hier waren die Einschlüsse vermischt, teilweise lagen Hallstatt A-Scherben über den mittelalterlichen. Der Fundanfall war geringer als in A 1.

An der westl. Seite der Vermessungsgrundlinie wurde ein Quadrant B von 3.65 × 3.65 m abgehoben. Mit Ausnahme von ganz wenigen Scherben unmittelbar unter der Grasnarbe traten keine Funde auf.

Ergebnis: Der Hausstein von Muggendorf war ein in verschiedenen Zeiten besiedelter Platz: a) Badener Kultur, b) Hallstatt A, c) Latène B (1 Streufund), d) 11. bis 14. Jh. mit Bauresten und e) 15.—16. Jh. (Streufunde).

Die Ummauerung war archäologisch bisher nicht datierbar [2]).

3. Besiedlung und Wehrsystem der Umgebung.

In den bekannten Urkunden der Landverleihungen an den Markgrafen Heinrich I. (1002), an das bayrische Stift Tegernsee (1020) und an den Markgrafen Adalbert (1035), wurden als Abgrenzungen die Flußtäler der Triesting und Piesting erstmalig genannt. Die Landnahme durch die Markgrafen waren stoßkeilartig nach Osten erfolgt. Aus den genannten Urkunden ist das Ausdehnungsbestreben zur Sicherung der Südgrenze zu erkennen. Die Aufzählung von Huben in diesen Gebieten weist auf eine bereits vorhandene Bevölkerung hin, die nun in die Mark eingegliedert wurde. Ein Menschenalter nach Erreichung der Leithagrenze von 1043, um 1100, beginnen sich in diesem Raume Besitzkomplexe zu bilden, Geschlechternamen scheinen auf, welche die Besitzgeschichte des folgenden Jahrhunderts bestimmen.

In einem der Mandling vorgelagerten breiten Talkessel sind um 1100 die Herren aus dem bayrischen Geschlechte der Falkensteiner am Rodungswerk. Ihr Güterbesitz, zusammengefaßt im sogenannten Falkensteiner Codex um 1170, gibt Auskunft über die damalige Landverteilung. Ihnen gehörten Güter zwischen Wöllersdorf am linken Talausgang der Piesting bis über Pernitz hinaus. Interessant ist die Nennung slawischer Grundholden, die um diese Zeit hier noch ansässig waren. Innerhalb von 200 Jahren wurde dieser Besitz aufgeschlossen und gerodet. Ein Urbar von 1377 weist bereits ein großes, zusammenhängendes Kulturland auf [3]).

Die Herren von Traisma waren ab ca. 1000 als Kolonisatoren um das Traisental tätig. Unter Adalram III. ist um 1136 ein Besitzkomplex mit dem Sitz im mittleren

Piestingtal an der Talenge von Waldegg feststellbar, der im Südosten innerhalb der karantanischen Mark an die Grafschaft Pitten, im Norden an die Falkensteiner und im Nordwesten an den Besitz Poto von Pottensteins grenzt. Die Dotationsurkunde Adalrams für die gestiftete Pfarre Waldegg (um 1136), nennt „Die Bewohner des angrenzenden Vollfreien Poto" als zur Pfarrgründung zehentpflichtig [4]). Aus den späteren Grenzverhältnissen der Grafschaft Pottenstein zu schließen, müßten sie im Raum Muggendorf zu suchen sein. Es ist die erste schriftliche Quelle, aus der sich, wenn auch indirekt, ein Bezug auf die unmittelbare Umgebung des Hausteins ableiten läßt. Poto von Pottenstein, um 1120 als Urkundzeuge neben Adalram genannt, gilt als der Gründer der Burg Pottenstein im Triestingtal. Sein Besitz muß sich also damals bis an die karantanisch-steirische Grenze erstreckt haben. Die Rodung wurde von Norden und Süden her in Angriff genommen; der Zeitpunkt dafür wird in der Zeit vor Poto nicht vor 1050 anzunehmen sein, ihr volles Einsetzen um 1100. Um 1155 erfolgte die Gründung der Pfarre Pottenstein, was auf eine fortgeschrittene Besiedlungsphase schließen läßt.

Die karantanisch-steirische Grenze gegen die Babenberger Mark erhob sich im 11. Jh. westlich von Pernitz an der Katzenfurth von der Piesting auf einen Berg, kommt hier bei der „Alten Oed" auf 1.5 km an den Hausstein heran und biegt als scharfe Grenze über die Bergkämme in Richtung Unterberg und von dort weiter in Richtung Gippel und Göller ab. Der Muggendorfer Hausstein ist daher offenbar als eine Grenzbefestigung dieser Zeit anzusehen, dessen Aufgabe sowohl in der Deckung des von der Piesting durch das Marchtal herein führenden Weges, als auch der Querverbindung vom Piestingtal durch den Seegraben, das Purbach- und Miratal über das Kreuth ins Triestingtal bestand.

Mit dem Fortschreiten der Besiedlung im 12. Jh. wurde ein Schutz- und Abwehrsystem für das offene Land nötig. Man kennt aus dieser Zeit die Erstnennung einer Reihe von Burgen, während die lokalen Zufluchtsorte, die Burgställe und Hausberge, heute großteils verschollen und nur mehr aus Flurnamen zu erschließen sind. Überblickt man das Wehrsystem um den Hausstein, ergibt sich ein zahlenmäßiges Überwiegen der Anlagen auf der südlichen Piestingtalseite [5]). Dieser Umstand ist auf die ältere und dichtere Besiedlung der Landstriche südlich der Piesting zurückzuführen. Auf der nördlichen Talseite liegen vor dem Hausstein: In Wöllersdorf beim Höhlturm ein Höhlensystem als Fluchtort, (11. ?, 12. Jh.), Burg Hernstein (um 1125) und Wopfing mit einem verschollenen Burgstall. Auf der südlichen Seite: In Wöllersdorf ein Burgstall (zusammen mit dem Höhlturm eine Talsperre?), in Piesting der Thurnhof (14. Jh.) und ein Wartberg, die Burg Starhemberg (um 1145 genannt, wahrscheinlich auf einer älteren Anlage erbaut), das „castrum Waldeck" (um 1136), die Burg Scheuchenstein (Erstnennung 1252, Entstehungszeit wahrscheinlich Ende des 12. Jh.), Burg Frohnberg (Erstnennung um 1197) und Burg Gutenstein (Erstnennung 1220, Entstehungszeit wahrscheinlich Ende des 12. Jh.).

4. Die Dorfgründungen der extensiven Kolonisation im 11.—12. Jahrhundert.

R. Karpellus bingt in ihrer Dissertation die grundsätzlichen siedlungsgeschichtlichen Begriffe der 2. deutschen Kolonisation nach E. Klebel, die hier kurz wiedergegeben

werden sollen [6]). Für die nachmagyarische Kolonisation unterscheidet man zwei Phasen: die im 11. und 12. Jh. beginnende erste erfaßte die Gunstlandschaften der Ebenen und Haupttäler, alte Verkehrswege und in der 2. Hälfte des 11. Jh. die Grenzstreifen und hatte extensiven Charakter. Es handelte sich um einen spontanen Siedlungsprozeß. Als zweite Phase folgte die intensive oder Binnenkolonisation mit neuen Siedlungsgründungen. In das ausgehende 12. Jh. fiel die Entstehung der Einzelhöfe sowie die Sicherung und Nutzung des neugewonnenen Landes. Die folgende Zeit des 13. und 14. Jh. gehört der Rodungsarbeit und der Ausdehnung der Streusiedlungen in den Seitentälern an. Die der ersten Phase eigentümlichen Namen für Siedlungsgründungen sind: -stetten, -hofen, -kirchen, -dorf. Nach E. Klebel [7]) waren die Bewohner, bzw. Gründer dieser -dorf Siedlungen mit besonderen Privilegien ausgestattet. Zwischen den großen Grundherren, den Initiatoren der Kolonisation und den Bauern, den Ausführenden, stand eine breite Schicht ritterlicher Leute, die als lokale Siedlungsleiter fungierten und welche die hauptsächlichen Dorfgründer waren. Ihre Namen lebten gewöhnlich in den alten -dorf Namen fort. Ein freier Grundherr war über die wehrpflichtigen Bauern gesetzt. Ein Großteil der alten Dorfgründungen waren Adelssitze, mit Burgen oder Turmhöfen ausgestattet. R. Karpellus gibt für die -dorf Namen folgende Definition [8]): „Komposita mit -dorf gehören mit wenigen Ausnahmen ganz junger amtlich erzeugter Bildungen der ahd. Siedlungsperiode an. Die Untersuchungen Guggenbergers („Die mit -dorf gebildeten Siedlungsnamen in Kärnten, Stmk. und Burgenld.", Diss. Wien 1951) haben ergeben, daß ein -dorf Name ursprünglich wohl Einzelhöfe bezeichnete, die rechtlich privilegierten Bauern, nämlich Wehrbauern gehörten."

Das Kriterium des siedlungsgeschichtlichen Begriffes „Dorf" liegt demnach nicht in einer größeren Hofanzahl oder der Geschlossenheit der Siedlung, sondern wird vom Vorkommen des Gründernamens und dem Vorhandensein einer Wehranlage bestimmt. R. Karpellus bringt eine Reihe von -dorf Namen aus dem Gebiete der ehemaligen Grafschaft Pitten, die ausnahmslos von Eigennamen, auch slawischen, abgeleitet werden [9]). Angewendet auf die Verhältnisse des zu besprechenden Gebietes läßt sich sagen, daß die rasche Außenkolonisation des 11. Jh. hier der ehemaligen Römerstraße durch das Piestingtal gefolgt ist. Dort stieß man auf bereits vorhandene ältere Ansiedlungen. Die Orte Piesting, Wopfing und Peisching werden von R. Karpellus als alte, echte -ing Namen aus der vormagyarischen Zeit bestimmt [10]).

Um Pernitz fand man vermutlich eine dünne slawische Besiedlung vor. Die slawische Etymologie des Namens wird angenommen. Zwischen Muggendorf und Pernitz ergibt sich ein markanter Hinweis auf die zeitliche Folge der Kolonisation. Vom Marchtalstein an der Muggendorfer Ortsgrenze, der alten Pottensteiner Grafschaftsgrenze an, änderte der Bachlauf der Mira, der bis hierher „Möhren oder Möhrchen" hieß, unvermittelt seinen Namen in „Pernitz", eine heute abgekommene Bezeichnung [11]). Dadurch wird eine scharfe Besitzgrenze ausgedrückt. Daraus geht hervor, daß während der extensiven Phase der 2. deutschen Kolonisation die Besiedlung des westlich Pernitz gelegenen Waldgebietes, an dessen äußerem Abschluß sich der Muggendorfer Hausstein befindet, später erfolgt sein muß als die Besiedlung des Piestingtales.

Untersucht man die in diesem Raume vorkommenden -dorf Namen, lassen sich auf-

fallende Gemeinsamkeiten feststellen. Am Eingang des Piestingtales liegt Wöllersdorf mit dem im Piestingtal einzig vorkommenden -dorf Namen. Die Erstnennung erfolgte im Falkensteiner Codex (um 1170) als Welandisdorf und gibt den Eigennamen Weland wieder [12]). Auf der linken Talseite steht auf halber Höhe ein alter Wehrturm, der baulich einer späteren Zeit, dem 15. Jh. angehört, der sogenannte Höhlturm. Er sperrte den Zugang zu einem Höhlensystem im Tertiärtkalk, das so geräumig war, daß es einem kleinen mittelalterlichen Dorf Zuflucht bieten konnte. Die Gänge sind teilweise verstürzt; in einer künstlich behauenen Halle, die ca. 10 m unter dem Einstieg im Fels liegt, fanden sich Graphittonscherben des 11.? und 12.—14. Jh., womit ein Zusammenhang: Gründername — Fluchtort (Wehrturm) — gegeben ist [13]).

Im Miesenbachtal liegt die Rotte Palbersdorf, deren alter Personenname von R. Karpellus vom ahd. Baldabreth abgeleitet wird [14]). Der Dorfname bezog sich ursprünglich auf drei Höfe, die schon für das 14. Jh. feststellbar sind. Auf der rechten Talseite tragen die steilaufragenden „Palbersteine" den alten Gründernamen. Dieser Umstand spricht für ihre Verwendung als Fluchtort oder Befestigung der frühen Besiedlungszeit. Ein Felskessel innerhalb der Steine ist als Fluchtort aus der Türkenzeit bekannt. Auf einem Acker der Talsohle neben dem Miesenbach treten zahlreiche Graphittonscherben des 11.? und 12.—14. Jh. auf, ein nahe dabei gelegener Fahrweg ergab Eisenschlacken und eine Ofensau. Die Funde entsprechen denen vom Muggendorfer Hausstein [15]).

In Muggendorf sprechen die datierbaren Funde der Probegrabungen gleichfalls dafür, daß es sich um eine Dorfgründung aus der 2. Hälfte des 11. oder des beginnenden 12. Jh. handelt, die in ihrem Bereich die Anlage des Haussteins aufweist. Eine ältere Besiedlung könnte aber bereits angetroffen worden sein, worauf geringes Fundmaterial an Keramikbruch aus dem 9.—10. Jh. hinweist. Die Erstnennung des gesamten Besitzstandes der Grafschaft Pottenstein von 1455 nennt um den Hausstein sieben Höfe, von denen vier unmittelbar vor dem Stein, drei im nahen Purbachtal liegen; sie sind als der alte Kern der Siedlung anzusehen [16]). Schwierigkeit bereitet die Deutung des Namens Muggendorf. Die Ableitung von „Mücke" wäre wohl einfach, wird aber nach den bisherigen Ausführungen nicht haltbar sein. Sowie bei allen anderen Ortsnamen dieses Gebietes liegt vermutlich ein Personen- oder Flußnamen vor, dessen Etymologie noch zu klären sein wird.

Das 11. und 12. Jh. ist durch Keramikfunde besser belegt als die spätere Zeit der starken Bevölkerungszunahme während der ausgehenden Binnenkolonisation. Daher darf man für die Gründungszeit des Ortes eine Dauerbesiedlung der Befestigung annehmen. Der Hausstein ist als Sitz eines Ministerialen oder Rodungsleiters anzusehen, der zusammen mit Wehrbauern die Kolonisation in das Waldgebiet vortrug, während die Anlage in den darauffolgenden Jahrhunderten nur mehr als Fluchtburg bezogen wurde. Die Grenzlage an der Babenberger Mark gegen die karantanisch-steirische Grenze hob die Bedeutung dieser Dorfneugründung. Die Befestigung des Steins ist für die Zeit der Besiedlung in irgendeiner Form anzunehmen, da die Ostgrenze noch lange nicht dauernd gesichert war. Der spätere Ausbau durch die Bauern ist unwahrscheinlich, da

ihnen bekanntlich die Errichtung burgenähnlicher Anlagen nicht erlaubt war. Als Sitz eines Ministerialen ist der Hausstein in schriftlichen Quellen niemals genannt, obwohl die Befestigung mit Ausnahme der Burg Starhemberg ihrer Größenordnung nach vor allen anderen der näheren Umgebung kommt. Dieses vollkommene Schweigen in den frühen schriftlichen Quellen ist nur dann verständlich, wenn nach Erreichung eines bestimmten Zweckes, nämlich der durchgeführten Besiedlung und Sicherung der Grenze, die wehrpolitische Bedeutung der Anlage als Sitz eines Ministerialen oder Rodungsleiters erloschen war. Für alle anderen Burgen der Umgebung, auch für kleinere wie Waldegg, Hernstein und Frohnberg, sind Nennungen ihrer Inhaber als Urkundzeugen bekannt, welche Anhaltspunkte über besitzgeschichtliche Verhältnisse geben. Der Muggendorfer Hausstein spricht für das Mittelalter nur aus seinen Funden.

5. Die Eisenverarbeitung.

Im erweiterten Sgr. B ergab die Grabung in 80 cm Tiefe einen Eisenschmelzofen (Datierung: um 1000 n. Chr. — erste Hälfte des 11. Jh.), der an einen gewachsenen Felsen angebaut wurde. (Siehe Plan, Abb. 3). Davon 6—8 m östlich, im erweiterten Sgr. A, wurden zahlreiche zerkleinerte Roherzstücke, Rösterz, einige Schlacken und eine Ofensau gefunden. Diese Funde lagen konzentriert am östlichen Mauerring bis zur Basis in 1 m Tiefe, offenbar in einer Abfallgrube. Die Mauer hat das Abrollen der Verhüttungsrelikte über die Steilabfälle des Haussteins verhindert. Unten am Hang finden sich davon keine Reste. Daher kann man annehmen, daß die Mauer zur Zeit des Ofenbetriebes bereits vorhanden gewesen sein muß.

In einem Talkessel zwischen Kieneck und Almesbrunnberg, 5 km nordwestlich vom Hausstein, liegt die aus zwei Höfen bestehende Rotte Arz. Einem dieser Höfe, A. Grabenweger, Nr. 11, ist eine Waldung zugehörig, „Eisgrub" genannt, die in den Herrschaftsbüchern von Merkenstein zwischen 16.—18. Jh. mehrmals als „Eysengrueb" bezeichnet wird [17]). Ungefähr 100 m oberhalb der Straße sind in einem Hochwald gegen den Almesbrunnberg einige kleine, verrollte Pingen sichtbar, die auf einen alten Bergbau schließen lassen. Die Lagerung des Erzes muß in Form von leicht abzubauenden Erzlinsen vorgekommen sein. Der Abbau ist so gründlich erfolgt, daß es heute schwierig ist, Roherzproben zu finden. Ein Vergleich mit den Fundstücken vom Hausstein ergibt die gleiche Herkunft, in beiden Fällen handelt es sich um Limonit. Um den Hof „Grabenweger" finden sich teils freiliegend, teils in einer Wegaufschüttung, Schlacken in verschiedener Größe. Nach Aussage der Hofbesitzer sollen sich zahlreiche größere Stücke unter dem Fußboden eines Zimmers als Aufschüttung befinden. Die Schlacken stammen sichtlich aus einer jüngeren Zeit als die vom Hausstein; sie sind kompakt und stark eisenhältig. Die Betriebsanlage hat sich wahrscheinlich in Hofnähe unter Nützung der vorhandenen Wasserkraft für den Betrieb eines Gebläses befunden. Obwohl für Niederösterreich auch unbedeutende Bergbauversuche von der Mitte des 16. Jh. an aktenmäßig gut belegt sind [18]), fehlt über dieses Unternehmen jede Nachricht. Das Urbar von 1455 nennt zwei Höfe, „in ertzt" genannt, nimmt aber auf eine Eisenverarbeitung keinen Bezug. Diese bäuerliche Waldeisengewinnung dürfte dem 13.—14. Jh. angehören [19]).

6. *Das lokale Wehrsystem.*

Das lokale Wehrsystem des Ortes Muggendorf läßt sich aus dem Urbar von 1455 nachweisen. Dem Haussstein gegenüber im Nordosten bilden die Hirschwände eine natürliche Flankendeckung vor der dahinter liegenden Rotte Kreuth mit dem Übergang ins Triestingtal. Ihr alter Name lautet Peilsteine (Pee-, Bey-, Pail- oder Beisteine) [20]). Es ist anzunehmen, daß diese Felszüge mit dem nahen Hausstein in ein Verteidigungssystem eingefügt waren oder zumindest als Aussichtspunkte verwendet wurden. Das häufige Vorkommen dieses Namens, besonders im östlichen und südlichen Grenzgebiet Niederösterreichs hat zu verschiedenen Deutungsversuchen geführt. W. Steinhauser bezeichnet sie als befestigte Punkte, die den Feind zum Halten zwingen, O. Mitis betrachtet die Peilsteine als Sicherungshöhen und weist ihr Vorkommen zusammen mit dem Namen Hochwarth nach [21]).

Dies trifft auch im gegebenen Falle zu; nordöstlich der Peilsteine erhebt sich in 3 km Entfernung der weithin sichtbare, bewaldete Berg „Hochwarth" (912 m), der ein kleines Plateau bildet. O. Mitis zitiert eine frühe Nennung aus dem 12. Jh. und schreibt über die Wartberge im Allgemeinen [22]): „Selbstverständlich weist auch der Flurname Hohenwart, der sehr häufig begegnet, mit großer Wahrscheinlichkeit auf das einstige Bestehen einer Sicherungsanlage hin, es ist indes nicht zu übersehen, daß der Name auch auf die tiefer gelegenen Ansitze der Mannschaft angewandt und in einigen Fällen vielleicht auch übertragen wurde." Auch diese Beobachtung trifft hier zu. Vor dem Berg liegen vier Höfe, die 1455 „Hochwarth" genannt, mit gleichem Grundausmaß und gleichen Abgaben aufscheinen. Der Berg bietet neben der Aussicht auf zahlreiche Höhen der Umgebung auch Sichtverbindung zum Grünbacher Hausstein (15.5 km Luftlinie), einer dem Muggendorfer Hausstein sehr ähnliche Anlage, die wieder mit den Festen Stolzenwörth, Losenheim und Puchberg in Sichtverbindung steht [23]). So konnte das Warnsystem in ein großräumiges Gebiet wirken. Die wichtigsten Ost—West-Verbindungen, wie die alte Römerstraße vom Steinfeld ins Puchbergerbecken, das Piestingtal, vermutlich auch das Triestingtal, waren mit einbezogen.

Bevor die von der Piesting ausgehende alte Landesgrenze den Unterberg erreicht, wird im Urbar von 1499 und in späteren Grenzbeschreibungen der Grenzort „Herzogenwarth" genannt, der also nicht nur über einen Besitztitel, sondern auch über die Zeitstellung nach 1156 aussagt. Die genauen Grenzbeschreibungen ermöglichen die Einengung des vermutlichen Standortes der Warte auf den unbewaldeten Gipfel der Schönbodenhöhe (1020 m). Von hier aus sieht man sowohl auf die Rotte Kreuth und die dahinterliegende „Hochwarth", als auch über ein riesiges, unbesiedeltes Waldgebiet nach Osten in das Pernitzer Becken; nach Norden gegen den Unterberg sieht man in den Paßübergang des Teufelsgrabens, über den in 965 m Höhe eine alte Wegverbindung aus dem Gutensteiner Gebiet ins Miratal geführt hat. Im Teufelsgraben sind noch gelegte Stützmauern einer Wegtrasse erkennbar. Als einzige Landkarte zeigt die Perspektivkarte von F. X. Schweickhardt, Bl. 32, von 1837, diesen alten Übergang. Es fällt auf, daß die Bezeichnung „Herzogenwarth" nur in der Grenzbeschreibung der Grafschaft Pottenstein geführt wird. Die Gutensteiner Beschreibung nennt sie nicht, also wurde die

Warte vom österreichischen Gebiet her bezogen. Später kommt der Name „beim Herzner" hinzu, offenbar war ein zu dieser Warte gehöriger Posten in diesem unwirtlichen Gebiet stationiert.

Auf einer dem Almesbrunnberg vorgelagerten Hochfläche (ca. 800 m) liegen die sogenannten „Berghäuser", Kreuth Nr. 4, J. Schnierer. Der ursprüngliche Name der beiden Höfe lautete 1455 „Rueprechtsherberig". Sie flankierten zusammen mit der auf der anderen Talseite gelegenen Hochwarth den Steinwandgraben, der gegen das Triestingtal führt. Für das angrenzende Amt Furth bringt das Urbar von 1455 das behauste Gut „heribstall" [24]). Der Begriff „heribergum" zusammen mit einem Königshof wird als Stützpunkt, Lagerplatz und Wirtschaftshof für eine kleines Heer, wie auch als Fluchtburg im karolingischen Reich angenommen [25]). Diese Benennungen sowie die Tatsache, daß die Ortsnamen Pottenstein und Muggendorf auch in Franken vorkommen, weist hier auf ein fränkisches Volkselement innerhalb der 2. deutschen Besiedlung hin. Die Besitzgeschichte der Höfe „Rueprechtsherberig" erklärt ihre Sonderstellung. Von hier aus erfolgte, wie sich aus dem Urbar von 1455 erkennen läßt, die Besiedlung des 1079 m hohen Almesbrunnberges, welche im 16. Jh. ausnahmslos zugrunde ging. Rueprechtsherberig wurde weiter gehalten und erscheint später als ein Wirtschaftshof der Herrschaft Merkenstein mit ausgedehntem Grundbesitz. 1683 von den Türken abgebrannt, änderten die Höfe nicht nur ihre alten Namen auf „Berghäuser", sondern auch ihre Eigenschaft als Herrengut. Sie wurden mit zwei Bauern bestiftet. Ihre Lage, die Abgaben und ihre Entwicklung unterscheidet sie von den Höfen der Umgebung.

Innerhalb der Rotte Kreuth, unter einem Paßübergang in den Steinwandgraben, liegt der Besitz Hainthaler, Kreuth Nr. 6, 1455 „am Hoff" genannt; diese Benennung beinhaltet immer eine Sonderstellung im Sinne vom „Herrengut". Auf einem Acker neben dem Hof wurde 1965 eine Rundfibel aus Bronze, 4.6 cm Durchmesser, gefunden. Sie zeigt die Darstellung eines Adlers (?), der auf einen laufenden Hasen herabstößt. Die Zeitstellung dieser Fibel ist noch ungeklärt [26]).

Auf einer gegen das Purbachtal abfallenden Wiese westlich des Haussteines liegt die Öde „am Stelln", die 1455 als behaustes Gut genannt wird. Der Name kommt von „Stalln" = Abkürzung für Burgstall. Auf Grund der Lage kann es sich um eine westlich an- oder abschließende Befestigung des Haussteins gehandelt haben.

Diese Ausführungen sollten zeigen, daß rund um den Hausstein auf relativ engem Raum eine Reihe von Örtlichkeiten in ein Wehrsystem einbezogen waren, das die natürlichen Eigenschaften des Geländes in geschickter Weise auszunützen verstand. Nicht nur das Wehrsystem, auch die vollendete Besiedlung der Binnenkolonisation bildete einen Sperriegel quer durch das Waldland zwischen Piesting und Triesting, der um 1455 von über 100 behausten Gütern der Ämter Muggendorf und Furth gebildet wurde. Von ihnen leisteten 66 Höfe die Marchfutterabgabe. Darüber sagt K. Lechner: „Das Marchfutter ist zweifellos eine öffentlich-rechtliche Grundabgabe, die, für Wehrzwecke, im besonderen für Reiterdienste bestimmt, (darum ausschließlich Haferdienst) ursprünglich dem Reich, an seiner Statt dem Markgrafen entrichtet wurde" [27]). Diese Abgabe ist schon sehr früh nachweisbar und ermöglicht es in der Regel, den Kern der alten Besied-

lung festzustellen. Von den in dieser Arbeit genannten Höfen leisteten nach dem Urbar von 1455, bis auf den „am Stelln", alle diese Abgabe. Der Bestand an Marchfutterhöfen zwischen Piesting und Triesting erstreckt sich, flächenmäßig gut aufgegliedert, bis an die alte Landesgrenze und weist auf eine systematisch geführte Besiedlung nach wehrpolitischen Gesichtspunkten hin. Im Triestingtal bildete das Schloß Pottenstein, am äußeren Rande im Südwesten der Muggendorfer Hausstein ihre Begrenzung.

7. Der Hausstein als bäuerliche Fluchtburg.

Das ausgehende Mittelalter brachte für das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Pottenstein einschneidende Besitzänderungen. Nach der Zerstörung des Schlosses Pottenstein, die zwischen 1455 und 1489 in den Bürgerkriegskämpfen unter Friedrich III., oder Matthias Corvinus erfolgte, verlagerte sich um 1490 der Sitz der Grundherrschaft nach Schloß Merkenstein an die Peripherie der Herrschaft. Während Starhemberg, Hernstein und Gutenstein ungefähr im Zentrum ihrer Besitzungen lagen, befand sich Merkenstein am äußersten Rande, sechs Stunden weit vom „Waldamt Muggendorf" entfernt. Eine wichtige Funktion des Grundherrn, die Schutzpflicht gegenüber seinen Untertanen, fiel für ein großes Gebiet aus. Die Bewohner der Waldämter konnten sich nicht drei Stunden weit nach Osten, dem meist von dorther kommenden Feind entgegen, ins Schloß Merkenstein flüchten. Sie mußten sich selbst helfen und besaßen alte eigenständige Rechte aus der Zeit der Wehrbauern, die ihrer abgeschiedenen Lage Rechnung trugen. Denn auch das Schloß Pottenstein war kaum jemals in der Lage gewesen, der gesamten Bevölkerung der Grafschaft Schutz zu bieten. Es ist daher nicht verwunderlich, daß es zu Auseinandersetzungen mit den Bauern von Muggendorf und Furth kam, als der Pfandschaftspfleger Fizin, der seit 1542 auf Merkenstein saß, die Untertanen mit neuen Abgaben und einer Robot für die Erhaltung des Schlosses gegen ihr verbrieftes Recht belasten wollte. Es kam zum Widerstand der Bauernschaft, worauf die Abstiftung einiger Bauern um den Almesbrunnerberg erfolgte, die ihre Vertreibung mit Attentaten gegen Fizin vergalten. Die Angelegenheit zog sich über 20 Jahre hin und endete mit der Hinrichtung einiger Bauern in Wr. Neustadt durch das Schwert [28]). Kaiser Maximilian II. hatte selbst eingegriffen, um den gänzlichen Zerfall der Verwaltungseinheit der Herrschaft Merkenstein zu verhindern. 1557 fand eine amtliche Besichtigung des Schlosses Merkenstein statt, wobei eine Kommission den desolaten Bauzustand feststellte. Darüber gibt ein schriftliches Gutachten Auskunft, dem man die bisher einzige schriftliche Nachricht über den Muggendorfer Hausstein verdankt. Sie lautet: „Der unnterthanen zu Muggendorf und Fuert, dieweil Sy mit im strittig vertrest er sich weenig hilff. Sonderlich dieweil Sy selb ain aigne befestigung haben am Hausstain genannt." Dez. 1557 [29]). Interessant ist die Einbeziehung des Amtes Furth als Mitbenützer der Befestigung. Die Flucht der Further auf den Hausstein muß für die Bevölkerung sehr beschwerlich gewesen sein, weil sie durch ein langes Tal über einen Berg in ein anderes Flußtal erfolgen mußte, das von ihren Wohnsitz weit entfernt lag. Sie hatten den Weg zurückzulegen, dessen Deckung Aufgabe des Haussteins war und es ergibt sich die Überlegung, ob nicht der Zug auf den Hausstein für die Further eine alte Rechtspflicht aus der Zeit der Wehr-

bauern darstellt, den „Sperriegel Hausstein" zusammen mit den Muggendorfern zu besetzen und das Eindringen des Feindes in ihr Siedlungsgebiet zu verhindern. Die Verlustliste der Herrschaft Merkenstein für 1683 ermöglichte die Schätzung der Bevölkerung beider Waldämter auf rund 900 Personen. Es waren bestimmt nicht weniger als zur Zeit der größten Siedlungsausdehnung in der Mitte des 15. Jh., für die der Hausstein theoretisch als Fluchtburg in Frage kam, dessen Plateau aber allein zu wenig Raum bieten konnte. Die stark geböschten Wiesen und vorhandenen Erdwerke westlich des Steins verdienen daher Beachtung. Die Ähnlichkeit dieser Anlage mit der von Scheuchenstein, wie sie M. Behaim für die Belagerung von 1464 beschreibt [30]), sowie mit der viel kleineren Anlage des „castrum Waldeck" aus dem 12. Jh. ist überzeugend. Das Hauptwerk bildet ein schwer zugänglicher, befestigter Felsen, der gute Aussicht gewährt, während vermutlich palisadenbewehrte Erdwerke oder Holzbauten dem Stein vorgelagert sind.

Das Abkommen des Haussteins als Befestigung hat verschiedene Ursachen und wird gegen Ende des 16. Jh. anzunehmen sein. Infolge der Auseinandersetzungen Fizins mit seinen Bauern hatte sich die Grundherrschaft stark entvölkert, eine zeitraubende und kostspielige Instandhaltung einer Befestigung dieses Umfanges muß für die Bewohner untragbar gewesen sein. In der zweiten Hälfte des 16. Jh. verfielen große, einstmals wichtige Herrensitze, teils wegen der nicht aufbringlichen Erhaltungskosten, teils weil sich die Unwirtschaftlichkeit der Anlagen erwiesen hatte. Gegen geschulte Belagerungstruppen mit starker Feuerkraft boten diese Burgen keinen Schutz mehr, sie konnten nur als Zufluchtsorte während einer kurzfristigen Bedrohung des Landes durch streifende Reiterscharen dienen. Ob der Muggendorfer Hausstein 1529 und 32 als Fluchtburg benützt wurde, ist nicht erweisbar, aber anzunehmen, da die nähere Umgebung unter den Türkeneinfällen stark gelitten hatte. Die Anlage wird 1557 noch genannt, ihr Belag wird durch aufgefundenen Keramikbruch und einen Kremnitzer Denar aus Silber von 1558 noch für dieses Jahrhundert bewiesen. Der Türkeneinfall von 1683 traf die Menschen völlig unvorbereitet. Von 47 behausten Gütern des Amtes Muggendorf wurden 300 Menschen gefangen oder erschlagen, nur 11 kamen zurück, 161 überlebten. Von 43 behausten Gütern des Amtes Furth waren es 401 Menschen, die gefangen oder getötet wurden, 72 überlebten [31]). In der amtlichen Liste der „Fluchtörter" ist der Muggendorfer Hausstein nicht genannt. Eine Sage erzählt über diese Zeit: Am Hausstein soll zur Zeit des Türkeneinfalles von 1683 an einer Burg gebaut worden sein. Der Feind fiel jedoch früher als erwartet ein und zahlreiche Menschen wurden getötet. Vielleicht liegt der Wahrheitsgehalt der Sage darin, daß die Bauern die Instandsetzung ihrer alten Fluchtburg versuchten, die nicht mehr zeitgerecht vollendet werden konnte. Zum letztenmal hat sich damit die alte Befestigung, ein Symbol bäuerlicher Selbstbehauptung durch Jahrhunderte, in die Erinnerung der Menschen eingeprägt. Bezeichnenderweise mit einer Türkensage, die mit dem Begriff der „Zuflucht" verbunden ist.

8. Zusammenfassung.

Durch die Probegrabung wurden auf der Hochfläche des Haussteins die neolithischen Streufunde von den Hängen durch datierbaren Keramikbruch der Badener Kultur

bestätigt, zeitlich folgte Hallstatt A, bereichert durch den Streufund einer Latène B-Fibel aus Bronze. Das mittelalterliche Fundmaterial setzte ein mit wenigen Bruchstücken, die dem 10. Jh. zugehörig sind: Ein Eisenschmelzofen wurde in das 10. — 1. Hälfte des 11. Jh. datiert. Auf Grund namenkundlicher und siedlungsgeschichtlicher Erkenntnisse, die durch die Funde bestätigt werden, ist ab der Mitte des 11. Jh. eine Besiedlung des Haussteins anzunehmen, die möglicherweise eine frühere ablöste. Die Gründung des Ortes Muggendorf erfolgte im Verlaufe der extensiven Phase der nachmagyarischen Kolonisation gegen Ende des 11. und zu Beginn des 12. Jh. Der Hausstein kommt für diese Zeit als Sitz eines Ministerialen oder Rodungsleiters an der Grenze der Babenberger Mark gegen die karantanisch-steirische Mark in Frage. Von hier aus wurde durch Wehrbauern die Aufschließung des Waldlandes gegen den Unterberg und gegen das Triestingtal eingeleitet. Der Ausbau der Befestigung ist für die frühe Zeit der Besiedlung anzunehmen. Die Umfassungsmauern dienten der Verstärkung der Steilhänge und der Sicherung der auf der Hochfläche befindlichen Siedlung. Die Anlage ist am ehesten als „Beringburgtypus" nach H. P. Schad'n anzusprechen und stellt einen Übergang vom Hausberg zur Burg dar [32]). Mit der Beendigung der Binnenkolonisation änderte sich die Funktion des Haussteins. Er wurde zur bäuerlichen Fluchtburg mit der Aufgabe eines Sperriegels vor dem besiedelten Waldgebiet und der Wegverbindung ins Triestingtal. Aus der Notwendigkeit der Wahl eines Zufluchtsortes für die zahlreiche Bevölkerung, der weder eine herrschaftliche Burg noch eine Wehrkirche zur Verfügung stand, erklärt sich das zähe Festhalten an einem Befestigungstypus der frühen Besiedlungszeit. Eine schriftliche Quelle von 1557 beweist die Benützung des Haussteins als Befestigung durch die Bauern von Muggendorf und Furth. Gegen Ende desselben Jahrhunderts dürfte die Verödung der Fluchtburg erfolgt sein.

Anmerkungen.

[1]) Fundber. NoeLM. 3/1960.
[2]) Fundber. NoeLM 4/1966.
[3]) M. A. Becker, Hernstein in Niederösterreich, sein Gutsgebiet und das Land im weiteren Umkreis. Wien 1889.
[4]) Erläuterungen zum histor. Atlas d. österr. Alpenländer, 1957, I. Abtlg. 2. Teil, 2. Heft. Landgerichtskarte, V. u. W. W., S. 83. II. Abtlg. 6. Teil, Kirchen- u. Grafschaftskarte, 1955, H. Wolf, S. 419.
[5]) F. Halmer, Karte d. Wehr und Schloßbauten in N.Oe., Wien 1948.
[6]) R. Karpellus, Siedlungsgesch. d. ehemaligen Grafschaft Pitten auf namenkundlicher Grundlage. Phil. Diss., Wien 1959. Bd. I., S. 62—67.
[7]) E. Klebel, Siedlungsgesch. d. deutschen Südostens, München 1940, S. 75.
[8]) R. Karpellus, a. O., Bd. II, Register S. 15.
[9]) R. Karpellus, a. O., Bd. II, Register.
[10]) R. Karpellus, a. a. O., Bd. II, Register Nr. 1714 a.
[11]) Hofkammerarchiv, Urban Starhemberg 1515, Nr. 1094. Pernitz, S. 176. Archiv f. N.Oe., Kreisgerichtsarch. Wr. Neustadt, Herrschaftsbücher Merkenstein 16.—18. Jh., Möhren.
[12]) R. Karpellus, a. a. O., Bd. II, Register Nr. 1832.
[13]) Verwahrung d. Funde: E. Katzer, Waldegg.
[14]) R. Karpellus, a. a. O., Bd. II., Register Nr. 805.
[15]) Verwahrung d. Funde: E. Katzer, Waldegg.

[16]) Hofkammerarchiv, Urbar d. Grafschaft Pottenstein, 1455, 1489, 1499. Nr. 1054.

[17]) Arch. f. N.Oe., Kreisger. Arch. Wr. Neustadt, Herrschaftsbücher Merkenstein, 16.—18. Jh.

[18]) Hofkammerarchiv, Münzen- und Bergwesen (alt).

[19]) Verwahrung der Funde: E. Katzer, Waldegg.

[20]) Arch. f. N.Oe., Kreisger. Arch. Wr. Neustadt, Merkenstein. Und Hofkammerarchiv: Urbar Pottenstein 1455, 89, 99, Nr. 1054.

[21]) O. Mitis, Berge, Wege und Geschichte. Jb. f. Landesk., 26., 1936, S. 55.

[22]) O. Mitis, a. a. O., S. 53.

[23]) Fundber. NOeLM. 9/1959.

[24]) Hofkammerarchiv, Urbar Pottenstein 1455, 89, 99, Nr. 1054.

[25]) K. Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- u. Siedlungssystem im deutschen Volkslande. 1904. — H. Reutter, Ein fränk. Grenz- u. Siedlungssystem in d. karoling. Südostmark. Jb. f. Landesk. 1911, 10. 1912.

[26]) Verwahrung: N.Ö. Landesmuseum.

[27]) K. Lechner, Die territoriale Entwicklung von Mark und Herzogtum Oesterr., Unsere Heimat, 24, 1953, S. 37.

[28]) Literatur: W. Strauß, Der kleine Merkensteiner Bauernkrieg. Unsere Heimat, 27., 1956, S. 10—13. — W. Strauß, phil. Diss., Wien 1958, 300 Jahre Geschichte um Pottenstein.

[29]) Hofkammerarch., N.Oe. Kammer, rote Nr. 28, Fol. 1151.

[30]) M. Behaim, Buch von den Wienern, Th. v. Karajan, 1867.

[31]) Haus- Hof- u. Staatsarch., Gedenkprotokoll d. Herrschaft Merkenstein, 1683, H. S. 976.

[32]) H. P. Schad'n, Die Hausberge u. verwandte Wehranlagen in N.Ö., MAG., LXXX., 1950, S. 245, 288.

Die romanische Kreuzkapelle zu Heiligenkreuz, p. B. Baden, NÖ.

Von Gertrude Moßler, Wien.

Mit 2 Abbildungen.

Im Jahre 1244 gelobte Friedrich II., der Streitbare, den nördlich des Querschiffes der Stiftskirche in Heiligenkreuz damals offenbar im Bau befindlichen Karner zu vollenden [1]). Der Überliefung nach war das Bauwerk in Kreuzform errichtet worden und besaß ein Untergeschoß (Krypta) mit Kreuzgewölben, welches als Knochenhaus diente.

Als der 1670 begonnene, unmittelbar neben der Kapelle befindliche massige Glockenturm 1671 wieder einstürzte, beschädigte er die damals noch bestehende romanische Kreuzkapelle derart, daß sie abgerissen werden mußte (1672) [2]). Über der unversehrt gebliebenen Krypta erhob sich alsbald ein barocker Neubau. Heute dienen weder die Kapelle noch ihr Untergeschoß liturgischen Zwecken.

Wann immer in den Quellen und Aufzeichnungen von dem kleinen romanischen Kirchlein die Rede ist, wird sie als kreuzförmige Anlage bezeichnet. Es geht jedoch nirgends hervor, ob dem Grundriß ein griechisches Kreuz (vier gleichlange Arme) oder ein lateinisches Kreuz (crux immissa) zugrundeliegt. Eine neuere Planaufnahme des Stiftes Heiligenkreuz zeigt auch nur einen unvollständigen Grundriß (drei gleichlange Arme, Nord-, Ost- und Südteil der Kapelle), weil ihr Westtrakt seinerzeit demoliert und abgemauert wurde [3]). Die Maße der reduzierten Kapelle lassen sich trotz barocker und neuzeitlicher Umbauten ermitteln. Man nahm ohne ersichtlichen Grund an, daß sich die Kapelle über einem griechischen Kreuz erhob.

Über Anregung und Einladung des Stiftes Heiligenkreuz ging das Bundesdenkmalamt im Frühjahr 1966 daran, im Rahmen einer archäologischen Untersuchung den tatsächlichen Grundriß der Kreuzkapelle festzustellen. Die Ausgrabungen fanden im April und Mai 1966 unter reger Anteilnahme und tatkräftiger Unterstützung der Herren des Stiftes statt, wofür an dieser Stelle bestens gedankt wird.

In geringer Tiefe unter der Grasnarbe wurde das Fundamentmauerwerk des Westarmes der Kreuzkapelle, eingebettet in mächtige Schuttschichten, angetroffen. (Plan, Abb. 1). Die bis zu einem Meter tief fundierten gemörtelten Bruchsteinmauern hatten eine durchschnittliche Breite von 1.20 m. Vom Aufgehenden war nichts mehr vorhanden, lediglich an der südlichen Außenmauer ließen sich spärliche Reste eines mit roter Fugenmalerei versehenen weißen Putzes feststellen. Der Grundriß zeigt ein Rechteck im Ausmaß von 7.20 × 3.60 m, welches sich an den vorhandenen, aber bisher unvollständigen

Kapellenplan unschwer anfügen läßt. Während die drei bekannten Kreuzarme je ein fast quadratisches Joch besitzen, ist der Westarm zweijochig, also doppelt so lang. Dies beweist, daß der Kapelle in Heiligenkreuz die Form des lateinischen Kreuzes zugrunde liegt.

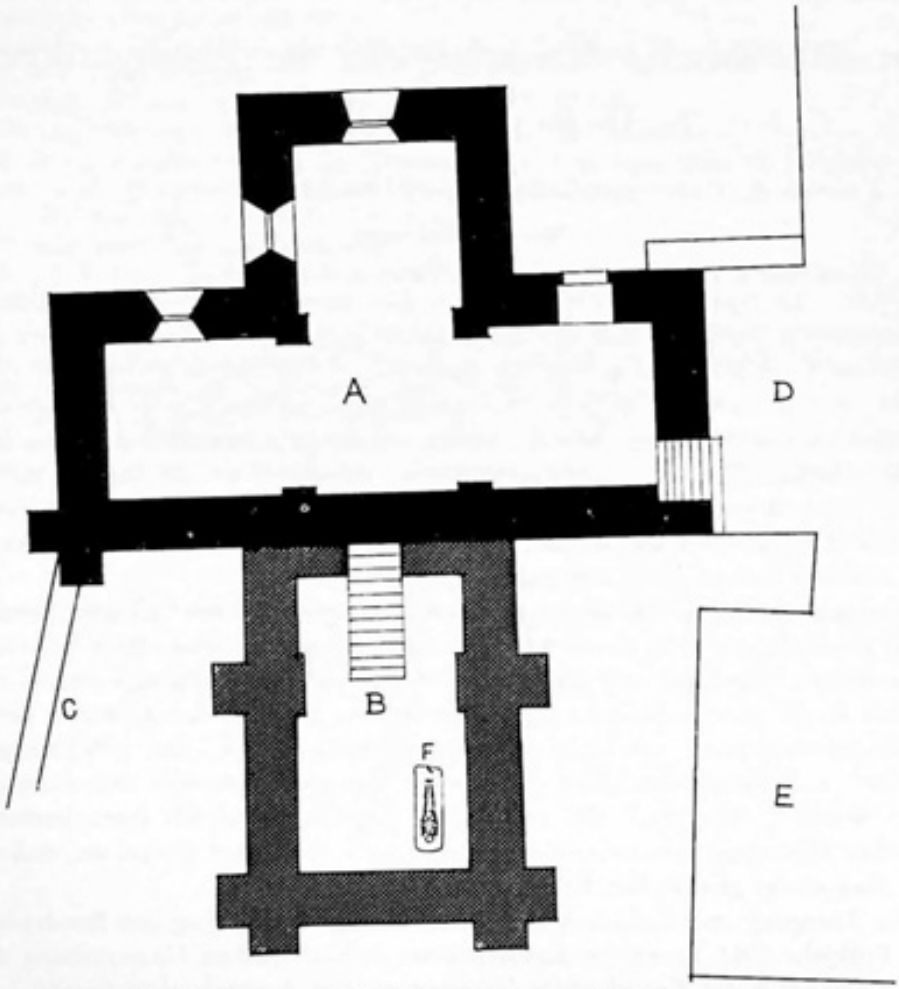


Abb. 1. Heiligenkreuz, p. B. Baden, NÖ. Grundriß der Kreuzkapelle.
Aufnahme: G. Melzer, Bundesdenkmalamt, 1 : 200.
A: Kreuzkapelle mit Krypta. Romanisches Fundament von 1244, darüber die barocke Kapelle.
B: Westarm der romanischen Kreuzkapelle, 1966 ausgegraben.
C: Neuzeitliche Mauer. — D: Stiftskirche 1135. — E: Glockenturm 1674. — F: Körpergrab.

Ein nicht uninteressantes Detail der Grabung war die Feststellung einer Stiege mit 11 Stufen, über welche man aus dem Westflügel in die Krypta gelangen konnte (Abb. 2). Zur Zeit der Schleifung der romanischen Kapelle hat man diesen Zugang abgemauert (Ziegelmauer). An welcher Seite sich der Eingang zur Kapelle befand, ließ sich nicht mehr



Abb. 2. Heiligenkreuz, p. B. Baden, NÖ. Stiege zur Krypta.
Photo: Bundesdenkmalamt.

rekonstruieren, weil das Mauerwerk bis unterhalb des kaum erkennbaren Estrichbodens (Mörtelbett für Ziegelpflaster?) abgebrochen war. Inmitten des ergrabenen Westarmes, in einer Tiefe von etwa 1 m, fand sich das Skelett eines maturen Mannes in Rückenlage ohne Beigaben [4]). Aus welcher Zeit diese Bestattung stammt, läßt sich nur annähernd aus dem Grabungsbefund schließen: zwischen der Grabgrube und der Fundamentgrube der Südmauer unseres freigelegten Kirchenteiles kam ein Streifen alten Humusbodens zum Vorschein, welcher etwa dem Bodenniveau vor Errichtung der Kapelle entsprach. In diesen ist die Bestattung eingetieft. Außerdem ist das Grab durch den Kapellenbau etwas gestört. Dies beweist, daß die Bestattung bereits vor 1244 im Boden gelegen haben muß. Ob sie zu einem an der Außenseite der 1135 (36) gegründeten Stiftskirche befindlichen Friedhof gehört, ist ungewiß.

Der ursprüngliche Grundriß der Kreuzkapelle von Heiligenkreuz liegt nunmehr vor. Es fällt auf, daß im Bereich von Zisterzienser Klöstern in Frankreich, Deutschland und in der Tschechoslowakei derartige Kapellen mehrfach anzutreffen sind. Das Grabungsergebnis ist nicht nur eine echte Ergänzung der Baugeschichte von Heiligenkreuz, sondern auch ein bescheidener Beitrag zum romanischen Sakralbau.

Anmerkungen.

[1]) Mon. Germ. hist., SS XX 641.

[2]) ÖKT XIX, 1926, Urkunden und Regesten, Nr. 84 und 86.

[3]) ÖKT XIX, 1926, Abb. 2.

[4]) Herrn Dr. J. Jungwirth, Naturhistorisches Museum Wien, habe ich für die Untersuchung des Skelettes sowie für die Erlaubnis der Publikation seiner Ergebnisse zu danken.

Archiv für ur- und frühgeschichtliche Bergbauforschung
Mitteilung Nr. 27

Die Urnengräber vom Lebenberg bei Kitzbühel, Tirol

Von Clemens Eibner, Wien, Liselotte Plank, Innsbruck, Richard Pittioni, Wien.

Mit 24 Abbildungen.

1. Einleitung.

Bereits 1950 war die Annahme gerechtfertigt, daß das im Garten der damaligen Villa Hoerde (jetzt Haus Hiltorp) gefundene Brandgrab [1]) nicht die einzige Bestattung innerhalb des Lebenberg-Bereiches bei Kitzbühel sein könne. Vielmehr war wegen der Lage des Bestattungsplatzes am Rande einer gegen NW ziehenden Terrasse damit zu rechnen, daß dieses Grab nur als östlicher Ausläufer eines größeren Friedhofes anzusprechen ist. Trotz der seit 1950 stark intensivierten Bautätigkeit auf dem Lebenberg-Gelände blieben entsprechende Fundnachrichten aus. Die von Herrn cand. phil. Manfred Rupert-Kitzbühel 1963 nnw vom Besitz Hoerde (Hiltorp) auf Parz. Nr. 3108/2 beim Anlegen eines Kanalgrabens gehobenen Reste wurden von ihm dem Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Innsbruck übergeben. Wenn sie nun im Rahmen des vorstehenden Berichtes mitveröffentlicht werden, so danken wir dies dem liebenswürdigen Entgegenkommen von Herrn Univ.-Prof. Dr. L. Franz, der sie über Ersuchen von R. Pittioni für die Bearbeitung des Gesamtbestandes gerne zur Verfügung stellte. Die westliche Hauptverbreitung des Lebenberger Gräberfeldes wurde jedoch am 18. April 1964 ermittelt, als anläßlich von Baggerarbeiten für die Anlage eines Schwimmbeckens im Garten des Hauses Dr. Matthew Mellon, Parz. Nr. 3108/3, drei Gräber angetroffen und zwei davon weitgehend zerstört worden waren. Immerhin hatte der Baggerführer so viel Glück, daß er bei einem Grab nur einen Teil des Grabschachtes und der oberen Steinbedeckung entfernte und damit die in dem Grabschacht stehende Urne freilegte. Dieser Umstand veranlaßte Herrn Redakteur M. Wörgötter (Kitzbüheler Anzeiger) zu einer fernmündlichen Verständigung von R. Pittioni am 19. 4. 1964 mit der Einladung, den Fund zu untersuchen und das Grab zu bergen. Gleichzeitig wurde von ihm der Landeskonservator von Tirol verständigt, über dessen Ersuchen Frau Dr. L. Plank vom Landesmuseum Ferdinandeum nach Kitzbühel kam. Die Freilegung der noch im Boden stehenden Urne wurde am 21. 4. 1964 von L. Plank, Cl. Eibner (damals noch Bundesdenkmalamt Wien) und R. Pittioni unter großer Anteilnahme der Kitzbüheler Bevölkerung vorgenommen. Für die besonders liebenswürdige und gastliche Aufnahme durch die Gemeinde Kitzbühel haben wir Herrn Bürgermeister H. Reisch und seinen Mitarbeitern im Rathause herzlich zu danken, Frau Claire Thalhaber, der Bevollmächtigten von Dr. M. Mellon, sind wir gleichfalls für alle erdenk-

liche Unterstützung und die so liebenswürdig gewährte Gastfreundschaft zu besonderem Dank verpflichtet. Frau H. Walch, Kitzbühel, half uns durch ihre intensive photographische Tätigkeit, Herr W. Moser, Kustos des Kitzbüheler Museums, sorgte für die Verpackung und den Versand der Funde nach Wien, wo sie im Laboratorium des Insti-



Abb. 1. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Fundstelle vor dem Haus Dr. M. Mellon auf der dem Lebenberg vorgelagerten Terrasse, im Hintergrund Schloß Lebenberg.
Photo: R. Pittioni.

tutes für Ur- und Frühgeschichte der Universität von techn. Oberoff. K. Schramseis in langwieriger und mühevoller Arbeit präpariert wurden. Gleich der Stadtgemeinde Kitzbühel danken auch wir Herrn Dr. M. Mellon für die Übergabe der gesamten Funde in das Eigentum des Kitzbüheler Museums.

Der Fundbericht für die Gräber 1—3 wurde von Cl. Eibner verfaßt, dem auch alle hier vorgelegten Objektzeichnungen zu verdanken sind. Als wir mit den Freilegungsarbeiten am 21. 4. 1964 fertig waren, hatten wir die Überzeugung, daß durch den

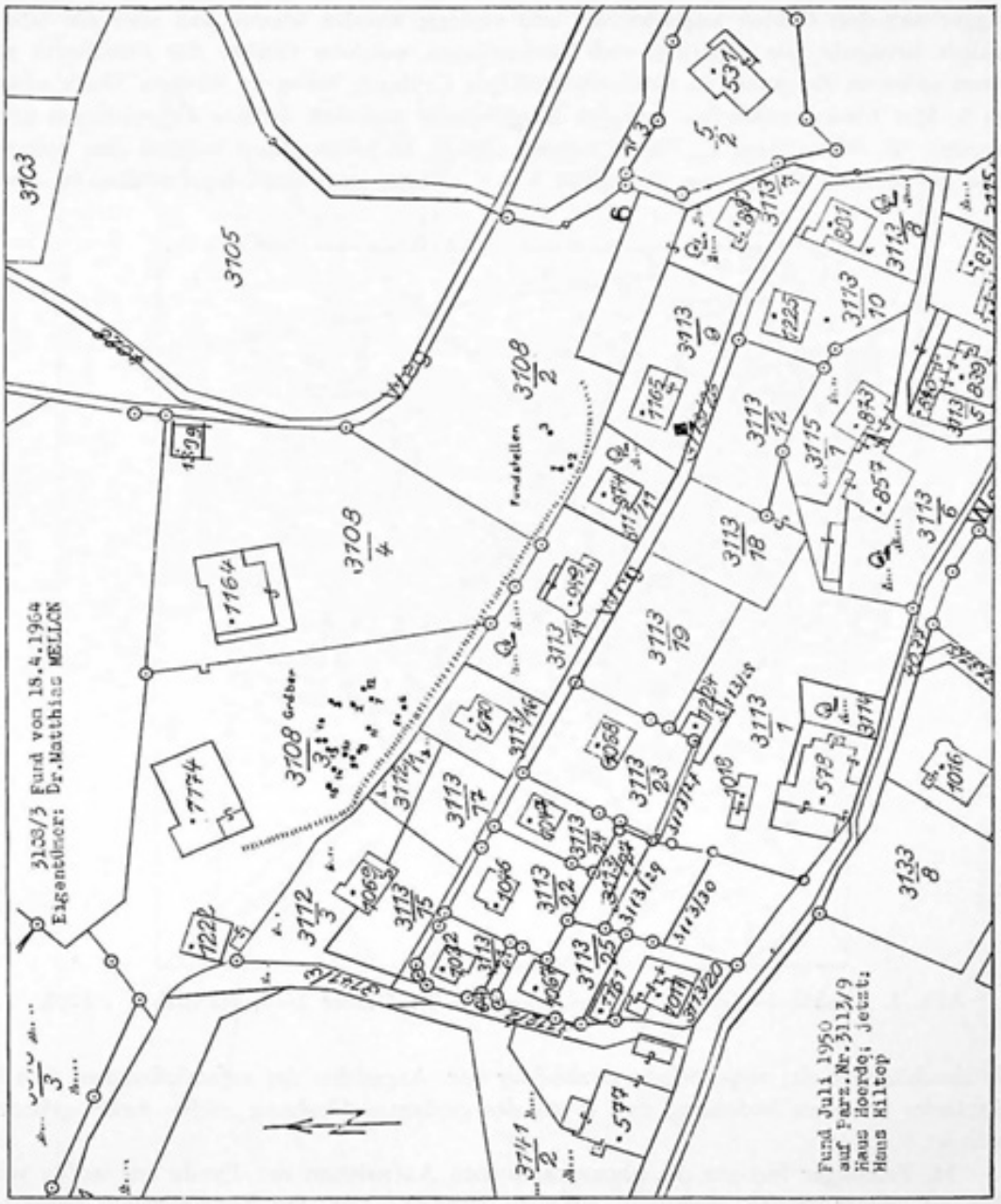


Abb. 2. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol.
Gesamtlageplan, nach Katastral-Mappe 1 : 1000 verkleinert.

Bagger nur drei Gräber angeschnitten und verletzt worden waren, daß aber die Möglichkeit bestünde, die sicherlich noch vorhandenen weiteren Gräber des Friedhofes zu einem späteren Zeitpunkt in einer planmäßigen Grabung heben zu können. Doch schon am 5. Mai 1964 wurden bei weiteren Baggerungen neuerlich Gräber angeschnitten und zerstört. W. Moser und L. Plank retteten davon in mühevollem Einsatz den letzten Rest der Gräber 4—15. Aus der Feder von L. Plank liegt auch der Fundbericht über

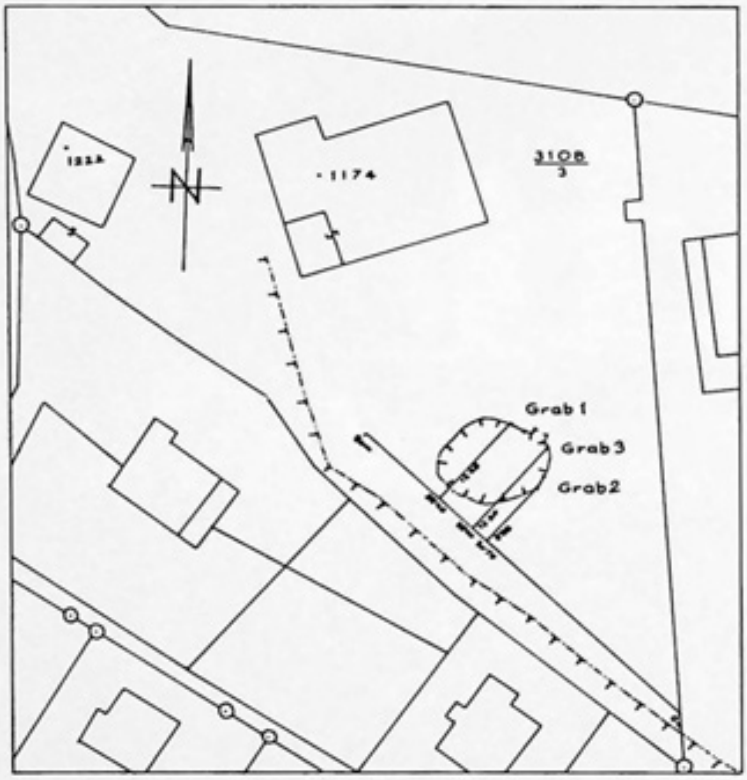


Abb. 3. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Lageplan der Gräber 1—3, Maßstab 1 : 1000.

sie einschließlich der zugehörigen Grabbilder vor. Angesichts des aufschlußreichen Fundbestandes ist es zu bedauern, daß es zu der geplanten Grabung nicht mehr gekommen ist.

H. Friesinger fertigte die photographischen Aufnahmen der Funde an, wofür wir ihm an dieser Stelle nochmals herzlich danken. Die Fundbeschreibung besorgte R. Pittioni, die wissenschaftliche Auswertung Cl. Eibner. Die spektrographische Untersuchung von drei Bronzeobjekten und des Eisenstiftes aus Grab 1 verdanken wir wieder H. Neuninger. So möchten wir hoffen, daß der vorliegende Bericht über die Lebenberger Gräber eine nicht unwesentliche Ergänzung unseres Wissens über die Geschichte der Nordtiroler Urnenfelderkultur darstellt und gleichzeitig auch den schon lange fäl-

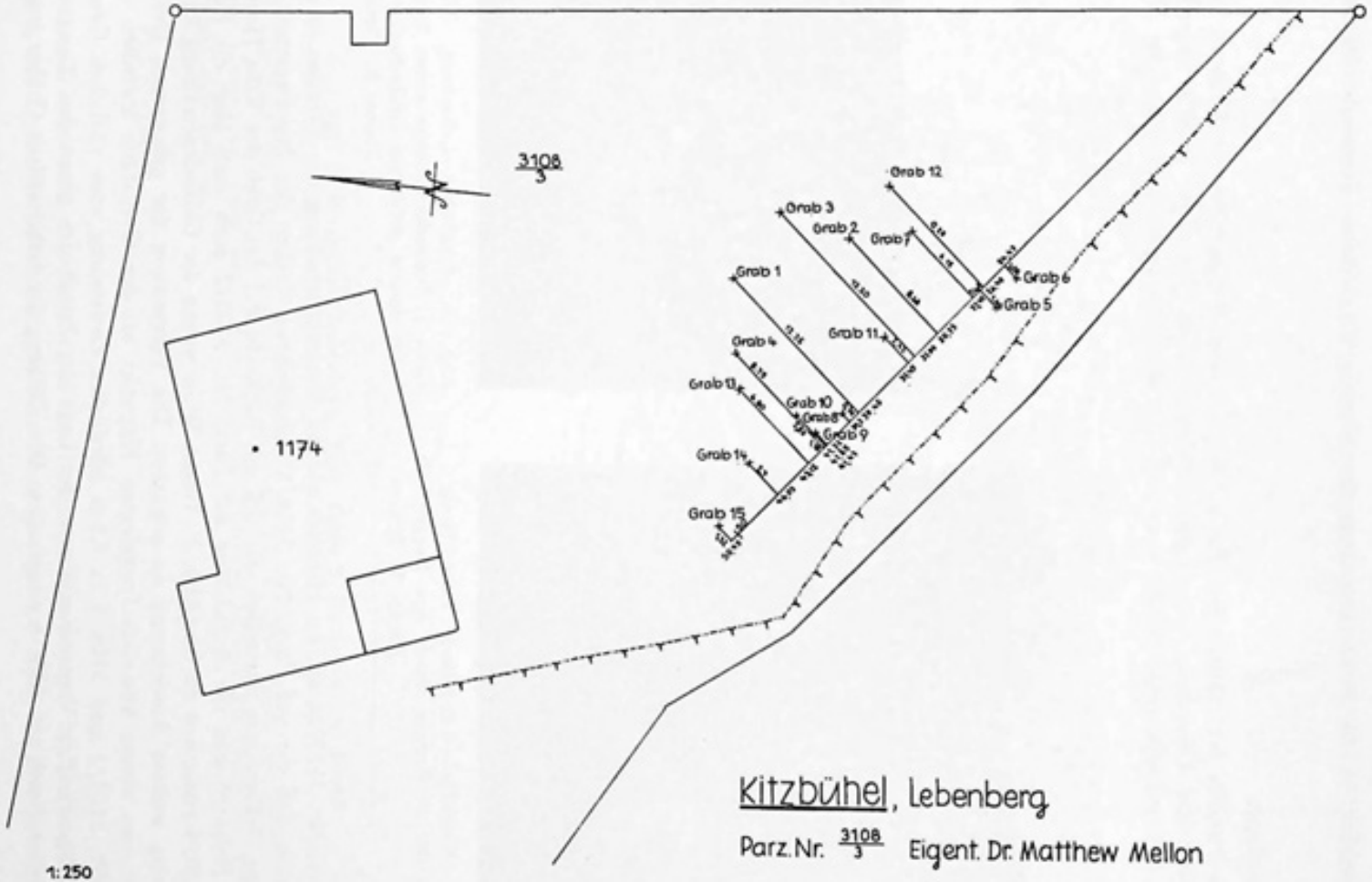


Abb. 4. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Lageplan des Gräberfeldes, Maßstab 1 : 500.

ligen Einblick in die Bestattungssitten der ältesten Kitzbüheler Bergbaubevölkerung bringt.

II. Fundlage.

Die Parzelle Nr. 3108/3 mit den in ihrem Bereich festgestellten 15 Gräbern liegt auf einer, dem Lebenberg vorgelagerten Terrasse (Abb. 1). Diese streicht ungefähr NW — SO und fällt gegen SW in einer kräftigen Böschung relativ steil gegen den Weg



Abb. 5. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 1 nach der Freilegung durch den Bagger. Photo: R. Pittioni.



Abb. 6. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 1, Steinschutz, links unten Spuren des dunkel gefärbten Grabschachtes. Photo: R. Pittioni.

der Parz. Nr. 3113/26 ab. Im Hinblick auf die Gesamterstreckung der Terrasse ist anzunehmen, daß die auf Parz. Nr. 3108/3 aufgedeckten Gräber den Nordwestteil des gesamten Gräberfeldes darstellen, das sich mit Rücksicht auf das Grab der Villa Hoerde (Haus Hiltorp) und die Aufschlüsse auf Parz. Nr. 3108/2 auch noch über die Parz. Nr. 3108/4 erstrecken dürfte (Abb. 2). Gegen W ist wegen der Geländegestaltung kaum mehr eine weitere Ausdehnung zu erwarten. Die Vermessung der geborgenen Gräber erfolgte von einem künstlich festgelegten Fixpunkt an der Grenzlinie zwischen den Parz. Nr. 3108/3 und 3108/4 in 7,5 m nördlicher Entfernung vom südlichen Grenzstein (Abb. 3). Zur Veranschaulichung der Lage des Friedhofes gegen den Terrassenrand zu ist dieser auf Abb. 4 eingetragen. Die Zählung der festgestellten Gräber inner-

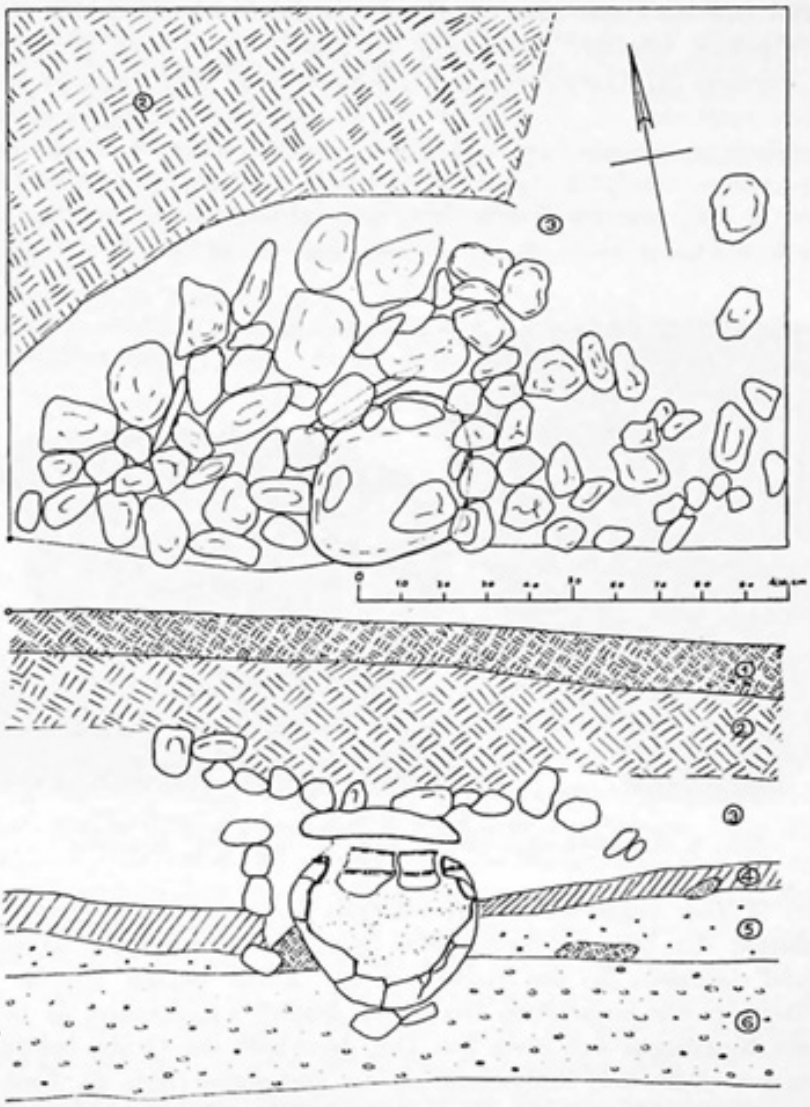


Abb. 7. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 1, Grundriß und Profil.

halb der Parz. Nr. 3108/3 beginnt mit dem am 18. 4. 1964 durch den Bagger freigelegten Urnengrab, jenes vom Grund Hoerde (Hiltorp) könnte als Grab 16 der Reihe angeschlossen werden.

III. Die Gräber.

Grab 1.

Dieses wurde in der Nordwand der Baugrube fast bis zur Hälfte angeschnitten und so der Leichenbrandbehälter an einer Seite frei gelegt (Abb. 5). Das O—W-Profil

zeigt folgenden Aufbau: Unter einer ca. 10—15 cm dicken Humusschichte (1) liegt etwa 60 cm starker gelber, lehmiger Sand, seine Oberkante ist deutlich humosiert (2) und dann lichter werdend (3). Darunter folgt ein braunes Sand-Schotter-Band mit einzelnen Humusbrocken vermischt, ca. 30 cm dick (4, 5). Das Liegende bildet eine hellgraue, waagrecht gebänderte Schotter-Sand-Schichte (6). — Die Urne ist waagrecht mit einer großen abgerundeten Steinplatte abgedeckt (5 × 35 × 40 cm groß). Im selben Horizont, etwa 40 cm tief, erstreckt sich eine 1 m lange Schicht aus gelegten Rollsteinen, die wie die Humusoberkante leicht gegen O fällt. Die Grabgrube ist nur undeutlich zu



Abb. 8. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1: Grab 1; 2: Grab 3.

erkennen, im W aber liegen an der Grubenkante einige Rollsteine übereinander. Die Grube durchstößt das braune Schotter-Sand-Band, die Grubensohle ist leicht in den liegenden Sand eingetieft. Bei der Aufdeckung des Grabes ist die Kontur der in die Sand-Verwitterungszone eingetieften Grabgrube deutlich zu erkennen, sie beschreibt annähernd einen Kreisbogen von etwa 2 m Dm. Innerhalb der Grube befindet sich eine Steinpackung aus zahlreichen Rollsteinen um die Deckplatte (Abb. 6). Nach Abräumen dieser Packung ist in 60 cm Tiefe die Deckplatte nur mehr von einigen Steinen umstellt, der Dm der Grabgrube verengt sich auf ca. 55 cm. Das unter der Deckplatte stehende Gefäß ist an der NO-Wand alt beschädigt, sodaß vom Mundsaum bis knapp über den Boden fast ein Viertel des Gefäßes fehlt. Der Leichenbrand ist an dieser Stelle daher auch außerhalb der Urne anzutreffen. Dicht neben der Urne befand sich im Westen in halber Höhe außerhalb des Gefäßes in ungestörter Lagerung ein oberflächlich stark oxydierter Eisenstift, der zunächst wie ein Manganklumpen aussah. Grabgrubentiefe bei der Aufdeckung ca. 1 m (Abb. 7).

Großer T o p f, braunschwarzer, wenig feiner, steinchengemagerter Ton. Oberfläche gelbbraun geschlickert, leicht geglättet. Mundsaum innen einmal schwach gekantet, ausladend, auf der Außenfläche Fingertupfenreihe. Niederer Hals annähernd zylindrisch, von der schwach

ausgeprägten Schulter durch eine breite aufgelegte Fingertupfenleiste abgetrennt. Fingereindrücke von unten gegen den Mundsaum zu orientiert. Wand leicht gebaucht, zur gut abgesetzten Standfläche sich konisch verengend. Etwa ein Viertel der Wand bei der Deposition des Gefäßes bereits fehlend. H. 50,6 cm, Mdm. 51 cm, Bdm. 55 cm, Stfl. 19,5 cm (Abb. 8/1, 9/1).

Aus dem Topfinhalt:

Randstück eines Gefäßes, gelbbrauner, grober Ton, Steinchenmagerung. Mundsaum schwach ausladend, verdickt, waagrecht abgeschnitten (Abb. 9/3).

Wandstück eines kleinen Gefäßes, gelbbrauner, ziemlich feiner Ton.

Leichenbrandreste.

Holzkohle.

Neben dem Gefäß im Boden:

Eisenstift, stabförmig, annähernd runder Querschnitt, ohne erkennbaren Verwendungszweck, wohl fragmentiert, erh. L. 3,1 cm, Dm. 0,5 cm (Abb. 9/2).

Grab 2.

In der SO-Wand der Baugrube ist die mit Steinen ausgekleidete Grabgrube zu sehen. Obenauf liegt ein mächtiger Deckstein. Das Grab wurde bereits vor der Bergung „untersucht". Das NNO—SSW-Profil zeigt folgenden Aufbau: Unter ca. 25 cm Humus und Humus-Lehm-Verwitterungszone (1, 2) folgt ein 20 cm mächtiges, gelbes krümeliges Lehmband. Im NNO ist der Grabschacht noch einigermaßen erkennbar, er durchschneidet eine ähnliche, mit Sandschmitzen durchsetzte Lehmschichte (4). Das Liegende bildet ein stark von S nach N fallender feinbändriger, grauer Schotter. Die senkrecht eingetiefte Grabgrube ist am Boden mit gerundeten Steinplatten ausgelegt, die Wandung mit Rollsteinen verkleidet. Der mächtige Deckstein (15 × 130 × 80 cm) liegt schräg von SO nach NW fallend in der Grube verkeilt, darüber befindet sich eine Steinpackung aus großen Rollsteinen. Das östlich anschließende Planum läßt diese Steinpackung bis in eine Tiefe von 40 cm gut erkennen, die Steine füllen eher ein rechteckiges, N—S orientiertes Material aus. Nach Wegräumen der Packung und nach Abheben der großen unbehauenen Deckplatte ergibt sich ein 75 cm tiefer Grabschacht, dessen Wand mit Steinen ausgekleidet ist; sein Dm beträgt etwa 115 cm. Im SO sind am Boden der Grube in den Fugen zwischen den Steinen noch Spuren einer kohlig-schwarzen Verfärbung und einige Bronzeschmelztropfen zu finden; sonst liegt noch ein einzelner Scherben vor. Die Grabsohle liegt ca. 1 m unter der heutigen Oberfläche (Abb. 10).

Wandstück eines Gefäßes, dunkelbrauner, grober Ton mit Steinchenmagerung.

Bruchstück eines Armreifes (?) (Abb. 9/4 a).

Metallklümpchen (Abb. 9/4 b).

Niete, Bronze. L. 1,1 cm, Dm. 0,3 cm (Abb. 9/5).

Leichenbrandreste.

Grab 3.

Zwischen den beiden erstgenannten Gräbern gelegen, wurde es vom Bagger restlos zerstört. Annähernd an der Stelle des Grabes lag noch die mittelgroße Deckplatte (60×80×10 cm). Die Henkelgefäßbruchstücke wurden von Herrn M. Rupert geborgen.

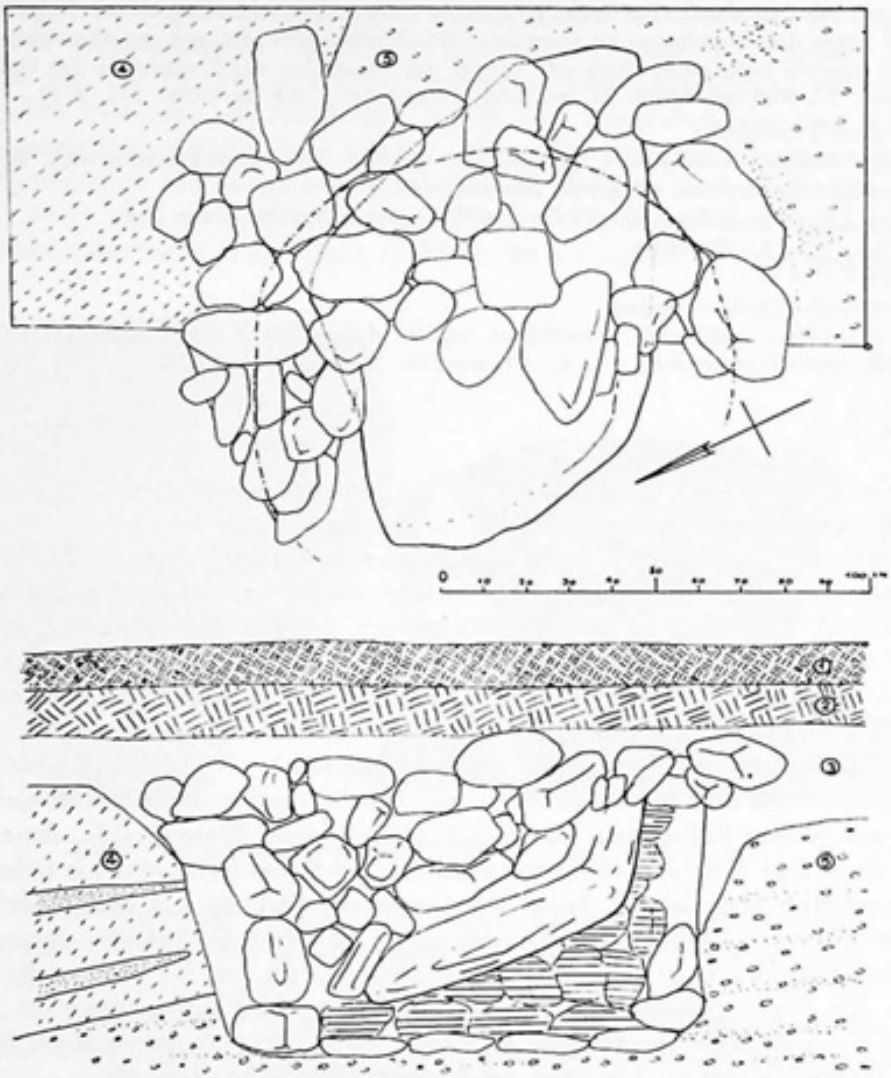


Abb. 10. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 2, Grundriß und Profil.

Oberteil eines Henkelgefäßes, gelbbrauner, ziemlich feiner Ton. Oberfläche geschlickert, Schlicker z. T. abgelöst. Trichterförmiger Hals mit gerade abgeschnittenem Mundsaum, daran ein weitlichtiger Bandhenkel angesetzt, auf der Schulter endigend. Im oberen Drittel der lichten Weite ein waagrechter Quersteg vom Bandhenkel zum Hals ziehend (ansa bilobata). Unverziert, stark ergänzt. erh. H. 11,5 cm, Mdm. 13,5 cm, Henkelbr. 3,5 cm, Stegbr. 2,7 cm (Abb. 8/2, 9/6).

Metallklümpchen (Abb. 9/7).

4 Stück Leichenbrand.

Grab 4.

Am 5. Mai 1964, ca. 4,5 m westlich von Grab 1 vom Bagger angeschnitten. Der Bestattungsplatz war durch einige aus dem Rasen hervortretende Steine ersichtlich. Baumeister Dr. Meise, Kitzbühel, überwachte das Abheben des Rollsteinlagers, das sich über eine annähernd kreisrunde Fläche von ungefähr 80 cm Dm ausdehnte. Unterhalb dieses Pflasters lag eine runde Steinsetzung, in deren Mitte sich im eingefüllten Sand die Gefäßreste und der Leichenbrand befanden. Die von W. Moser am 12. 5. 1964 durchgeführte



Abb. 11. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1: Grab 4; 2: Fundstelle 1; 3: Grab 14.

Nachgrabung erbrachte noch Spuren von Holzkohle. Die Bearbeitung des Fundgutes ergab den Nachweis von drei Gefäßen.

Großes Gefäß, braunschwarzer, wenig feiner Ton, leichte Steinchenmagerung. Schwach konischer Hals, Mundsaum innen schwach gekantet, ausladend. Hals von der Schulter deutlich abgesetzt, Bauch weit ausladend, gegen die Standfläche sich konisch verengend, Standfläche gut abgesetzt. Oberfläche unverziert. Sehr beschädigt, jedoch im Profil erhalten und darnach ergänzt. H. 44,9 cm, Mdm. 22 : 21,6 cm, Bdm. 43,2 cm, Stfl. 17,5 cm (Abb. 11/1, 12/3).

2 Randstücke und 1 Wandstück eines größeren kugeligen Gefäßes, dunkelbrauner, ziemlich dichter, feiner Ton, Oberfläche gut geschlickert. Mundsaum innen einmal gekantet, waagrecht ausladend. Zylindrischer Hals, Schulter gut abgesetzt, Wand stark bauchig, anscheinend verhältnismäßig kleine Standfläche. Auf der Schulter ein aufgesetzter kleiner Tonknopf erhalten (3 anzunehmen). Vermutlich ein Bandhenkel vom Mundsaum zur Schulter. rekonstr. Mdm. 22 cm, rekonstr. H. 18 cm (Abb. 12/1).

2 Randstücke eines größeren Gefäßes, schokoladebrauner, ziemlich dichter, feiner Ton, geringe Steinchenmagerung. Oberfläche schwach geschlickert, wenig geglättet. Hals leicht zylindrisch ausladend, Innenkantung nur schwach angedeutet, rekonstr. Mdm. 16,7 cm (Abb. 12/2).

1 Wandstück eines Gefäßes, dunkelbrauner, wenig feiner Ton, Steinchenmagerung. Innenfläche roh, Außenfläche geschlickert und sehr gut geglättet (ob Rest eines 4. Gefäßes ungewiß).
Holzkohle.
Leichenbrand.



Abb. 13. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1—3: Grab 5.

Grab 5.

Beim Erdaushub für das Fundament eines dem Schwimmbecken in 6 m Entfernung südöstlich vorgelagerten Badehauses fand der Baupolier H. Ganster eine weitere Bestattung. Unter einer Deckplatte in 40 cm Tiefe befand sich eine zum Teil nach innen verstürzte, ehemals runde Steinsetzung. Unterhalb der Steine lagen die Bruchstücke eines Henkelgefäßes und einer Tasse sowie ein Bronzemesser. Eine Nachgrabung durch W. Moser am 11. 5. 1964 ergab keine weiteren Aufschlüsse.

Großes Henkelgefäß, dunkelbrauner, ziemlich feiner Ton, Oberfläche geschlickert, gut geglättet. Annähernd konischer Hals mit schwach ausladendem Mundsaum, von der Schulter deutlich abgesetzt. Bauchknick betont, Standfläche vom konischen Unterteil gut abgegliedert.

Breiter Bandhenkel unterhalb des Mundsaumes angesetzt und auf der Schulter endigend, etwa in der halben Höhe der inneren Lichte durch einen vom Henkel zum Hals leicht schief abwärts führenden Steg gestützt (ansa bilobata). Auf dem Schulteransatz knapp unterhalb des Halses eine eingeritzte umlaufende Fischgrätenreihe von 0,9 cm Breite, gegen die Schulter durch eine umlaufende Rille abgegrenzt. Daran nach unten anschließend ein 3 cm breites Band mit hängenden, spitzen, innen parallel strichlierten Dreiecken. An der Abschlußrille eine wechselständig angebrachte Dreiecksreihe gleicher Ausführung mit Dreizack an den Spitzen. Unterhalb des Henkelansatzes an der Wand ein siebenfaches Zickzackband mit senkrechter Strichfüllung der letzten eingezogenen Zacke. Ergänzt. H. 20,4 cm, Mdm. 16,9 : 15,6 cm, Bdm. 22 cm, Stfl. 18,3 : 17,9 cm, Henkelbr. 3,3 cm, Stegbr. 2,8 cm (Abb. 13/3 a, b, 14/1 a, b).

Große, kugelige Tasse, dunkelbrauner, feiner Ton, Oberfläche geschlickert und geglättet. Etwas ausladender Mundsaum waagrecht abgeschnitten. Hals trichterförmig, von der Schulter scharf abgesetzt. Auf der Schulter drei kreuzständig angebrachte stehende Zapfen. Oberfläche unverziert. Standfläche gut abgesetzt. Unterhalb des Mundsaumes breiter Bandhenkel angesetzt, auf der Schulter endigend. Ergänzt. H. 13,3 cm, Mdm. 15,3 cm, Bdm. 17,3 cm, Stfl. 7,5 cm, Henkelbr. 2,5 cm, (Abb. 13/1, 14/2).

Griffzungenmesser, Bronze. Rücken konvex geschwungen, Schneide waagrecht, kurze Griffzunge mit einem Nietloch, kurze stäbchenförmige Niete. Auf der Vorderseite der Klinge parallel zur Schneide und zum Rücken je eine breite Rille ziehend. Spitze leicht beschädigt, ebenso Griffangel. Erh. L. 11,6 cm, davon Griffzunge 1,6 cm, Br. 2,3 cm, D. d. Rückens 0,3 cm. Niete: L. 1,1 cm, Dm. 0,4—0,5 cm (Abb. 13/2, 14/3).

Grab 6.

Südöstlich von Grab 5 wurde in 2,4 m Entfernung am 12. 5. 1964 von W. Moser eine große ovale Steinplatte in 45 cm Tiefe freigelegt (190×70×20/35 cm). Unterhalb der Steinplatte lagen einige größere Rollsteine, in den Fugen zwischen ihnen fanden sich einige Gefäßbruchstücke und Leichenbrandreste. Tiefe der Grabsohle ca. 90 cm.

1 Randstück und 2 Wandstücke eines Gefäßes, dunkelbrauner, ziemlich grober Ton, Steinchenmagerung, Oberfläche roh belassen. Hals etwas trichterförmig ausladend, innen einmal schwach gekantet, außen flache Fingertupfenreihe. Mdm. ca. 20 cm (Abb. 16/4).

Geringe Reste von Leichenbrand.

Grab 7.

Südlich der Baugrube für das Schwimmbecken, 4,38 m von Grab 2 entfernt, wurde von der NO-Ecke des Badehauses eine weitere Bestattung angeschnitten. Im Profil ist unter einer 12—15 cm dicken Humusschicht (1) ein ca. 37 cm starker gelblicher Lehm sichtbar, dessen oberste Schichte 6—15 cm stark dunkler verfärbt ist (2, 3). Eine von Sandlinsen durchzogene Lehmschichte reicht bis in 50—60 cm Tiefe und liegt auf einer Schotter-Sand-Schichte auf (4, 5). In 30 cm Tiefe beginnt ein Rollsteinlager, das über eine in 45 cm Tiefe befindliche Steinplatte geschichtet wurde. Die mit verstürzten Rollsteinen gefüllte Grabgrube ist deutlich sichtbar, sie durchstößt die Lehmschicht 4 und ist in die Schotter-Sand-Schicht eingetieft. Im nördlichen Teil der Grabgrube ist etwas Humus eingefüllt. In den Fugen zwischen den etwa faustgroßen Steinen auf dem Grabboden liegt der Leichenbrand. Die oben abschließende Steinpackung bedeckt eine ovale Fläche von 90×110 cm, darunter im Zentrum der etwas weiter ausladenden

Grabgrube liegt die Deckplatte (15×48×70 cm) auf mehreren Lagen von Rollsteinen auf. Tiefe der Grabgrube 80—90 cm von S nach N fallend (Abb. 15).

8 Wandstücke eines Henkelgefäßes, dunkelbrauner, ziemlich feiner Ton, Oberfläche geschlickert, etwas geglättet. 1 Bruchstück eines leicht sanduhrförmigen Bandhenkels, an einer Ansatzstelle ist eine senkrechte, halbkreisförmige Lochung zu erkennen. Bauch- oder Schulterbruchstück mit einem, teilweise abgesprungenen, ovalen Buckel, von innen leicht her-

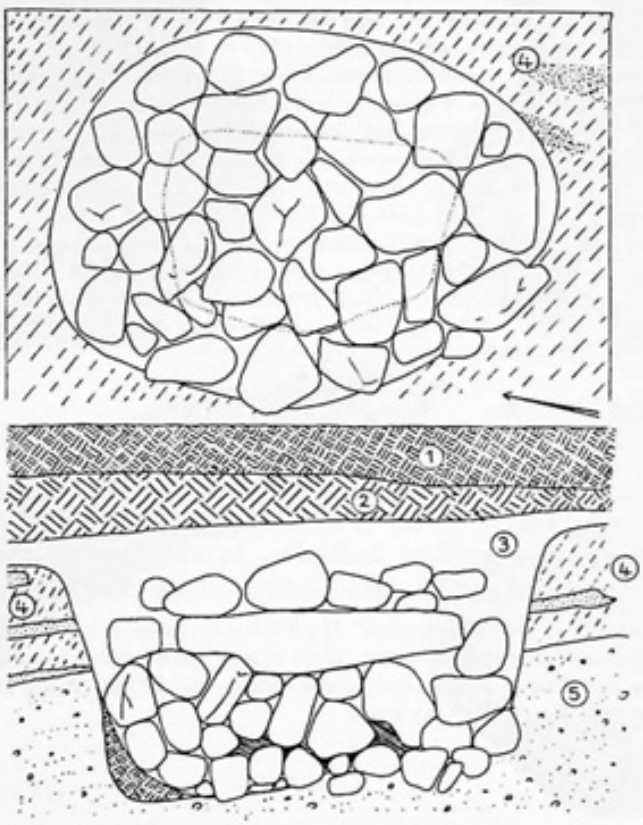


Abb. 15. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 7. Grundriß und Profil.

ausgedrückt, von der Wand hofartig abgesetzt. Erh. H. ca. 15 cm, Halsdm. ca. 14 cm, Henkelbr. 3,7 cm. Zeichnungsrekonstruktion im Hals-Wandbereich unsicher (Abb. 16/6).

Reste von Leichenbrand.

Grab 8.

Außerhalb des südwestlichen Endes des Schwimmbeckens wird 15 cm unter der heutigen Oberfläche eine 1,4×0,9 m große Steinsetzung sichtbar; ihr nördlichster Teil wurde vom Bagger zerstört. Unter einer ca. 11 cm starken Humusschicht (1) liegt eine etwa 13 cm starke, an der Oberfläche verwitterte lehmige Sandschicht (2, 3). Nach 30 cm gelblicher, von Sandlinsen durchzogener Lehmschicht folgt grauer, feinbändriger

Schotter. In der mit annähernd senkrechten Wänden eingetieften Grabgrube liegen unter meist in zwei Lagen übereinander geschichteten Rollsteinen zwei ungefähr 10 cm starke Steinplatten (10×45×72 cm, 9×46×63 cm), die über eine annähernd kreisrunde Steinsetzung von 1,05 m Dm gelegt worden waren. Auf dem Grubenboden befindet

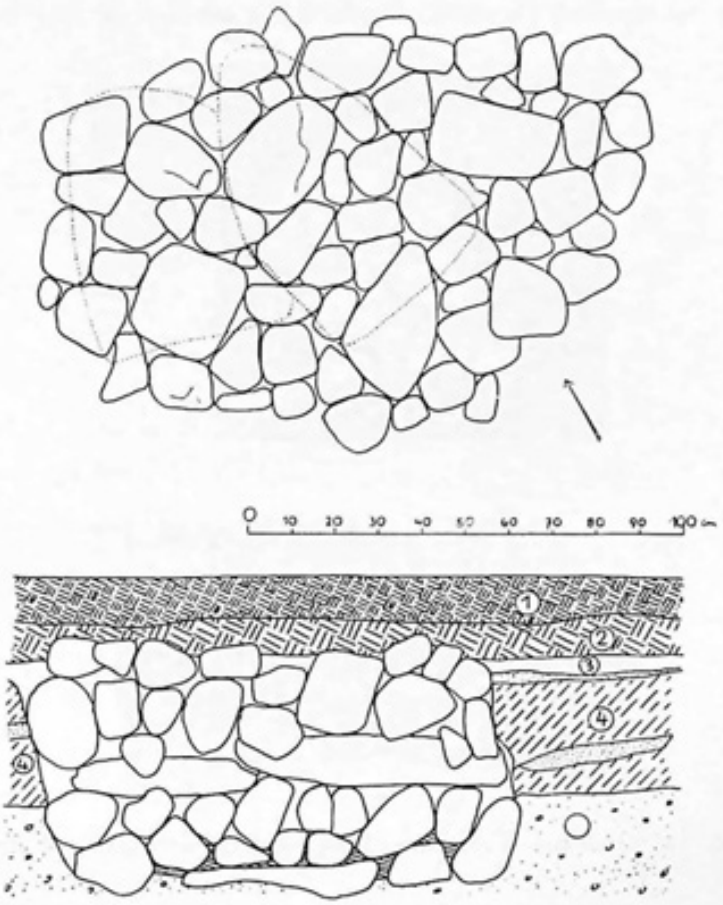


Abb. 17. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 8. Grundriß und Profil.

sich eine Steinplatte von 3,7×35×45 cm Größe. Darauf und in den Fugen zwischen den umliegenden Steinen eingedrückt finden sich der Leichenbrand und die Reste eines Grabgefäßes. Beim Abräumen der Schichten zeigt sich: die oberste Steinlage in ca. 15 cm Tiefe ragt in die humosierte Oberkante der lehmigen Sandschichte herein. Die beiden Decksteine sind in den nördlichen Teil der Grabgrube gelegt, die oberste Steinpackung reicht gegen O an die 40 cm über den Grubenrand, der unterhalb des Rollsteinlagers sichtbar wird, hinaus. Die mit Sand eingefüllte Grabgrube senkt sich bis in eine Tiefe von 75 cm (Abb. 17).

1 kleines Wandstück eines Gefäßes, dunkelgrauer, wenig feiner Ton, innen gelbrot geschlickert.

1 stark beschädigte Tasse, Mundsaum trichterförmig ausladend, Hals zylindrisch, Schulter durch eine schwache Rille vom Hals abgesetzt, Bauch stark ausladend. Bruchstück der Standfläche mit schwacher Delle. H. 6,2 cm, Mdm. 9 cm, Bdm. 8,8 cm, Stfl. 2,2 cm (Abb. 16/7).

Reste von Leichenbrand.

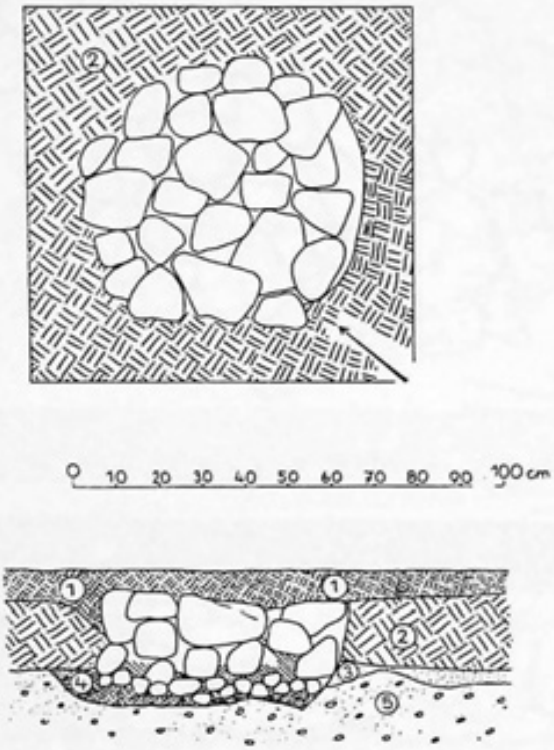


Abb. 18. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 9. Grundriß und Profil.

Grab 9.

2 m südwestlich von Grab 8 legte die Baumaschine eine kreisrunde Steinsetzung von 60 cm Dm frei. Die mittelgroßen Rollsteine setzten schon im rezenten Humusboden (1) ein. Eine dunkel verfärbte Lehm-Sand-Schicht wird im südöstlichen Teil des Grabes durchschnitten, ebenso eine darunter liegende dünne Sandschicht. Die mit Humus bedeckte und mit größeren Kieseln ausgelegte Grabsohle ist nur seicht in das Liegende (5) eingetieft (waagrecht gebänderte Sand-Schotter-Schicht). Über dem Humus in der Grubensohle liegen der zwischen die Fugen der Steine eingedrückte Leichenbrand und die Reste der völlig zerstörten Urne. Tiefe der Grabsohle 33 cm (Abb. 18).

Keine Funde vorhanden.

Grab 10.

Am Rande der Aushebung für das Schwimmbecken liegen nordwestlich von Grab 9 die letzten Steine der Deckschicht für Grab 10. Das N—S-Profil zeigt unter einer ca. 10 cm dicken Humusschicht (1) die dunkelverfärbte lehmige Sandschicht (2), die bis 25 cm Tiefe reicht. Darauf folgt eine 17 cm starke, von Sandlinsen durchzogene rötlichgelbe Lehmschicht (3), die auf der Sand-Schotterschicht (5) aufliegt. Im westlich davon

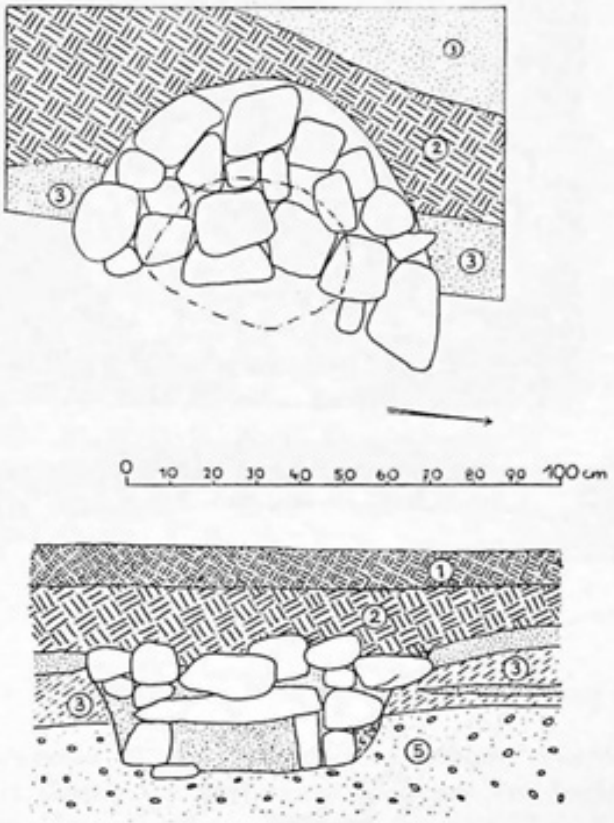


Abb. 19. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 10. Grundriß und Profil.

angelegten Planum treten in 22 cm Tiefe größere Rollsteine auf, die ein Kreissegment von etwa 80×40 cm bedecken. In 34 cm Tiefe befindet sich die vom Rollsteinlager völlig bedeckte Steinplatte (7×35×45 cm). Im Norden der Grube liegen an deren Außenseite einige Steine geschichtet, gegen die Grabmitte zu stützt ein aufrecht gestellter Stein die darüber liegende Deckplatte, die im südwestlichen Teil von einem Steinkranz getragen wird. Hinter den untersten Steinen des nördlichen Grabsohlenabschnittes befindet sich bei der Grabausschachtung eingerutschter Humus (4). Die heutige Grabsohle ist etwa 55 cm tief (Abb. 19).

Mehrere Wand- und Bodenstücke einer Tasse, dunkelbraungrauer, feiner Ton, Oberfläche korrodiert. Auf einem Schulterstück ein niederer, etwas spitzer Tonknopf, der von zwei seichten Kannelurgruppen begleitet wird. Standfläche gut abgesetzt, Wand konisch aufsteigend. H. ca. 9,5 cm, Mdm. 14 cm, Bdm. 15 cm, Stfl. 6 cm (Abb. 16/5).

3 Bruchstücke von Leichenbrand.

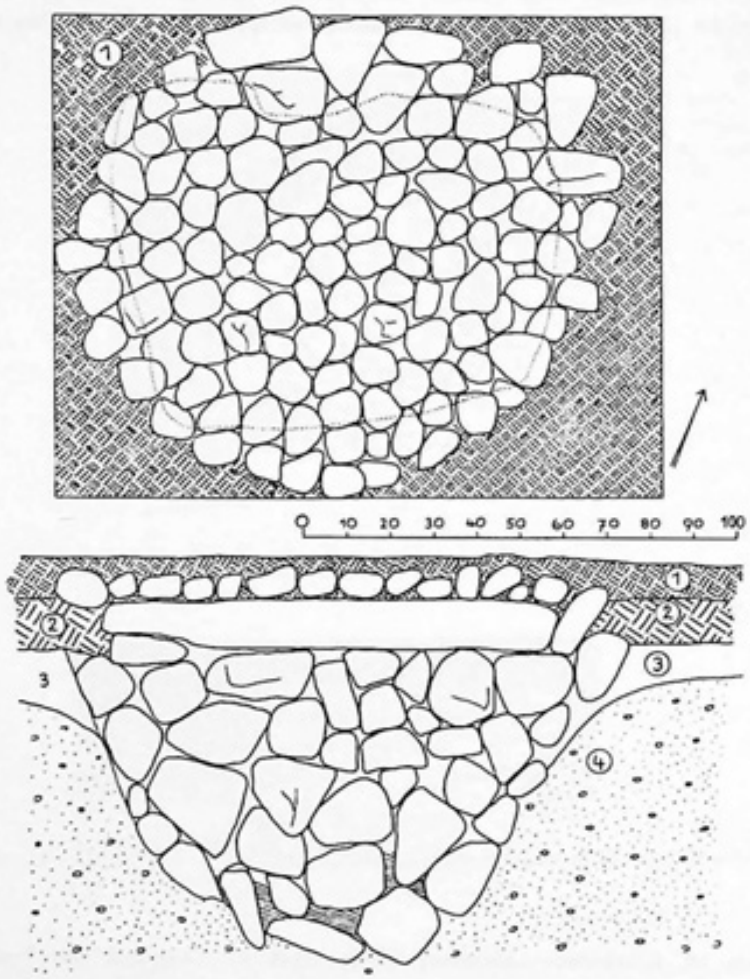


Abb. 20. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 11. Grundriß und Profil.

Grab 11.

Zwischen dem Schwimmbecken und dem Badehaus legte im Wasserleitungsgraben der Bagger die Ecke einer sehr großen Steinplatte frei, die von einer Lage gleichmäßig geschichteter, etwa faustgroßer Steine abgedeckt ist. Dieses Steinpflaster liegt im Humus (1), der nach 11 cm Stärke von einer bis in 22 cm Tiefe reichenden humosierten Sand-Lehm-Schicht abgelöst wird (2). Diese geht in eine rötlich-gelbe Lehm-

schicht (3) über, der in 30—35 cm Tiefe eine graue Sand-Schotter-Schicht folgt (4). Beim Abheben der Humusschicht zeigt sich unmittelbar unter der Rasenoberfläche ein sorgfältig geschichtetes Steinpflaster im Durchmesser von 115 cm. Der waagrecht darunter liegende Deckstein (12×80×100 cm) wird von den verstürzten Rollsteinen in der trichterförmigen Grabgrube, die sich durch ihre Sandfüllung vom umgebenden lehmigen Material (2, 3) gut abhebt, getragen. Die Grabsohle befindet sich in etwa 1 m Tiefe,

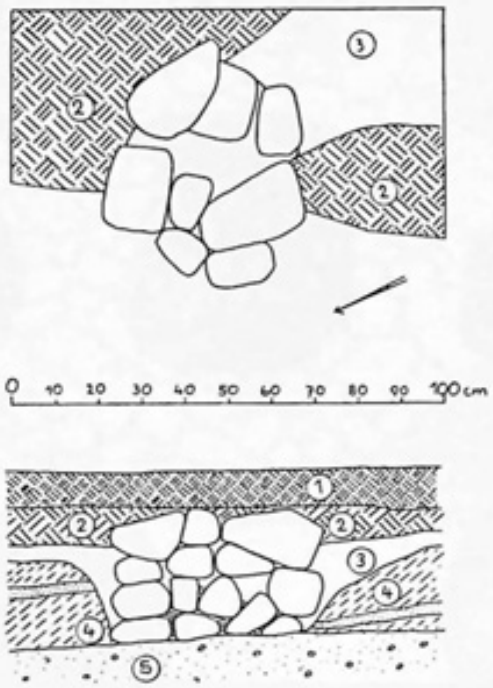


Abb. 21. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 12. Grundriß und Profil.

der Leichenbrand ist zwischen die untersten Rollsteine gedrückt. Von der Urne sind nur noch geringe Spuren in Gestalt von schwarzem, bröseligem Ton vorhanden (Abb. 20).

Keine Funde.

Grab 12.

Nordöstlich von Grab 7 ist im Fundament für ein Mäuerchen eine mit Steinen ausgekleidete Grabgrube aufgeschlossen. Im NO—SW orientierten Profil zeigt sich eine 9 cm starke Humusschicht (1), darunter eine 7—9 cm dicke Humus-Lehm-Sandschicht (2), die in eine gelbliche Lehmschicht (3) übergeht. Mit diesem Material ist auch die Grabgrube angefüllt, die eine von Sandlinsen durchsetzte Lehmschicht (4) durchschneidet und bis zur sandigen Schotterschicht (5) reicht. In der Nordhälfte der Grabgrube befinden sich vier Reihen geschichteter Rollsteine noch in situ übereinander, die südliche Grabhälfte ist mit verstürzten Steinen angefüllt. Nach Abheben der Humus-

schicht (1) wird die ovale Grabgrube sichtbar, die sich im S von der gelblichen Lehmschicht kaum, vom humosierten sandigen Lehm aber besser abhebt. Deckplatte ist nicht vorhanden, wenige Scherben eines groben Gefäßes und etwas Leichenbrand sind zwischen den untersten Steinen verstreut. Tiefe der Grabgrube 40 cm (Abb. 21).

Keine Funde.

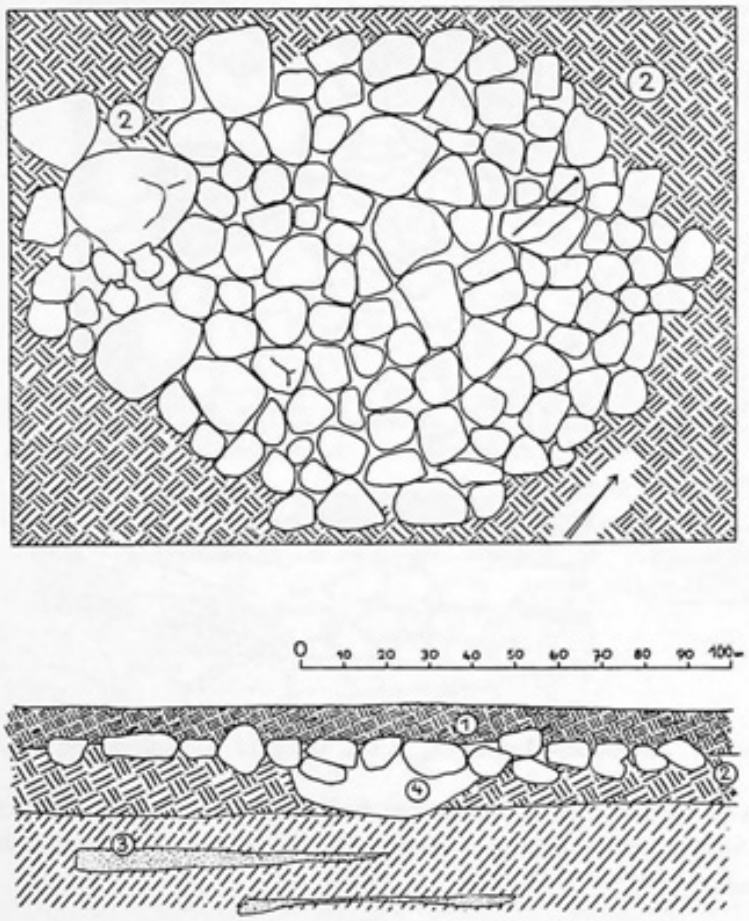


Abb. 22. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 13. Grundriß und Profil.

Grab 13.

Nördlich der Längsseite der Baugrube für das Schwimmbecken wurde Grab 13 aufgedeckt. Unter 10 cm dickem Humus (1) beginnt das in eine Humus-Sand-Lehm-Schicht eingebette Rollsteinlager (2). Eine kleine, mit Sand angefüllte Grube (4) liegt auf einer mit Sandlinsen durchsetzten Lehmschicht (3), bzw. reicht wenige cm in sie hinein. Beim Abheben der Humusschicht wird ein ovales, 1,2×1,6 cm großes Steinpflaster 7 cm unterhalb der heutigen Oberfläche sichtbar. Auf den Steinen des östlichen

Pflasterteiles liegt eine Bronzenadel, im westlichen Pflasterteil befinden sich zwischen den Steinen zwei kleine Tassen, die den Leichenbrand enthalten. Die kleine Grube im Zentrum des Pflasters unterhalb der Steine ist fundleer (Abb. 22).

Tasse, gelbgrauer, ziemlich feiner Ton. Oberfläche geschlickert, gut geglättet. Mundsaum kräftig ausladend, Hals schwach konisch zur Schulter sich verengend, Halsansatz durch aufgelegte umlaufende Tonleiste betont. Bauch schwach kugelig, untere Hälfte durch kleinen Einzug von der Standfläche abgesetzt. Standfläche von der Wand durch eine Furche abgehoben, schwache Delle. Von der halben Halshöhe ein Bandhenkel zur Schulter führend, Ansatzstellen stark ver-



Abb. 23. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1—3: Grab 13.

breitert, Wandansatz durch eine zarte Rille abgehoben. In der Höhe des unteren Henkelansatzes ein waagrechtes vierfaches Linienband, unterhalb des Henkelansatzes zwei senkrechte Linienbündel aus 7 und 5 Linien bestehend, und unterhalb des Wandeinzuges ein aus drei Linien bestehendes flaches Band. H. 8,1 cm, Mdm. 6,6 cm, Bdm. 7,5 cm, Stfl. 3,4 cm, Henkelbr. 1,7 cm, Ansatzbr. oben 3,7 cm, unten 3,6 cm (Abb. 23/2 a—c, 14/5 a, b).

Tasse, gelbbrauner, ziemlich feiner Ton. Oberfläche geschlickert, gut geglättet. Form und Verzierung wie das obige Stück, nur die beiden senkrechten Linienbündel unterhalb des Henkelansatzes fehlen. H. 9,3 cm, Mdm. 8,1 cm, Bdm. 9,3 : 9,2 cm, Stfl. 4,9 cm, Henkelbr. 1,7 cm, Ansatzbr. oben 3,8 cm, unten 3,6 cm (Abb. 23/3 a, b, 14/6 a, b).

Kugelkopfnadel, Bronze. Kopf oben etwas abgeplattet, Körper durch 3 Querrillen profiliert, Hals verdickt und 20mal gerillt, dadurch stark gewulstet. Schaft korrodiert, Ende etwas abgebogen, Spitze abgebrochen. Erh. L. 19,7 cm, Dm. d. Kopfes 1,3 cm, H. d. Kopfes 1 cm, L. d. gewulsteten Halses 5,1 cm (Abb. 23/1, 14/4).

Grab 14.

5 m südlich von Grab 13 schneidet die Baumaschine im Wasserleitungsgraben eine weitere Bestattung an. 12 cm starker Humus (1) bedeckt eine an der Oberkante humosierte (2) sandige Lehmschicht (3), die in ca. 24 cm Tiefe auf einer gegen W fallenden rötlich-gelben Lehmschicht (4) aufliegt. In 42—50 cm Tiefe folgt eine waagrecht gebänderte hellgraue Schotter-Sand-Schicht (5). Die sich nach unten zu verengende Grabgrube ist mit verstürzten großen Rollsteinen und sandigem Lehm angefüllt. Sie reicht bis in 85 cm Tiefe. In 25 cm Tiefe zeigt das nördlich des Aufschlusses angelegte Planum, daß die oberste Steinlage im O von der sandigen Lehmschicht (3), im W von deren humosierten Oberkante eingeschlossen wird. Im östlichen Teil der Grabgrube befinden sich zwischen den untersten Rollsteinen die Bruchstücke eines kleinen Grabgefäßes, zwischen denen die Reste einer Tasse liegen. Der Leichenbrand findet sich auf dem Boden des Grabgefäßes, zwischen ihm liegen die Reste eines Reifes (Abb. 24).

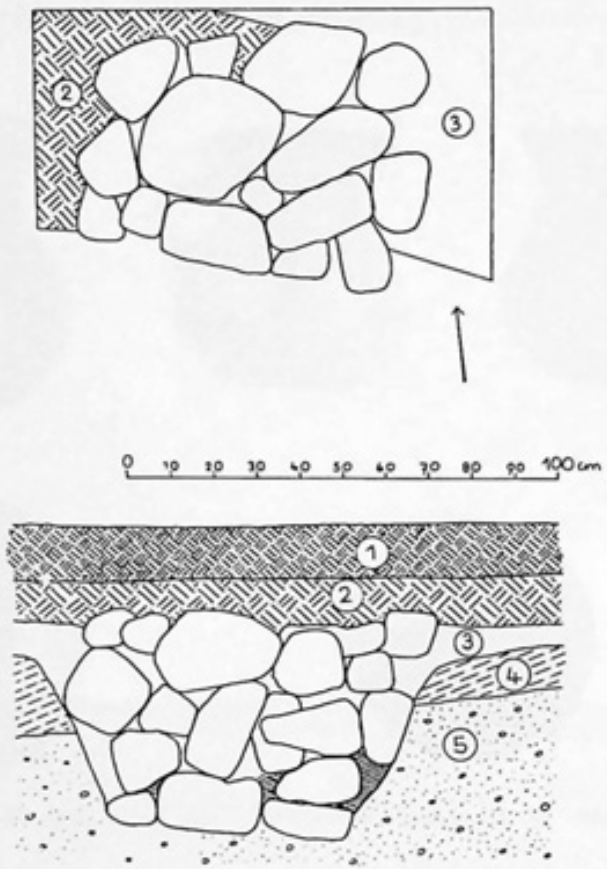


Abb. 24. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 14. Grundriß und Profil.

Stark beschädigtes Gefäß (Ossuar), gelbbrauner, grober, stark steinchengemagerter Ton. Innen- und Außenfläche roh. Standfläche unregelmäßig, von der konisch aufsteigenden Wand gut abgesetzt. Wand bis etwa zur größten Bauchweite erhalten. Stfl. 11,9 cm, erhalt. H. 15,1 cm, ergänzte H. ca. 20 cm, Bdm. ca. 25,8 cm (Abb. 16/1).

Stark beschädigte Tasse, dunkelbrauner, ziemlich grober, mit Steinchen gemagerter Ton. Oberfläche geschlickert, schwach geglättet. Mundsaum waagrecht abgeschnitten, Hals leicht konvex eingezogen, von der Schulter schwach abgesetzt, Bauch kräftig vorspringend, zur Standfläche sich konisch verengend. Vom Mundsaum zur Schulter kräftiger Bandhenkel ziehend. H. 9,7 cm, Mdm. 10,3 cm, Stfl. 7 cm, Henkelbr. 2,2 cm (Abb. 11/3, 16/3 a, b).

5 Stücke eines Reifes, Bronze. Oberfläche schwach tordiert, Enden glatt. Dm. etwa 5,7 cm, D. 0,4 cm (Abb. 16/2).

Reste von Leichenbrand.

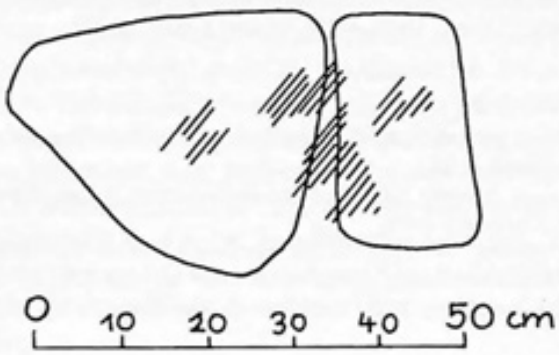


Abb. 25. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. Grab 15. Grundriß.

Grab 15.

9,7 m nordwestlich von Grab 14 wurde vom Bagger eine Bestattung ausgehoben. Im ausgeworfenen Material findet sich außer großen Steinen das Bruchstück eines kleinen Tongefäßes neben Leichenbrandresten. Zwischen zwei noch im Boden verbliebenen und zum Grab gehörigen Steinen liegt noch etwas Holzkohle mit Knochenklein vermischt (Abb. 25).

Keine Funde.

Grab 16.

Auf dem Grund der Villa Hoerde (Haus Hiltorp) 1950 gefunden.

IV. Die Funde von der Parz.-Nr. 3108/2.

Nach Mitteilung von Herrn M. Rupert handelt es sich um drei Fundstellen, deren Bestände nach einer brieflichen Auskunft vom 22. 12. 1965 folgende Zuordnung besitzen: Fundstelle 1: Nr. 1—4, Fundstelle 2: Nr. 5, 6; Fundstelle 3: Nr. 7.

Fundstelle 1.

Nr. 1: 11 kleine Bruchstücke eines kleinen Gefäßes, dunkelbraungrauer, ziemlich feiner Ton, Oberfläche leicht geschlickert.
5 kleine Bruchstücke eines Gefäßes, dunkelbraunschwärzlicher, grober Ton mit Steinchenmagerung, Oberfläche rotbraun geschlickert.
1 Stückchen Holzkohle.

Nr. 2: 13 kleine Bruchstücke eines Gefäßes, dunkelbrauner, wenig feiner Ton, leichte Steinchenmagerung, Oberfläche korrodiert.

Nr. 3. 9 Wand- und 1 Bodenstück eines Gefäßes, braungrauer, grober Ton mit kräftiger Steinchenmagerung (Abb. 12/8).

Nr. 4: Stark beschädigte Tasse, schwarzbrauner, ziemlich feiner Ton. Oberfläche geschlickert und geglättet. Erhalten der zylindrische Halsansatz auf gequetschtkugeligem Bauch, kleine Standfläche sehr tief gedellt. Schlicker außen um die Standfläche ringartig und in der Delle abgelöst — Spuren eines angesetzten Standringes? Auf der Schulter Henkelansatz, auf der Bauchwand schwache senkrechte Kannelur. Erh. H. 5,6 cm, Hdm. 6,3 cm, Bdm. 9,1 cm, Stfl. 3,6 cm, Dellentiefe 0,9 cm (Abb. 12/7).

Fundstelle 2.

Nr. 5: 2 Wandstücke eines großen Gefäßes, graubrauner, grober Ton mit sehr starker Steinchenmagerung, Oberfläche rauh.
2 Wandstücke eines kleinen Gefäßes, dunkelbrauner, feiner Ton (Abb. 12/6).
Reste von Leichenbrand.

Nr. 6: Randstück eines großen Gefäßes, graubrauner, grober Ton mit sehr starker Steinchenmagerung. Zylindrischer Hals, Mundsaum schwach ausladend, Außenfläche mit zarter Fingertupfenreihe versehen. Schulter schwach abgesetzt (Abb. 12/5).

Fundstelle 3.

Nr. 7: 15 verschieden große Wandstücke eines Gefäßes, dunkelbrauner, ziemlich feiner Ton, Oberfläche geschlickert, gut geglättet. Form nicht näher feststellbar (Abb. 12/4).

V. Auswertung.

Vor der Erörterung der zeitlichen Stellung der Lebenberger Gräber ist noch das Ergebnis der von H. Neuninger durchgeführten spektrographischen Untersuchung des Messers aus Grab 5, der Nadel aus Grab 13 und des Metallklümpchens aus Grab 2 vorzulegen (vgl. Tab. 1).

Tabelle 1.

Anal. Nr.	Objekt	Cu	Sn	Ag	As	Fe	Mn	Ni	Pb	Sb	Zn	Bi	Cr	Au	Co	Te
3888	Grab 5, Messer	HM	++	+	Sp	+	Sp	Sp	Sp	Sp	—	Sp	Sp	Sp	Sp	—
3889	Grab 13, Nadel	HM	++	+	+	++	Sp	Sp	+	Sp	Sp	Sp	?	Sp	Sp	—
3890	Grab 2, Klümpchen	HM	++	+	Sp	++	Sp	Sp	+	Sp	—	Sp	—	Sp	Sp	—

Alle drei Objekte sind aus Bronze gefertigt, wie der hohe Gehalt an Sn zu erkennen gibt. Das für die Herstellung verwendete Kupfer zeigt eine Elementkombination, die mit jener des Berta-Gruben-Kupfers [2]) im wesentlichen übereinstimmt.

Das nun in einem reicheren Bestand vorliegende Fundgut aus dem Lebenberger Gräberfeld reiht sich gut in die Nordtiroler Urnenfelderkultur ein. Die besondere Bedeutung des Gräberfeldes liegt außer dem schon veröffentlichten Grab 16 (Villa Hoerde, Haus Hiltorp) vor allem in den Gräbern 5 und 13, die einen willkommenen Beleg für die früheste Phase der Urnenfelderzeit in Nordtirol darstellen.

Die Beisetzungsart ist, wie üblich, nur die Brandbestattung, wobei sowohl die Brandstreuung — allerdings nicht sehr deutlich ausgeprägt, da der Leichenbrand durchwegs in die Steinlage gepreßt anzutreffen ist — als auch die Beisetzung in einer Urne oder in zwei Tassen (wie in Grab 13) nachgewiesen ist.

Die Gräber besaßen durchwegs einen Steinschutz, der zur Zeit der Beisetzung wohl auch oberirdisch das Grab zu kennzeichnen hatte. Grab 4 ist selbst heute noch durch ihn sichtbar gewesen. Der in Nordtirol nicht selten nachgewiesene Steinschutz [3]) wurde auch zur Typisierung der Grabanlagen verwendet, wobei man hauptsächlich zwischen Steinkisten (aus Platten), Steinkammer (meist aus Rollsteinen mit einer Deckplatte) und Steinpackung unterschied (von A. Kasseroler als Platten-, Koppengrab und Steinhügel benannt). Der Lebenberger Friedhof hat keine echte Steinkiste ergeben, doch kommen die verschiedenen Arten von aus Rollsteinen schachtartig aufgemauerten Kammern mit Deckplatten-Verschluß vor; hiebei war in den meisten Fällen auch die alte Ausschachtungsgrube zu beobachten. Eine Orientierung solcher Anlagen ist jedoch kaum möglich, weil die bedeckende ovale bis kreisförmige Steinlage kaum eine bestimmte Himmelsrichtung angibt. Bei entsprechend langen Steinkisten kann jedoch eine solche Orientierung festgestellt und zuweilen auch durch die Art der Grabbeigaben-Deposition näher bestimmt werden.

Für die einzelnen Gräber soll nun eine genauere zeitliche Zuordnung versucht, bzw. näher vergleichbares Parallelmaterial genannt werden.

G r a b 1 zeichnet sich durch eine überdimensionierte eimerartige Urne (Abb. 8/1, 9/) aus, die in Tirol öfters nachweisbar ist. Vor allem ergab das reiche Gräberfeld in Volders vergleichbare Formen, so Grab 78, 102, 226, 234, 258, 345 und 419, um nur engere Parallelen anzuführen. Auch Mühlau-Grab 59 [4]) ist durchaus vergleichbar. Die Form des Lebenberger Stückes ist nicht aussagekräftig, ebenso das mitgefundene Randstück eines weiteren groben Topfes (Abb. 9/3). Dies ist umso bedauerlicher, als damit zur Datierung des Eisenstiftes (Abb. 9/2), der in unmittelbarer Nachbarschaft der Urnenwand gefunden wurde, nichts beigetragen werden kann. An seiner Zugehörigkeit zum Grab 1 ist nicht zu zweifeln, obwohl er nicht wie das Randstück Abb. 9/3 oder der Leichenbrand in der Urne geborgen war. Daraus ergibt sich aber die Frage, wie früh wir überhaupt Eisen in der Urnenfelderzeit ansetzen dürfen. Allgemein wird heute Eisen erst für Hallstatt B und dazu innerhalb dieser Zeit noch relativ spät als bekannt vorausgesetzt, wofür einige eisentauschierte Bronzeobjekte allerdings eindeutige Beweise liefern [5]). Schwieriger wird es, wenn nicht die Tauschierung, sondern ein geschlossener Fund das frühe Eisen erweisen soll. Für Hallstatt A scheint mir hier der Grabfund von Babenhausen [6]) am sichersten zu sein, weil sein Inventar für eine so frühe Zeitstellung spricht und sich unter ihm auch ein Eisenring befindet. Wenn schon das Grab 16 (Villa Hoerde, Haus Hiltorp) eine Belegungsdauer des Friedhofes bis Hallstatt B andeutet,

wäre wohl auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Zeitstufe III von K. H. Wagner über Hallstatt A hinaus dauert, oder daß im Sinne von H. Müller-Karpe noch eine Zeitstufe IV auszugliedern wäre [7]). In diese würde dann wohl auch das Grab 1 zu stellen sein.

Leider bestehen die Beigaben aus den Gräbern mit eimerförmigen Urnen meist nur aus Gefäßen, die daher nicht sehr aussagekräftig sind. Doch scheinen manche Formen des Volderer Gräberfeldes zu verraten, daß gerade dieser Eimertyp die sonst so beliebten Urnen mit zylindrischem Hals und waagrecht ausladendem Mundsaum ablöst. Einen verwertbaren Beweis dafür kann vielleicht das Grab 399 aus Volders erbringen, in dem unter anderen Beigaben auch eine verzierte Nadel ohne eigentlichen Kopfabschluß gefunden wurde, die aber in Grab 390 des gleichen Gräberfeldes mit einem typischen Hallstatt-B-Messer mit aufgeschobenem Beingriff vergesellschaftet ist. In diesem Grab befindet sich auch noch ein hoher kannelurverzierter Becher mit kegeligem Hals, wie er in gleicher Form in Grab 397 mit einer Urne des Eimertypus nachgewiesen ist [8]). Es wäre demnach in gleicher Weise vertretbar, das Grab 1 gemeinsam mit dem Grab 16 (Haus Hiltorp) in die späteste Phase des Lebenberger Gräberfeldes zu stellen.

Grab 2 läßt sich nicht näher zeitlich bestimmen, während das Henkelgefäß aus Grab 3 mit seinem bilobata-Henkel (Abb. 8/2, 9/6) in eine engere Relation mit dem Grab 5 gebracht werden kann.

Grab 4 ist mit seinen Gefäßformen (Abb. 12/1—3) sicher in Hallstatt A zu stellen; die beiden kugeligen Gefäße lassen sich mit einem ebenfalls knopfverzierten Gefäß aus Matrei am Brenner vergleichen, das aber ohne Grabzusammenhang auf uns gekommen ist [9]).

Grab 5 stellen wir an den Übergang von Zeitstufe I zu Zeitstufe II nach K. H. Wagner, also in den Frühabschnitt von Hallstatt A. Das Messer mit der ausgebrochenen einnietigen Griffplatte (Abb. 13/2, 14/3) gehört sicher in den ältesten Abschnitt der Urnenfelderzeit. Interessant aber ist vor allem das ritzverzierte Gefäß mit dem Mittelsteg-Henkel (Abb. 13/3 a, b, 14/1 a, b). Der Ritzdekor des Gefäßes läßt sich direkt mit der reichen Verzierung auf den Gefäßen aus dem zweiten Wagengrab von Mengen [10]) vergleichen. Dies gilt besonders für die schräg schraffierten spitzwinkeligen Dreiecke, die ein hängendes, bordürenartiges Ornament ergeben. Die Keramik aus Mengen läßt noch andere Elemente erkennen, die gleichfalls auf der Keramik von Grab 5 auftreten, u. zw. schräggestrichelte Zierleisten, Hofbuckel, sanduhrförmige Henkel und Fischgrätenmuster. Von S. Schiek wird das Mengener Grab in Bronzezeit D gestellt, was trotz des Wagens mit Dolch, Messer mit nasenförmig verbreiteter Spitze und Kerbschnittkeramik nahegelegt wird. Zum Steghenkel gibt ein Krug aus Volders-Grab 161 [11]) einen verwertbaren Hinweis, auch wenn hier der Henkel aus zwei Bandhenkeln zusammengesetzt ist, wie es ja für die ansa bilobata eigentlich kennzeichnend ist. Die auf dem Volderer Gefäß in flächenfüllenden Dreiecken angebrachte Kannelur verweist das Grab in die Zeitstufe II nach K. H. Wagner, d. h. in das frühe Hallstatt A. Da die im Grab 5 nachgewiesene Messerform noch in Hallstatt A vorkommt, scheint uns also dessen Zuweisung in die Übergangsphase Bz D/Hst A gerechtfertigt.

Grab 6 ergab bloß den fingertupfenverzierten, waagrecht ausladenden Mund-

saum eines großen Gefäßes (Abb. 16/4), dessen nähere zeitliche Bestimmung kaum möglich erscheint.

Das leider nur aus einer unsicheren Rekonstruktion erschließbare Gefäß aus Grab 7 (Abb. 16/6) wird durch den Wandbuckel und die geriefte Schulterleiste als ebenfalls früh innerhalb Hallstatt A bestimmt.

Die Tasse aus Grab 8 (Abb. 16/7) soll wegen ihrer Bodenbildung mit der abgesetzten Delle mit den beiden Tassen aus Grab 13 verglichen werden, wobei sich ihre Form mit den Mengener Gefäßen vergleichen läßt [12]).

Wichtige Hinweise auf eine frühe Belegung des Lebenberger Gräberfeldes gibt Grab 13. Seine beiden vollständig erhaltenen Tassen (Abb. 23/2, 3; 14/5, 6) lassen sich nur schwer mit Tiroler Gegenstücken vergleichen, auch wenn der hängende, tief sitzende Bauchknick nach K. H. Wagner das Kennzeichen seiner Zeitstufe I darstellt. Die rillenverzierte Nadel mit dem fast doppelkonischen Kugelkopf (Abb. 23/1; 14/4) spricht gleichfalls für eine frühe Einordnung, sodaß Grab 13 etwa gleichzeitig mit Grab 5, wenn nicht sogar noch etwas vor ihm anzusetzen ist. Dieser frühe Ansatz wird noch durch eine weitere Beobachtung gestützt. An beiden Tassen wie auch an der Tasse aus Grab 8 ist der Boden in einer besonderen Weise gestaltet, indem er wie nach innen gedrückt erscheint und sich dadurch ganz scharf von der Gefäßwand absetzt. H. Wocher hat diese Art der Standflächenbildung als „Medaillon-Boden" an Hand der Grabkeramik aus Kressbronn herausgestellt [13]). Rixheimschwert, Vollgriffdolch, Lanze und unter anderem auch noch eine Mohnkopfnadel verweisen das Kressbronner Grab in die älteste Phase der Urnenfelderzeit und wird daher von H. Wocher in den Übergang Bz D zu Hst A gestellt. Die dazugehörige Keramik trägt zonal betonten Kerbschnitt und besitzt sanduhrförmige Henkel. In dem näher an Kitzbühel heranliegenden Straubing hat das Material von der Fundstelle „Im Königreich" bei einer Tasse und bei einem Schälchen die gleiche Bodengestaltung ergeben [14]), sodaß gerade diese Eigenart die Auseinandersetzungen zwischen Hügelgräber- und Urnenfelderkultur deutlich werden läßt. So sei in diesem Zusammenhang auch noch auf eine Tasse aus einem Hügelgrab in Marbach (Württemberg) hingewiesen, die nach F. Holste der Spätbronzezeit angehört [15]). Sie gleicht in Einzelheiten unseren beiden Tassen: trichterförmiger Hals, Leiste in der Halskehle, zwei Linienbänder auf der Schulter und der Bauch gegen den Unterteil durch einen Einzug abgesetzt. Die Standfläche ist von F. Holste nicht beschrieben, doch wäre es nicht überraschend, wenn auch die Marbacher Tasse gleichfalls einen „Medaillon-Boden" besäße.

Grab 10 und Grab 14 zeigen eine ähnliche Tassenform (Abb. 14/3; 16/3 a, b), weshalb wir diese beiden Gräber zeitlich näher zusammenrücken wollen. Der tordierte Armreif aus Grab 14 (Abb. 16/2) ist für eine zeitliche Zuordnung aber völlig ungeeignet, während die Form des Leichenbrandbehälters (Abb. 16/1) kaum eine nähere zeitliche Bestimmung gestattet. Wir möchten aber auf Grund allgemeiner Formtendenzen die Gräber 10 und 14 in eine entwickelte Phase von Hallstatt A stellen.

Ähnliches gilt wohl auch für die Tasse mit tiefer Bodendelle (Abb. 12/7) von Fundstelle 1, die mit einer gleichfalls senkrecht kannelierten Tasse aus Mühlau-Grab 74 verglichen werden kann [16]). Bemerkenswert erscheint, daß der ebenfalls kanne-

lierte formenmäßig ähnliche Henkeltopf aus dem gleichen Mühlauer Grab einen sehr gut abgesetzten Fuß besitzt.

Die Gefäßreste aus den beiden anderen Fundstellen, die den topographischen Anschluß an das Grab 16 (Haus Hiltorp) herstellen, sind für eine nähere zeitliche Bestimmung kaum verwertbar.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß das Gräberfeld vom Lebenberg bei Kitzbühel nicht nur für das Weiterleben der Hötting-Morzg-Gruppe in Hallstatt B, sondern auch für die früheste Ausprägung der Urnenfelderkultur auf Nordtiroler Boden entscheidende Hinweise geliefert hat. Die Frühphase, durch die Gräber 13, 5, 8 und 7 vertreten, läßt auch bestattungsmäßig einen gewissen Unterschied zur späteren Zeit erkennen. Denn es fungieren entweder kleine Gefäße als Aschenbehälter oder es ist die für Bz D so kennzeichnende Leichenbrandstreuung nachweisbar. Die nächste Phase, also volles Hst A, wird durch Grab 4 belegt, während die in Hst B hinüberleitende Spätzeit mit den Gräbern 1, 10, 14 und die Fundstelle 1 belegt erscheint. Grab 16 (Haus Hiltorp) ist durch seine Lanzenspitze eindeutig Hst B zuzuweisen.

Schließlich noch einige Worte über den Eisenstift aus Grab 1. Da an seiner Zugehörigkeit zu dieser Bestattung nicht gezweifelt werden kann, ergibt sich also die Frage, ob aus der rohstoffmäßigen Zusammensetzung des Stiftes ein Anhaltspunkt für die oben angedeutete frühe Eisengewinnung gewonnen werden kann. Das Ergebnis der von H. Neuninger durchgeführten spektrographischen Untersuchung, für die wir nochmals bestens danken, ist nachstehend angeführt.

Anal. Nr.	Objekt	Cu	Sn	Ag	As	Fe	Mn	Ni	Pb	Sb	Zn	Bi	Cr	Au	Co	—
4068	Eisenstift Grab 1	+	—	—	—	HM	Sp	Sp	Sp	—	Sp	—	—	—	?	

Neben der Hauptmenge Fe ist also Cu in mehrprozentigem Anteil nachgewiesen. Mit ihm verbindet sich der Spurennachweis von Ni, Pb und Zn, wobei die ganz geringe Spur von Co nach unseren bisherigen Erfahrungen eine ostalpine Lagerstätte andeutet. Nun ist es nicht uninteressant festzustellen, daß die Erze der dem Lebenberg unmittelbar gegenüber liegenden Lagerstätte Schattberg durch einen Spurennachweis von Ni, Pb und Zn ausgezeichnet sind, daß aber auch bei den Erzen dieser Lagerstätte Sb vollständig fehlt. Hingegen ist Fe in einem weit über 10%igen Anteil nachzuweisen [17]). Damit wird jedoch die Annahme nahe gelegt, den Rohstoff für den Eisenstift aus Grab 1 mit der Schattberger Lagerstätte in Verbindung zu bringen. Wenn nun das Messer aus Grab 5 (Anal. Nr. 3888) und die Nadel aus Grab 13 (Anal. Nr. 3889) aus einem Kupfer hergestellt sind, die mit der Lagerstätte Bertagrube bei Schwaz in Beziehung gesetzt werden darf, so fügt sich dies ausgezeichnet in die oben begründete Zuweisung der beiden Gräber in die Frühphase Bz D/Hst A. Man wird deshalb annehmen dürfen, daß zu dieser Zeit der Abbau der Schattberger Lagerstätte im Gegensatz zur Kelchalm bei Kitzbühel/Aurach noch nicht aufgetan wurde, sondern daß dies erst während der vorgeschrittenen Hallstatt A-Phase erfolgte. Doch hat man die Beziehun-

gen zur Bertagruben-Produktion auch noch in Hallstatt B aufrecht erhalten, wie durch die Lanzenspitze aus Grab 16 (Haus Hilltorp) erwiesen ist (Anal. Nr. 427) [18]). Sollte sich die hier über die Herkunft des Eisens für den Stift aus Grab 1 geäußerte Vermutung durch wohl zu erwartende weitere Funde von Eisengegenständen innerhalb der Nordtiroler Urnenfelderkultur erhärten lassen, dann würde die Frage der ältesten Eisenproduktion um Kitzbühel während Hallstatt B noch mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Von einer solchen Sicht her erscheint es auch gerechtfertigt, die in dem Lebenberger Friedhof bestattete Bevölkerung mit dem Bergbau im Schattberg-Sinwel-River in eine engere Beziehung zu bringen. Die Armut an Metallbeigaben, die so ganz im Gegensatz zu den Beobachtungen im Nordtiroler Urnenfelderbereich steht, gestattet bedauerlicherweise keine Aufgliederung der Gräber nach dem Geschlecht. Bloß für die Gräber 5 und 13 wird man wegen Messer und Nadel Frauengräber annehmen dürfen, während Grab 16 (Haus Hiltorp) durch das lang benutzte Schwert und die Lanzenspitze eine Männerbestattung zu erkennen gibt. Nimmt man an, daß durch die Grabbeigaben nicht bloß das Geschlecht der Bestatteten, sondern auch deren Stellung und Funktion im Sozialverband angedeutet wird, dann schiene es durchaus gerechtfertigt, den Toten von Grab 1 wegen des mitgefundenen Eisenstiftes mit der Erstgewinnung des Eisens in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen. So wie das Grab 340 von Volders mit seinen 78 blauen Glasperlen als Bestattung des Perlenschmelzers interpretiert werden kann [19]), so darf dies in durchaus analoger Weise auch für diese an sich so arme, in einem beschädigten Gefäß erfolgte Beisetzung versucht werden.

Anmerkungen.

[1]) R. Pittioni, Das Brandgrab vom Lebenberg bei Kitzbühel, Tirol, ArchA., 10, 1952, S. 53 ff.

[2]) H. Neuninger — R. Pittioni, Frühmetallzeitlicher Kupferhandel im Voralpenland, ArchA-Beiheft 6, 1963, S. 27.

[3]) K. H. Wagner, Nordtiroler Urnenfelder, Röm.-Germ. Forsch. 15, 1943, S. 3 ff. — A. Kasseroler, Das Urnenfeld von Volders, Schlern-Schriften, 204, 1959, S. 21 ff.

[4]) K. H. Wagner, a. a. O., Taf. 18/8, S. 95 f.

[5]) Zuletzt bei W. Kimmig, Seevölkerbewegung und Urnenfelderkultur, Studien aus Alteuropa I, 1964, S. 274 ff.

[6]) H.-J. Hundt, Ein Tüllenhaken von Babenhausen, Kr. Dieburg, Germania 32, 1954, S. 214 f, Abb. 1. — Abgebildet auch bei F.-R. Herrmann, Die Funde der Urnenfelderkultur in Mittel- und Südhessen, Röm.-Germ. Forsch. 27, 1966, Taf. 157 B, S. 164.

[7]) H. Müller-Karpe, Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen, Röm.-Germ. Forsch. 22, 1959, S. 140 f, Abb. 63.

[8]) A. Kasseroler, a. a. O., Taf. XIX/399, XVIII/390, 397. Beschreibungen S. 152 ff.

[9]) K. H. Wagner, a. a. O., Taf. 8/4.

[10]) S. Schiek, Ein Brandgrab der frühen Urnenfelderkultur von Mengen, Kr. Saulgau, Germania, 40, 1962, S. 130 ff, Abb. 5—7.

[11]) A. Kasseroler, a. a. O., Taf. XV, S. 74 ff.

[12]) S. Schiek, a. a. O., Abb. 7/31.

[13]) H. Wocher, Ein spätbronzezeitlicher Grabfund von Kressbronn, Kr. Tettnang, Germania, 43, 1965, S. 16 ff., Abb. 3/15, 16.

[14]) H.-J. Hundt, Katalog Straubing II, Die Funde der Hügelgräberbronzezeit und der Urnenfelderzeit, Materialheft zur bayer. Vorgesch., 19, 1964, Taf. 59/9, 64/1, S. 65 und 64.

[15]) F. Holste, Die Bronzezeit in Süd- und Westdeutschland, Handbuch d. Urgesch. Deutschlands, 1, 1953, S. 62, Taf. 18/9. — Die Erstveröffentlichung mit einer undeutlichen Abbildung bei G. Sixt, Untersuchung von Grabhügeln bei Marbach, OA. Münsingen, Fundber. a. Schwaben, VII, 1899 (1900), S. 30 ff. — Hügel 3, S. 34 f, Abb. 11.

[16]) K. H. Wagner, a. a. O., Taf. 20/74, S. 102 f.

[17]) Noch nicht veröffentlichte Erz-Untersuchungen.

[18]) R. Pittioni, Urzeitlicher Bergbau auf Kupfererz und Spurenanalyse, ArchA-Beiheft 1, 1957, S. 51.

[19]) H. Neuninger — R. Pittioni, Woher stammen die blauen Glasperlen der Urnenfelderkultur? ArchA, 26, 1959, S. 52 ff., Anm. 29.

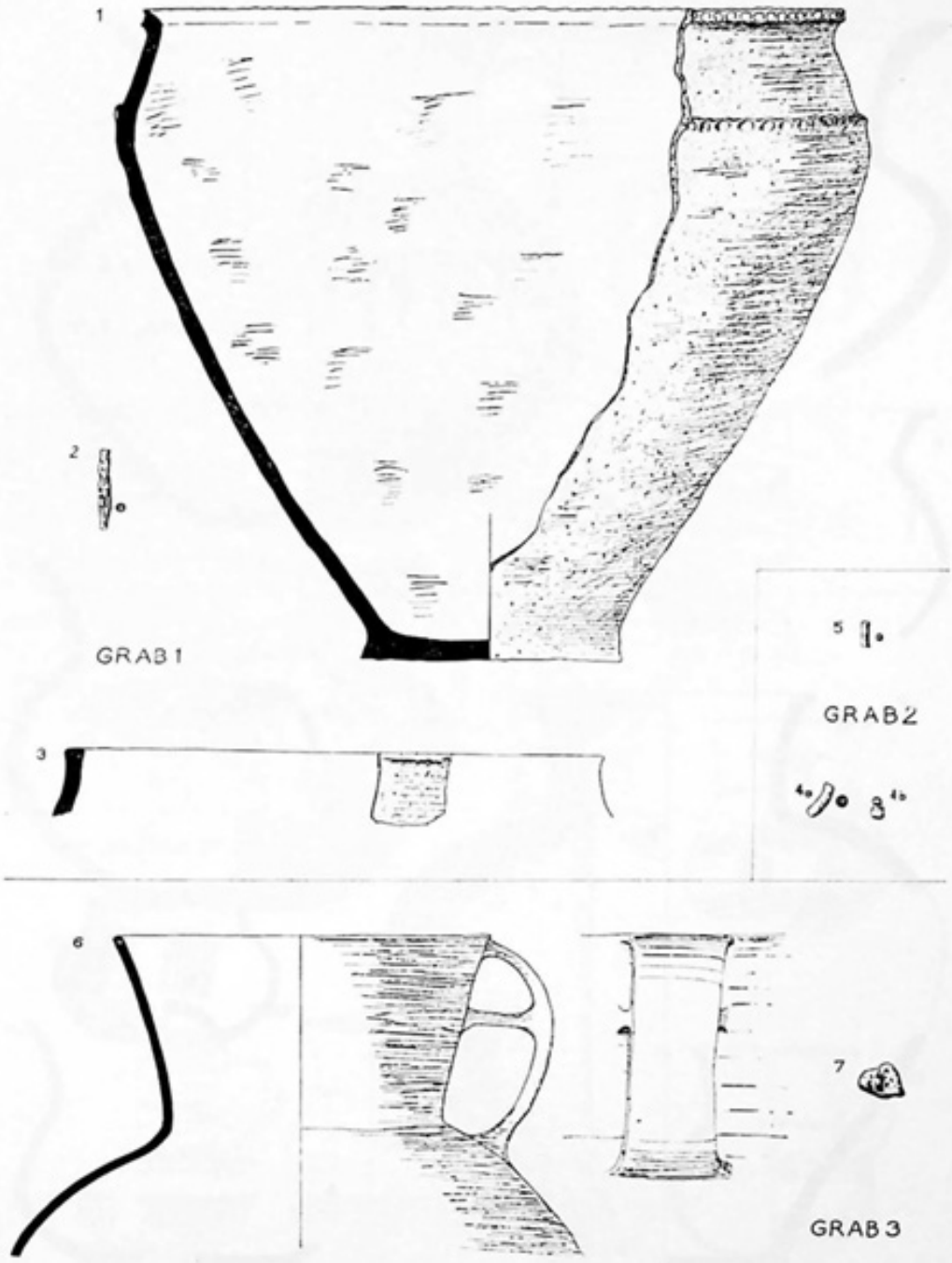


Abb. 9. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1—3: Grab 1; 4 5: Grab 2; 6, 7: Grab 3.

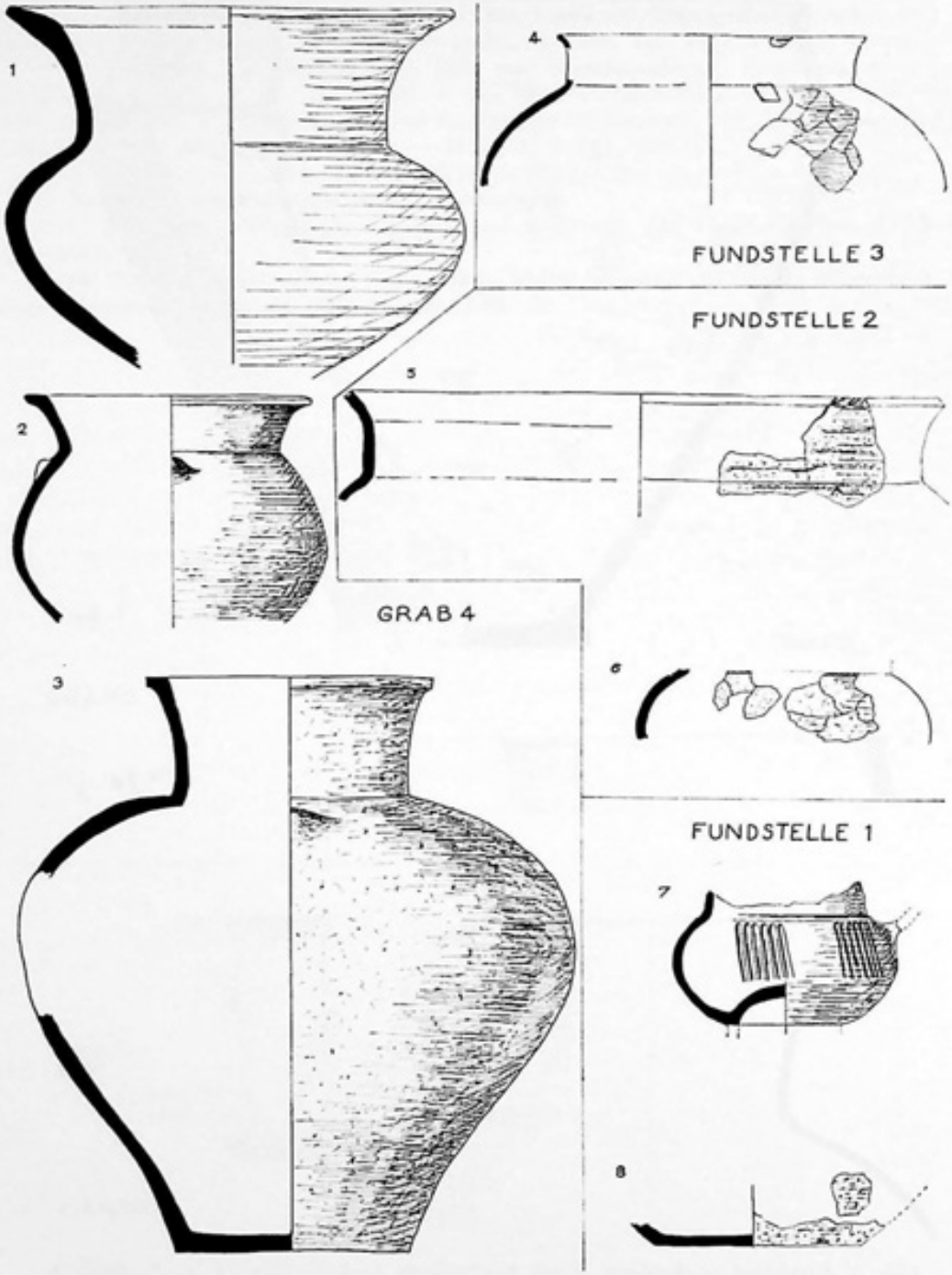


Abb. 12. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1—3: Grab 4; 4: Fundstelle 3; 5, 6: Fundstelle 2; 7, 8: Fundstelle 1.

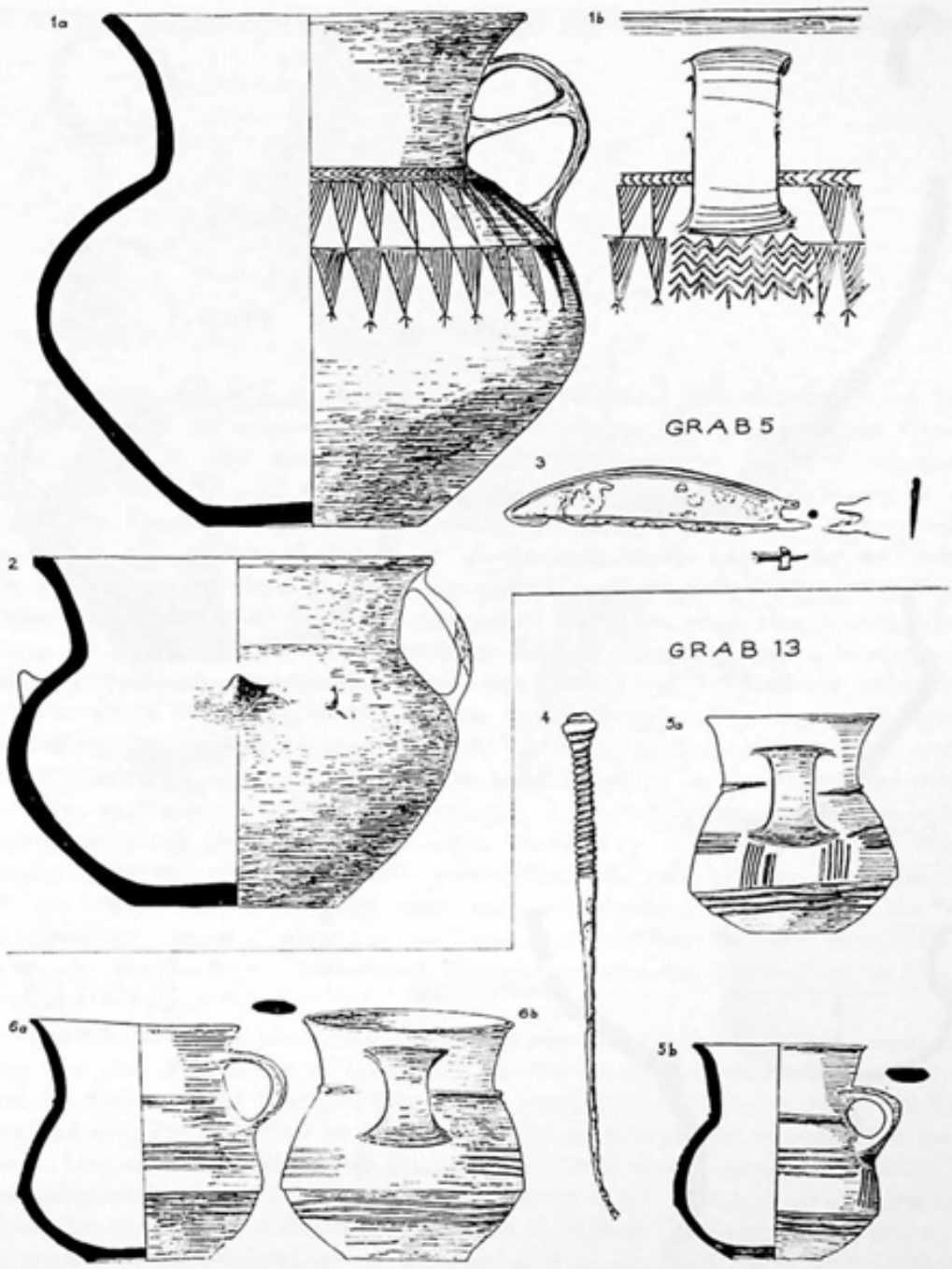


Abb. 14. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1—3: Grab 5; 4—6: Grab 13.

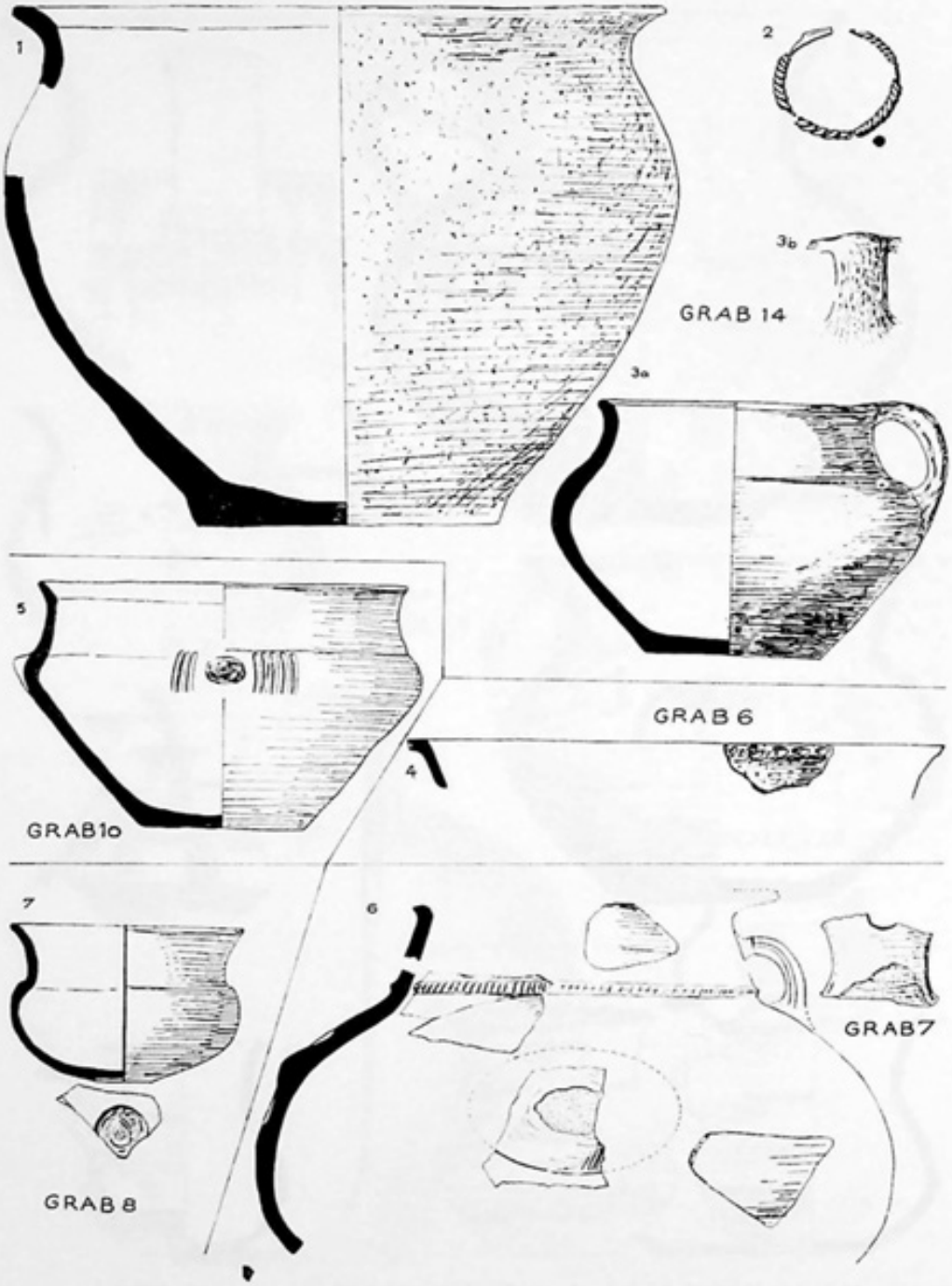


Abb. 16. Kitzbühel—Lebenberg, Tirol. 1—3: Grab 14; 4: Grab 6; 5: Grab 10; 6: Grab 7; 7: Grab 8.

Das Neolithikum in Ungarn

Von Ida Bognár-Kutzián, Budapest.

Mit 8 Abbildungen.

Ziel dieser Arbeit ist es, einen skizzenhaften Überblick über den derzeitigen Stand der Erforschung des ungarischen Neolithikum zu geben. Die geographischen Grenzen unseres Überblicks sind durch die territoriale Ausdehnung des heutigen ungarischen Staates bestimmt, die zeitliche Erstreckung reicht vom Beginn des Neolithikum bis zum Beginn der Kupferzeit. Auf eine Erörterung der Forschungsgeschichte muß verzichtet werden, wenngleich dadurch noch besser als mit einer bloßen Darstellung der wichtigsten Quellen und Resultate die Ausgangsposition für weitere Arbeiten festgelegt werden könnte. Im folgenden möchten wir insbesondere diejenigen ungarischen Funde hervorheben, die Rückschlüsse auf die Beziehungen der einzelnen neolithischen Gruppen und Kulturen zueinander ermöglichen. Zweck und Umfang der vorliegenden Abhandlung gestatten keine Vertiefung in Einzelheiten, geschweige denn eine eingehende Beweisführung für unsere Behauptungen. In erster Linie geht unser Bestreben dahin, anstatt einer Charakterisierung der einzelnen Kulturen und Gruppen — welche nur dort erfolgt, wo keine erreichbaren Publikationen vorliegen — deren Bedeutung und chronologische Position innerhalb des gesamten ungarischen Neolithikum zu umschreiben. Wir wählen deshalb diesen Weg, um im Labyrinth des gewaltigen und mannigfaltigen Fundmaterials, der oft komplizierten stratigraphischen Situation einzelner Fundorte und der Veröffentlichungen, deren Aussagekraft eine sehr unterschiedliche ist, jenen eine Hilfe zu bieten, die eine kurze und umfassende Orientierung über das Neolithikum in Ungarn gewinnen wollen [1]).

Auch während des Neolithikum sind eindeutige Anzeichen von Verbindungen zwischen Ost- und Westungarn zu beobachten, obwohl die in den beiden großen Regionen lebenden Kulturen und Gruppen voneinander verschieden sind. Die in Nord-Süd-Richtung laufende Trennungslinie ist übrigens auch in der Slowakei zu erkennen, wo, genau wie in Ungarn, die östlichen von den westlichen Landesteilen kulturell abweichen. Es sind allerdings immer wieder kleinere Verschiebungen der Grenzen der Verbreitungsgebiete der einzelnen neolithischen Kulturen zu beobachten. In Nordungarn verläuft die Trennungslinie im Neolithikum im wesentlichen über das Bükk- bzw. Mátra-Gebirge, im Süden verschiebt sie sich etwas in westlicher Richtung und ist ungefähr in der Mitte zwischen Donau und Theiß zu ziehen. Auffallend ist, daß keiner der beiden Wasserläufe im Neolithikum eine Grenze bildet, und zwar im nordsüdlichen Lauf ebensowenig

wie im ost-westlichen. Die westlichen neolithischen Kulturgruppen überschreiten die Donau gegen Osten und Norden ebenso wie östliche Gruppen über die Theiß gegen Westen und Norden vorstoßen. Die eigentliche Ursache für die Trennung der Ost- und Westregion dürfte wirtschaftlicher Natur sein: Zwischen Donau und Theiß erstrecken sich die pleistozänen Ablagerungen der Donau als unfruchtbare Sandhügel in Nord-Südrichtung; ihr natürliches Gefälle geht von Nordwesten nach Südosten. Die nördlichen Ausläufer dieser Sandhügel liegen im Pester Becken, im Süden bildet die Lößzone der Bácska die Grenze. Die Verbindung zwischen den beiden großen Regionen läuft im Süden über das eben erwähnte Lößgebiet, im Norden geht sie durch die Täler der Flüsse Tapió und Galga-Zagyva.

Wenngleich auf diesen Wegen nicht nur einzelne Funde, sondern auch bestimmte Kulturen in beide Richtungen vorgedrungen sind, ist doch die Trennung in eine Ost- und eine Westregion charakteristisch für das Neolithikum des Karpathenbeckens.

Die wichtigsten geschichtlichen Faktoren des Neolithikum sind in Ungarn, wie fast überall sonst in Mitteleuropa, der frühneolithische mediterrane Komplex und die älteste Linearkeramik. In Ungarn wurde bis jetzt nur die Körös-Kultur, die zum erstgenannten Faktor gehört, monographisch bearbeitet [2]). Die Bestimmung ihrer mediterranen Herkunft brachte eine Wendung in der seit langem herrschenden Richtung der Neolithforschung und war wegweisend für die Arbeit in den beiden letzten Jahrzehnten. Heute wird auch bereits die Herkunft der Bandkeramik in dieser Richtung gesucht, ja man glaubt sogar, mit mehr oder weniger Berechtigung, das Herkunftsgebiet oder wenigstens den entscheidenden Entwicklungsfaktor fast aller neolithischen Kulturen des Karpathenbeckens im mediterranen Raum suchen zu dürfen.

Die grundlegenden Feststellungen der Körös-Monographie haben bis jetzt keine wesentlichen Abänderungen erfahren. Die Herkunftstheorie und die Chronologie dieser Kultur wurden sogar durch weitere Daten bekräftigt: „Die Landstriche vom Oberlauf der Theiß bis zur Bucht von Korinth" und von Bulgarien bis zur Apenninhalbinsel und bis nach Sizilien „sind im frühesten Neolithikum nicht als selbständige Region zu betrachten, sondern als Domäne einer einzigen Kultur. Infolge der großen Ausdehnung dieser Domäne bilden sich gewisse kleinere geographische Einheiten mit lokaler Färbung." Das griechische Festland war das europäische Zentrum dieser Kultur, nicht aber ihre Wiege. Diese ist auch nicht im übrigen Europa zu suchen, sondern weiter im Südosten. „Die Körös-Kultur ist als das Ergebnis einer Migration vom griechischen Festland über Serbien nach Norden zu betrachten" [3]).

Die jüngsten Ausgrabungen in Griechenland und im Nahen Osten haben nicht nur unsere Behauptungen bekräftigt, sondern auch den Weg der Herkunft dieser Kultur genauer erschlossen und ihre innere Chronologie verfeinert. Ähnliche Resultate haben auch die neueren Forschungsarbeiten in Italien und Jugoslawien erbracht. Die Ausgrabungen in Bulgarien, Rumänien und in der Sowjetunion hingegen haben das Verbreitungsgebiet dieser Kultur erweitert. In Ungarn haben kleinere Ausgrabungen und Geländeuntersuchungen die Zahl der Fundplätze innerhalb der Grenzen des bereits bekannten Verbreitungsgebietes vergrößert. In jüngster Zeit fand ich bei der Durchsicht der Bestände des Museums von Esztergom das Bruchstück eines steatopygen Idols (Fund-

ort: Umgebung von Esztergom), das infolge des unsicheren Fundplatzes und der unbekannten Fundumstände an und für sich unbedeutend wäre, wenn nicht vor einigen Jahren anläßlich einer Mittelalter-Grabung bei der Eisenbahnstation von Esztergom-Kovácsi als Streufund auch das Bruchstück eines kleeblattförmigen Fußes aus einem Suchgraben zutage gefördert worden wäre. Die Verbreitungsgrenze der Körös-Kultur bzw. einzelner ihrer Objekte ist durch diese beiden Neuentdeckungen entlang der Donau weit nach Norden vorgeschoben worden.

Beachtenswert in stratigraphischer Hinsicht ist die Notgrabung in Békésszentandrás: Die Funde der Körös-Kultur lagen unter der durch zwei Hausniveaus vertretenen Theißschichte [4]).

In Hódmezővásárhely-Bodzáspart wurden im faunistischen Begleitmaterial, das bei früheren Grabungen wenig Beachtung gefunden hatte, die Knochenreste eines Eselskopfes aus dem Pleistocän (*Equus hydruntinus*) entdeckt [5]). Die stratigraphischen Verhältnisse von Tápé-Lebő A sind leider ungeklärt [6]). In Hómezővásárhely-Gorsza-Kovácstanya kam ein Gegenstück des anthropomorphen Gefäßes von Öcsöd zum Vorschein. Interessant ist, daß in diesem Gefäß kalzinierte Säuglingsknochen und Getreidereste nachgewiesen werden konnten. Wahrscheinlich handelt es sich um die Spuren eines Opfers und nicht einer Bestattung. Allerdings befand sich das Gefäß in sekundärer Lagerung. In die Körös-Schicht — die durch andere Gruben gestört war — gehören laut Grabungsprotokoll auch drei Scherben aus der Linearkeramik der Tiefebene und einer aus der Vinča-Tordos-Kultur [7]).

In Maroslele-Pana ist es zwar gelungen, in einer Siedlung der Körös-Kultur eine Schichtenfolge festzustellen, die der Ausgräber als Grundlage für eine innere Gliederung benützt hat, doch muß deren Richtigkeit wegen der Widersprüche zwischen Text und Profilzeichnungen in Zweifel gezogen werden [8]). Wir müssen sie daher außer Acht lassen und auf genauere Untersuchungen bzw. Veröffentlichungen warten.

Die Ergebnisse von Gorzsa bedürfen ebenso noch einer Bekräftigung wie die mutmaßliche Berührung von Körös mit Vinča-Tordos in Öszentiván und auch die Klärung der Fundverhältnisse von Medina ist noch abzuwarten. Chronologisch wie auch verbreitungsmäßig ist die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß die langlebige Körös-Kultur mit denjenigen Kulturen zusammengestoßen ist, die später ihre Herrschaft abgelöst haben: mit der Vinča-Tordos-Kultur, mit der frühen Phase der Linearkeramik der Großen Ungarischen Tiefebene und mit der Linearkeramik Transdanubiens. Diese Begegnung ist im Hinblick auf den einheitlichen Charakter der überwiegenden Mehrzahl der Körös-Fundplätze und auf die bisherigen Ergebnisse der C^{14}-Untersuchungen in der Spätphase der Körös-Kultur anzusetzen. Weitere Untersuchungen werden zu klären haben, ob es sich um ein teilweises Zusammenleben oder um eine Aufeinanderfolge handelt. Wesentlich für die Beantwortung dieser Fragen wird auch die Bestimmung der Entwicklungsphasen innerhalb der mit der Körös-Kultur in Berührung gekommenen Gruppen sein. Viele Anzeichen sprechen für eine periphere Lage der eingewanderten Volksgruppe. Bezüglich ihrer Wirtschaftsformen habe ich die Bedeutung des Sammelns neben der bereits betriebenen Viehzucht und dem Ackerbau hervorgehoben. Diese Annahme wird durch einige neue Ergebnisse unterstützt [9]).

Die jüngsten Aufschlüsse erfordern auch keine Änderung meiner früheren Annahme, nach der „die Körös-Kultur noch vor der älteren Linearkeramik das Gebiet des heutigen Ungarn erreicht hat, wo sie als die älteste neolithische Kultur zu betrachten ist“ [10]).

Die genaue Bestimmung des Verhältnisses der beiden Kulturen zueinander blieb schon früher eine offene Frage und ist es auch heute noch. Ihre Beantwortung ist nur von weiteren Ausgrabungen zu erwarten.

Sowohl in Ost- als auch in Westungarn ist die Vorgeschichte der ältesten Phase der Linearkeramik ungeklärt. Die bekannten Gruppen gehen nicht aus der Körös-Kultur hervor, sie repräsentieren aber auch nicht die erste Manifestation des Neolithikum. Während die Herkunft der Körös-Kultur aus einer mediterranen Wanderung bereits vor zwei Jahrzehnten erkannt wurde, ist die Abstammung der Linearkeramik bis heute unklar. Vorläufig gibt es noch keinen Hinweis auf eine gleichartige und gleichwertige Wanderung. Die linearkeramischen Gruppen lassen sich auch nicht von der Körös-Kultur ableiten; zahlreiche Faktoren sprechen dagegen. Es genügt, auf die unterschiedlichen Siedlungsformen als Ergebnis einer andersartigen Lebensweise und auf die Abweichungen auf dem Gebiet der materiellen Kultur, vor allem die wesentlich verschiedenen Gefäßtypen und Verzierungselemente, aufmerksam zu machen. Auch innerhalb der beiden Gruppen der Linearkeramik lassen sich Unterschiede beobachten, welche ihre Selbständigkeit betonen, qualitativ aber viel geringer sind als jene, welche die beiden linearkeramischen Gruppen von der Körös-Kultur trennen.

Es ist zu erwarten, daß es der ungarischen Forschung auch noch gelingen wird, lokale Vorläufer der östlichen und westlichen linearkeramischen Gruppen herauszuarbeiten. Es gibt nämlich bereits einige Funde, die auf eine frühe Phase der Linearkeramik und andere, die auf das präkeramische Protoneolithikum im Karpathenbecken hinweisen. Nur eine weitere umfassende Grabungstätigkeit und exakte Veröffentlichungen des Quellenmaterials werden die Beantwortung folgender entscheidender historischer Fragen ermöglichen:

a) Ob die beiden linearkeramischen Gruppen auf der gleichen Grundlage aufbauen und ihre äußere Erscheinungsform die Folge einer inneren Entwicklung, eines äußeren Einflusses oder eines Zusammenwirkens dieser beiden Faktoren ist.
b) Ob eine Verbindung zwischen der Anfangsphase und dem Präkeramikum bestanden hat.
c) Welche Rolle die Urbevölkerung unseres Landes in diesen beiden Phasen gespielt hat. War sie fähig, neue Erkenntnisse von entscheidender Bedeutung, wie etwa Domestikation oder Töpferei, selbst zu gewinnen oder hat sie diese Errungenschaften bloß von anderen übernommen? War die Voraussetzung für die Verbreitung dieser Kenntnisse aus den vorderasiatischen Zentren das zivilisatorische Wirken einer mediterranen Volksschichte?

Die Rolle der Linearkeramik in Ostungarn hat bereits F. Tompa erkannt. Er hat das Material, das wir im folgenden als die Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene bezeichnen, für die ältere Linearkeramik gehalten und „Protobükkien“ genannt [11]). Durch die Forschungen der letzten Jahre, die Aufarbeitung

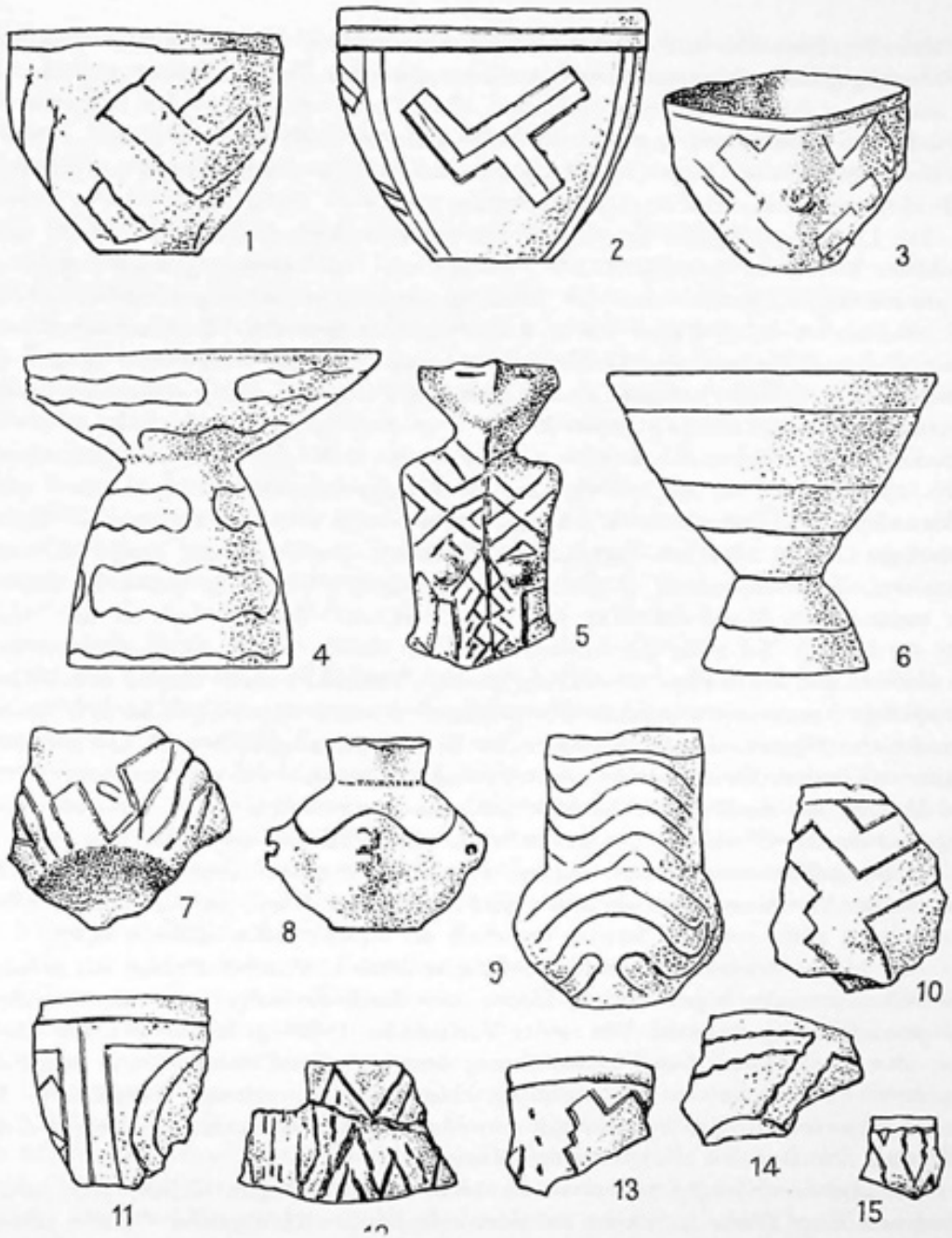


Abb. 1. Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene. 1: Zsiger; 2, 11: Bogács-Hintóvölgy; 3, 12: Újtikos-Demeter kútja; 4: Tiszadada; 5: Hortobágy-Zámy rét; 6: Újtikos-kisfaludi erdő; 7: Körösladány; 8: Újtikos-Gehöft Kuhn; 9: Bodrogkeresztur; 10: Újtikos-rakadó kert; 13—15: Szarvas-Érpart.
1: $^1/_5$; 3, 6, 7, 10—15: $^1/_4$; 5: $^1/_2$; 8: $^1/_3$ n. Gr.

des alten Fundmaterials und durch neue Grabungen wurden nicht nur die Grenzen ihres Verbreitungsgebietes hinausgeschoben, sondern auch ihre Selbständigkeit erwiesen, da sie auch ohne Bükker Keramik vorkommt. Das Zusammenleben beider Kulturen beschränkt sich geographisch auf die nördliche Zone ihres Verbreitungsgebietes, zeitlich auf die jüngere Phase. Die erwähnten Untersuchungen sind noch im Gange und es dürfen noch viele neue Erkenntnisse erwartet werden [12]).

Die Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene ist durch kleine Schüsseln mit leicht gewölbter Wand, halbkugelige Schalen, Gefäße mit niedrigem, zylindrischem Hals, Näpfe mit hohem Hals, Schalen und Schüsseln, die auf leicht kegeligen Hohlfüßen oder auf höheren, konvexen Füßen stehen, hohe kegelstumpfförmige Töpfe mit geschwungener Wand, eiförmige Vorratsgefäße mit niedrigem Hals und Gefäße mit Ausgußrohr charakterisiert. Besonders typisch sind Schalen, deren Oberteil und Mundsaum viereckig geformt ist und Schalen und Schüsseln mit weit ausladendem Rand sowie annähernd viereckigem Querschnitt des Bauches, der durch buckelartige Ausbuchtungen entsteht (Abb. 1). Es gibt hell- und mittelgraue, dünnwandige, geglättete Gefäße, dann meist dickwandige, hellgelbe oder rosafarbige, geglättete und mit Beimengung von Häcksel verfertigte Gefäße, die auch ungeglättet vorkommen. Die Verzierung umfaßt Ritzung, Bemalung, Barbotinetechnik (Variante mit gezogenen Furchen), plastische Leisten, die meist durch Fingereindrücke gegliedert sind, und Warzen (auch an der Innenseite des Halses). Die geläufigsten Motive sind der Halbkreis, der Bogen, ein sattelartiges Gebilde und die Wellenlinie. Häufig ist der Wechsel zwischen Grund und Muster. Geradlinige Verzierungen kommen vor als kurze Einschnitte, als Dreiecke oder andere geometrische Figuren, die mit Kerben oder Eindrücken ausgefüllt sind, als Mäandermuster mit breiten Zwischenräumen, als Zickzackbänder aus zwei oder mehreren Linien und ähnliche weitere Muster. Schließlich gibt es noch unter dem Gefäßrand umlaufende Linien sowie eine Gliederung der verzierten Gefäßoberfläche in senkrechte Felder.

Neben gelbbraunem kommt lilaroter und gelbrot bemalter Überzug in glänzenden und matten Variationen vor, der das Gefäß außen oder innen, auf der ganzen Oberfläche, innen allein sowie als Streifen unterhalb des Randes außen bedecken kann.

Eine Hauptvariante der bemalten Gefäße ist durch schwarze Bemalung mit geraden, wellenförmigen oder bogenförmigen Linien oder durch die aufgesaugte schwarze Spur auf rotem Überzug vertreten. Die zweite Variante ist einfärbig: Muster in roten Linien oder schwarzes Muster, dessen Linienführung dem Muster auf rotem Grund entspricht. Die dritte Variante ist ebenfalls einfärbig, aber mit Ritzverzierung kombiniert: Ein breiter, schwarzer Streifen befindet sich entweder zwischen Wellenlinien oder auf diesen aufgemalt. Das Bemalen erfolgt vor dem Brennen.

Menschendarstellungen erscheinen als Idole mit dreieckigem Gesicht und zurückgebogenem Kopf (Abb. 1, 5) oder auf dem zylindrischen Hals großer Gefäße, letztere auch kombiniert mit dem M-Motiv. Beide Arten erscheinen auch in der Szakálháter Gruppe. Die beiden eben genannten Typen der Menschendarstellung sind weit verbreitet und so ein wesentlicher Beleg für den intensiven Einfluß der Vinča-Tordos-Kultur auf eine größere neolithische Region, die zahlreiche Gruppen verschiedener Herkunft und spezifischen Charakters in sich vereinigt und Nordjugoslawien, Siebenbürgen, Ost- und

Nordungarn umfaßt. Ihre Westgrenze wird gegenwärtig durch das Idol von Šárovce und die plastische Gesichtsdarstellung auf dem linearkeramischen Gefäß von Szőny markiert [13]).

Auf den Siedlungsplätzen dieser ostlinearkeramischen Kultur sind in erster Linie Abfallgruben ausgegraben worden. Wir kennen derzeit keine bedeutendere Kulturschichte, die auf ein längeres Verweilen auf einem bestimmten Siedlungsplatz schließen ließe. Hockergräber mit Beigaben wurden innerhalb der Siedlungen angelegt.

Das Verbreitungsgebiet der Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene wird im Nordwesten durch das Mátra-Gebirge, im Süden durch den Maros-Fluß begrenzt, im Osten kommt sie in der Nyirség, im Norden auch in der Slowakei vor. Es zeigt sich, daß sich ihre Verbreitung teilweise mit jener der Körös-Kultur, der Szakálhát- und Szilmeg-Gruppe sowie der Theiß- und Bükk-Kultur deckt. Ihr Zusammenleben mit der Bükker Kultur ist seit langem bekannt und wurde durch neuere Untersuchungen bestätigt. Es bezieht sich aber nicht auf die ganze Gruppe, sondern nur auf deren Spätphase. Die frühe Phase ist die Zeit der Selbständigkeit und auch älter als die Bükker Kultur.

Wir müssen hier nochmals auf das grundlegende Verdienst von F. Tompa hinweisen, dem es gelungen ist, im wesentlichen die chronologischen und genetischen Verhältnisse zwischen dieser Gruppe und der Bükker Kultur zu klären, wenn auch das Verbreitungsgebiet und die Lebensdauer der Protobükk-Stufe durch spätere Untersuchungen erweitert wurde.

An die spätere Phase schließen die seit langem bekannte und zur älteren Linearkeramik gezählte Gruppe von Szarvas-Érpart, die Ware mit rotem Überzug und die polychrom bemalte Keramik an. Es können nun auch einige altbekannte Fundorte und kleine Gruppen kulturell bzw. chronologisch eingereiht werden, wie Esztár, Debrecen-Tocóvölgy. Gáva, das Grab von Nagykálló und einzelne Varianten der Keramik von Sátoraljaujhely. Ein ähnliches Verhältnis zur Gruppe von Szilmeg wie die eben erwähnten Gruppen zeigen auch die Szarvas-Érpart-Gruppe und die rot polierte, mit schwarzen Linien bemalte Ware. Die Körös-Kultur geht auf alle Fälle dieser Phase der Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene voran.

Die seit langem bekannte Feststellung, daß die topographische Situation der drei Fundplätze von Szarvas, der Körös-Kultur von Szappanos und der Linearkeramik der Ungarische Tiefebene von Érpart (Abb. 1, 13—15) und Ótemetö die Gleichzeitigkeit der beiden Kulturen ausschließt [14]), wurde durch neuere Funde bestätigt.

Die jüngere Phase der Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene war in der untersten Schichte von Zsáka-Markó (Komitat Hajdu-Bihar) vertreten, während in der untersten Schichte des benachbarten Fundortes Zsáka-Várdomb reine Körös-Kultur gefunden wurde [15]). Das Verhältnis zwischen der älteren Phase und der Körös-Kultur könnte durch ähnliche Funde erklärt werden wie durch die bereits erwähnten von Hómezővásárhely-Gorzsa-Kovács-tanya.

Die unvermischten Fundplätze der Linearkeramik des Alföld lassen allerdings darauf schließen, daß ihre Selbständigkeit chronologisch wie auch territorial beschränkt war. Die Zeit der Selbständigkeit entspricht der der Bükker Kultur vorangehenden Phase. In das nordöstliche Verbreitungsgebiet der Alföld-Linearkeramik ist weder die Bükker

Kultur noch die Gruppe Szakálhát eingedrungen, so daß hier die Möglichkeit zur selbständigen, individuellen Entwicklung gewahrt blieb. Anders geartet ist das Verhältnis zur Theiß-Kultur: Obwohl sich die Verbreitungsgebiete beider Kulturen größtenteils decken, haben sie sich nicht miteinander vermischt, weil die Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene der Theiß-Kultur zeitlich vorangeht.

Die ungarische Forschung betrachtet seit langem die vorerwähnte Gruppe als gleichaltrig mit der älteren Linearkeramik, wobei die Szakálhát-Gruppe mit der jüngeren Linearkeramik gleichgesetzt wird [16]). Die Szakálhát-Gruppe hat etwa ein ähnliches Verhältnis zur Linearkeramik der Tiefebene wie die Bükker Kultur. Deren Verbreitungsgebiete treffen in einem schmalen Streifen aneinander.

Aus der Szakálhát-Gruppe sind nur wenige Gefäßformen bekannt (Abb. 2). Es sind dies Gefäße mit Ausgußrohr, Näpfe mit schlankem Hals (auch größeren Formats), kegelstumpfförmige und halbkugelige Schalen, bombenförmige Schalen mit eingezogenem Rand, kleine Schüsseln sowie kugelige und eimerförmige größere Gefäße, welche auch mit Ausgußrohr vorkommen. Die Farbe der Gefäße ist überwiegend grau oder mittelgrau mit schwarzen und braunen Nuancen. Die verzierte Keramik ist dünnwandig, sorgfältig ausgeführt, gut geglättet, oft poliert und der Ton frei von organischen Beimengungen. Die Wandstärke hängt von der Größe und vom Verwendungszweck der Gefäße ab. Als Verzierung gibt es Ritzmuster und Bemalung. Die eingeritzten Muster, die bei der feinen Ware besonders sorgfältig und zart ausgeführt werden, bestehen aus Bogenlinien, aus ineinandergreifenden, von einer dünnen Linie eingerahmten, liegenden S-Spiralen, aus dreilinigen Spiralen, konzentrischen Kreisen, Mäandern mit breiten Zwischenräumen, Mäanderhaken, konzentrischen Vierecken, M-Motiven, Zickzacklinien, offenen Dreiecken und anderen, eckig gebogenen Motiven. Die grobe Ware ist durch schräge Kerben, die reihenweise angebracht sind oder die ganze Oberfläche bedecken, durch Reihen von Nagelzwicken und Nageleindrücken oder durch aus konischen Warzen bestehende Barbotine-Verzierung gekennzeichnet. Tierkopfförmige Henkel und kleine, warzenartige Buckel sind von der feinen Ware, gegenständige Griffwarzen (gegliedert und oben eingedrückt) und plastische Streifen (durch Fingereindrücke oder auf andere Weise gegliedert) von der groben Hauskeramik bekannt. Die Bemalung erfolgt nach dem Brennen. Bisher kennt man ausschließlich rote Farbe, die einige der eingeritzten Bänder ausfüllt (crusted ware).

Die Bemalung unterscheidet sich also scharf von jener der Linearkeramik des Alföld. In technischer Hinsicht ist sie mit der Malweise der Theißkultur verwandt, ihrer Verwendungsart nach aber mit der Zselizer Gruppe, und zwar durch die streifenförmige, von eingeritzten Linien begrenzte Anordnung, durch die Maltechnik und Farbe und durch die Eigenheit, daß gemalte und glänzende Bänder abwechseln, welch letztere durch starkes Polieren der Gefäßoberfläche entstanden sind.

Die nordwestliche Verbreitungsgrenze der Szakálhát-Gruppe bildet das Mátra-Gebirge. Nördlich und südlich der Mündung des Zagyva-Flusses folgt sie der Theißlinie, erreicht die südöstliche Theißgegend, erscheint in Siebenbürgen, überschreitet den Maros-Fluß und breitet sich im Norden von Jugoslawien aus. Ihre Verbreitung deckt sich somit zu einem kleinen Teil mit jenem der Linearkeramik des Alföld, hat wesentlichen Anteil



Abb. 2. Szakálhát-Gruppe. 1—4, 8—9, 11—12: Lebő A; 5—7, 10: Hódmezővásárhely-Szakálhát.
1—5: $^1/_3$; 6: $^1/_2$; 7, 10—12: $^1/_6$; 8—9: $^1/_4$ n. Gr.

am Gebiet der Theiß-Kultur und überdeckt teilweise die nördliche Region der Vinča-Tordos-Kultur. Mit der Bükker und Zselizer Kultur kommt sie territorial und zeitlich in Berührung. Nachweis für das Zusammenleben ist das gemeinsame Vorkommen von Szakálháter und Zselizer Scherben auf manchen Fundplätzen, wie z. B. in Tápé-Lebő A. Zselizer Scherben wurden in Borsod-Derekegyháza mit klassischer Bükker Keramik zusammen gefunden. In Crna Bara gesellen sich zur klassischen Bükker Keramik Szakálháter Scherben und nicht solche der Theiß-Kultur [17]). Zeugnisse der gegenseitigen Beeinflussung sind die mit Zseliz verwandten Motive und die gleichartigen Verfahren in Technik und Verzierung. Ähnliche Verbindungen lassen sich zwischen der Szakálhát- und der Szilneg-Gruppe sowie der Vinča-Tordos-Kultur beobachten [18]). Am stärksten ist der Zusammenhang mit der Theiß-Kultur, was durch die Überdeckung der beiden Verbreitungsgebiete verständlich erscheint. Das Zusammenleben scheint friedlich gewesen zu sein und datiert übrigens die frühe Phase der Theiß-Kultur. Auf der Insel Tápé-Lebő gibt es auf zwei benachbarten Fundplätzen Belege sowohl für das Zusammenleben (Fundplatz A), als auch für eine jüngere, von Szakálháter Typen freie Phase der Theiß-Kultur (Fundplatz B).

Die Langlebigkeit der Szakálháter Gruppe wird dadurch bewiesen, daß sie einerseits mit der Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene, andererseits auch mit der Theiß-, Zselizer- und Bükker-Kultur in Berührung kommt. Zahlreiche Eigentümlichkeiten ihres Formenschatzes, angefangen von Typen archaischen Charakters bis zu solchen von Zselizer Art, deuten darauf hin.

Eine eingehende Bearbeitung der Gruppe Szakálhát wäre aus verschiedenen Gründen dringend erforderlich, weil dadurch viel zur Klärung des komplizierten Bildes des ungarischen Neolithikum beigetragen werden könnte:

1. Die Szakálháter Gruppe zeigt einige Merkmale in der Keramik, die dunkel an die Körös-Kultur erinnern; sie sind zum Großteil jenen gleich, welche der Keramik des mittleren Neolithikum (Bükker Kultur, jüngere Linearkeramik, Zselizer Gruppe, Vinča-Tordos-Kultur) gemeinsam sind [19]).
2. Einige formenkundliche und verzierungsmäßige Züge der Szakálháter Keramik erinnern an die ältere Linearkeramik (transdanubische Muster und archaische Muster des Alföld).
3. Die Berührung der Szakálháter mit der Zselizer Gruppe erklärt zwar die bereits geschilderte enge Verwandtschaft ihrer Keramik, nicht aber die Herkunft der gemeinsamen Merkmale. Die Vorläufer der gemeinsamen Herstellungstechnik der Gefäße sind in der westlichen Gruppe der Linearkeramik beheimatet. Das S-Motiv und die bogenförmigen Streifen mögen ihren Ursprung in der älteren Linearkeramik haben, doch könnte ein Teil derselben auch von der Linearkeramik der Tiefebene übernommen worden sein. Auf die verbindende Rolle des M-Motivs und der Menschendarstellung wurde bereits bei der Besprechung der Linearkeramik des Alföld hingewiesen; sie ist auch in der Vinča-Tordos-Kultur vorhanden.
4. In diesem Horizont tritt die charakteristische Malweise der Szakálháter Gruppe zum

ersten Mal sowohl in Westungarn als auch in der westlichen Slowakei auf. Im Entstehungsraum der Gruppe Zseliz hat sie keine Vorgänger.

Die Bedeutung der Szakálhát-Gruppe besteht in erster Linie in ihrer Vermittlerrolle: Sie bringt die Keramik der Bükker Kultur nach Nordjugoslawien und Siebenbürgen [20]), die Zselizer Keramik nach Ostungarn und die seit der Körös-Kultur stark veränderte Barbotine-Technik und den Fingernageldekor in das mittlere Neolithikum Ungarns. Während die Linearkeramik ihren Einfluß durch den Formenschatz an Ritzmotiven mit Spiralvarianten, die Herstellungstechnik und Farbe der verzierten Gefäße, die Anwendung der geritzten, dünnen und seichten Linien sowie das starke Polieren der dazwischenliegenden Streifen geltend machte, wurde die rote „crusted" Bemalung der Zselizer Gruppe von Ostungarn übernommen. Das Herkunftsgebiet dieser Verzierungstechnik liegt in weiter Ferne. Ohne diese Frage eingehender zu untersuchen, möchten wir nur betonen, daß die neue Bemalungstechnik nicht allein steht, sondern aus der gleichen Quelle auch der Idoltyp mit dreieckigem Gesicht und zurückgebogenem Kopf, die plastische Darstellung des dreieckigen Gesichts und das Gefäß mit Gesichtsdarstellung stammen. Die rote „crusted" Bemalung bringt die Vinča-Tordos-Kultur nach Ungarn und verbreitet sie im mittleren Neolithikum. Diese Bemalung kommt mit der weißen Bemalung in ähnlicher Technik zusammen vor, bzw. lösen die beiden einander zeitweilig ab. Beide leben bis zum Ende des Neolithikums weiter, d. h. solange die Gefäßbemalung überhaupt in Mode ist. Die erste weiße „crusted" Bemalung tritt in der Szilmeg-Gruppe auf. Die rote Bemalung kommt als Füllung eingeritzter Linien (Bänder) in der Theiß-Kultur vor, doch ist ihre der Zseliz-Gruppe entsprechende Erscheinungsform für die Szakálhát-Gruppe charakteristisch. Diese Gruppe mag sie der Zseliz-Gruppe vermittelt haben, während die Szakálhát-Gruppe die motivbetonende Rolle des Polierens von der Zseliz-Gruppe übernommen haben könnte oder aber beide gehen überhaupt auf einen gemeinsamen Ursprung zurück.

Auch bei der plastischen Darstellung des dreieckigen Gesichts ist eine Vermittlerrolle der Szakálhát-Gruppe anzunehmen, bis jetzt aber noch nicht bewiesen. Diese Gesichtsdarstellung ist von je einem linearverzierten Scherben aus Szőny an der Donau und aus Tordos sowie — zwischen diesen beiden Regionen — aus Tiszaug-Tópart am linken Theißufer bekannt. Der letztgenannte Fundort gehört zur Körös-Kultur, doch wurde er nicht systematisch ergraben. Vom Körös-Charakter der Funde weicht nur ein einziger Scherben ab, ein linearverziertes Fragment vom Typ Szakálhát. Möglich wäre ein Zusammenhang zwischen beiden Scherben und damit der Nachweis der Vermittlerrolle der Szakálhát-Gruppe bei der Verbreitung dieser Variante der Gesichtsdarstellung. Eine solche ist umso wahrscheinlicher, als es in jüngster Zeit gelungen ist, anläßlich einer Geländeuntersuchung in unmittelbarer Nähe der Ansiedlung von Tópart eine Fundstelle der Szakálhát-Gruppe zu entdecken [21]). Wenn dieser Typus durch authentische Funde in der Körös-Kultur nachgewiesen werden kann, so werden die Kulturen des mittleren Neolithikum auch in dieser Hinsicht wohl lokale Vorläufer haben. Deren Herkunft würde keinesfalls von der geographischen Richtung abweichen, auf die im Zusammenhang mit dem genannten Gesichtstyp hingewiesen wurde. Auf einen ähn-

lichen Ursprung geht auch der Idoltyp mit dem dreieckigen Gesicht und dem nach hinten gebogenen Kopf [22]) und das Gefäß mit Ausgußrohr zurück. Beide erscheinen zuerst in der Linearkeramik des Alföld, ihre Verbreitung fällt aber wieder in die Zeit des mittleren Neolithikum.

Die Siedlungsform der Szakálhát-Gruppe, für die Gruben und dünne Scherbenhorizonte charakteristisch sind, entspricht den typischen Merkmalen der Siedlungen der Linearkeramik des Alföld und allgemein der Linearkeramik in Ungarn.

Die Entdeckung der Szilmeg-Gruppe gehört zu den jüngsten Erfolgen der ungarischen Neolithforschung [23]). Charakteristisch für das Fundmaterial ist das Fehlen der Ritzverzierung sowohl bei der feinen als auch bei der groben Ware. Dies ist umso merkwürdiger, als sie sich chronologisch und territorial zwischen die Linearkeramik der Tiefebene, die Bükker, die Szakálháter und die Theiß-Kultur einschiebt, bei denen als Hauptverzierungsart Ritzlinien angewendet werden. Auf den wenigen selbständigen Fundstellen ist ihre Verbindung bzw. Gleichzeitigkeit mit der jüngeren Phase der Linearkeramik der Tiefebene (Esztár- und Szarvas-Érpart-Gruppe) und mit der Bükker-Kultur nachweisbar. Oft erscheint sie an den Fundorten der Bükker Kultur und der Szakálhát-Gruppe, unter den letzteren auch auf solchen, auf denen auch die Theiß-Kultur vertreten ist. Obwohl charakteristische Elemente der Szilmeg-Gruppe so weit verbreitet sind, beschränkt sich ihre selbständige Region, wenigstens vorläufig, nur auf ein kleines Gebiet: auf den Streifen am Nordrand der Ungarischen Tiefebene, westlich und östlich der Theiß, mit der Zone zwischen Eger und Tiszapolgár als Zentrum.

Die Chronologie der Szilmeg-Gruppe wird einerseits durch ihre Verbindung mit der Szarvas-Érpart-Gruppe der Linearkeramik des Alföld, der bemalten Keramik vom Typus Esztár und der Bükker Kultur, andererseits durch die Beziehungen zu der mit der Szakálhát-Gruppe gleichaltrigen Phase der Theiß-Kultur bestimmt.

Unter den wenigen bekannten Gefäßformen sind vor allem die fein ausgeführte, halbkugelige oder konvex-kegelstumpfförmige Schüssel, das anthropomorphe Gefäß, das große dickwandige Gefäß mit Zylinderhals und die große Schüssel mit konvexer Wand hervorzuheben (Abb. 3). Bei der feinen Ware dominiert die graugelbe, gelbbraune und graubraune Farbe, bei den dickwandigen Gefäßen die hellgelbe, rötliche und rosa Farbe. Die charakteristische Verzierung der ersteren ist die Kerbung des Randes und der Rippen, der letzteren der aus der Gefäßwand hinausgedrückte Hohlbuckel, das gegliederte, plastische Band, die profilierte, säulenartige Verzierung, die sich an den Hals anschmiegt und auf die Schulter stützt, ferner eine Reihe von kurzen, unter dem Rand umlaufenden, senkrechten oder schrägen Linien, die oft auf plastisch vorgewölbtem Grund angebracht sind.

Die Bemalung wirkt bichrom und erfolgt entweder vor dem Brennen in Form von schwarzen Mustern auf rot poliertem Überzug oder nach dem Brennen als gestreifte, weiße „crusted"-Bemalung.

Die Ansiedlung auf dem namengebenden Fundplatz Tiszapolgár-Folyás-Szilmeg (Komitat Hajdu-Bihar) — eine Kulturschichte mit dazugehörenden Gruben — ist von längerer Dauer gewesen, während jene bei dem in der Nähe gelegenen Basatanya kurz-

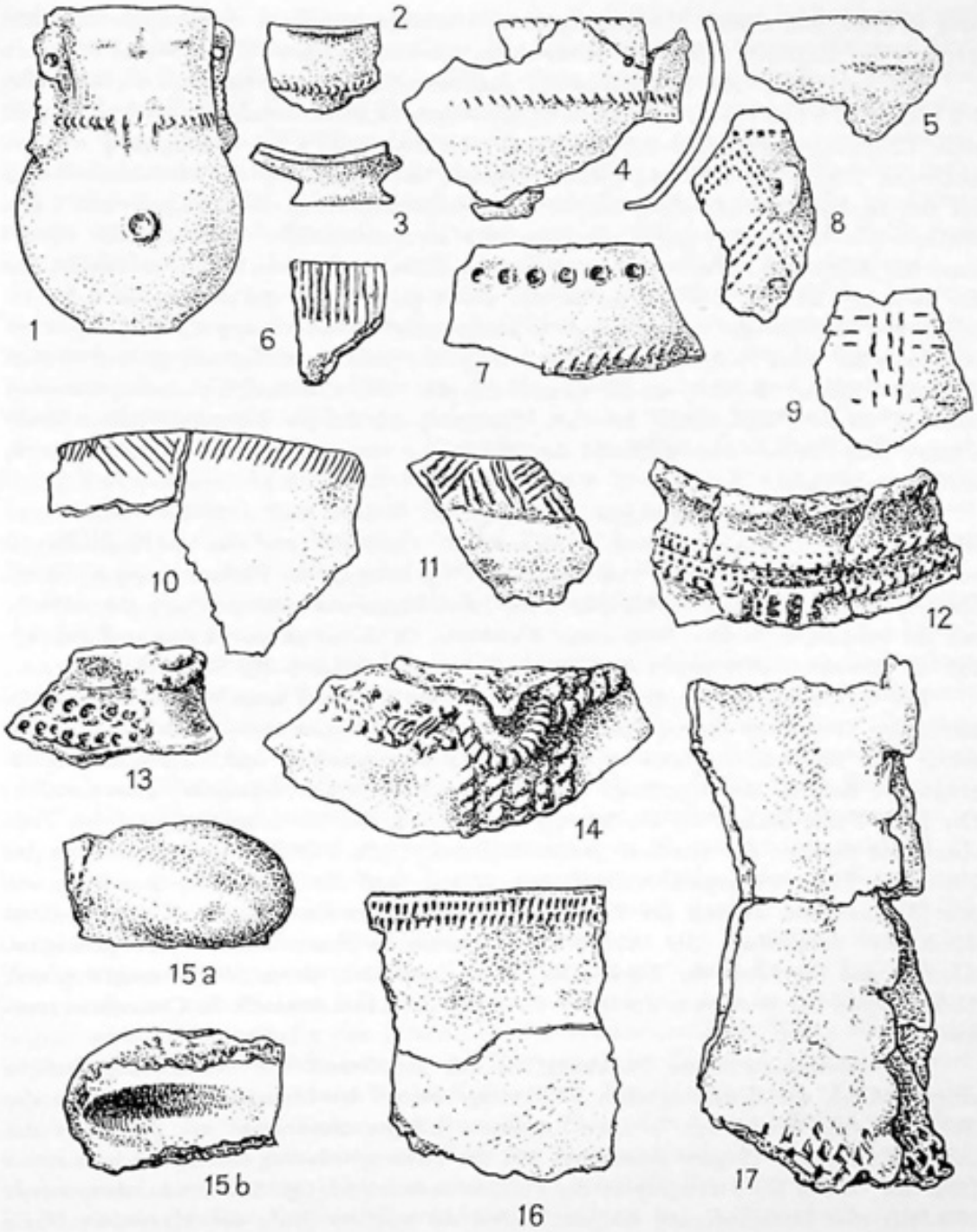


Abb. 3. Szilmeg-Gruppe. 1—14, 16—17: Folyás-Szilmeg; 15 a—15 b: Tiszaigar-Csikóstanya. $^1/_4$ n. Gr.

lebig gewesen sein dürfte. Die beigabenlosen Hockergräber dieses Siedlungsplatzes entsprechen den allgemein bekannten Erscheinungen des ungarischen Neolithikum [24]).

Die vor mehr als fünfunddreißig Jahren erschienene Monographie über die Bükker Kultur von F. Tompa [25]) entbindet mich der Aufgabe, mich hier mit einer Charakterisierung des Fundmaterials und den Fragen der Verbreitung zu beschäftigen. Ergänzend kann nur bemerkt werden, daß seit damals die Hockerbestattung auf den Siedlungsplätzen dieser Kultur durch zahlreiche Beispiele bestätigt worden ist. Mittlerweile wurde auch durch die ungarische und slowakische Forschung das Fundmaterials wesentlich vermehrt und man hat sich überdies eingehend mit den Problemen der Herkunft und der Chronologie befaßt. Durch die Feststellung der zeitlichen Parallelität von Bükker und Theiß-Kultur [26]) erfuhr nicht die Chronologie von Bükk, sondern jene der Theiß-Kultur eine Veränderung. Ihr Beginn mußte auf einen früheren Zeitpunkt verlegt werden, als F. Tompa annahm. Die Parallelität besteht aber nur teilweise, da die Theiß-Kultur mit dem Untergang der Bükker Kultur noch kein Ende nimmt. Die Theorie der Herkunft der Theiß- aus der Bükker Kultur hat sich als unrichtig erwiesen.

Die wesentlichsten Punkte der Chronologie der Bükker Kultur sind ihr Zusammenleben mit der Linearkeramik der Ungarischen Tiefebene, mit der Szilmeg-Gruppe und der Zseliz-Gruppe (Grab von Nagytétény [27]), Gruppe von Borsod-Derekegyháza). Das Auftreten von Zselizer Ware in Tápé-Lebő hängt wahrscheinlich mit der frühen, mit der Szakálhát-Gruppe vermischten Phase der Theiß-Kultur zusammen und bekräftigt die Annahme einer teilweisen Gleichzeitigkeit von Bükker und Theiß-Kultur.

Die Gliederung der Keramik der Bükker Kultur in drei Phasen wurde auf formenkundlicher Grundlage durchgeführt. F. Tompa faßte sie nur als provisorisches Hilfsmittel auf. Ihre zweite Phase erwies sich aber als dauerhaft und lebt, durch stratigraphische Befunde bestätigt, unter dem Namen „mittlere oder klassische" Phase weiter. Die frühe Phase umfaßt die Periode der Entwicklung aus der Linearkeramik der Tiefebene und die Zeit der Symbiose beider Kulturen. Diese Verbindung wird auch in der klassischen Phase weitergeführt. Es ist anzunehmen, daß die Technik der Bemalung vor dem Brennen und die mit der Bükker Kultur erscheinenden bemalten Gefäßvarianten durch die Vermittlung der Alföld-Linearkeramik in ihren Fundbestand gelangten. Ähnlich sind die Idole der Bükker Kultur zu beurteilen, deren Verbreitungsweg von Südosteuropa her wiederum durch die Gruppen der Linearkeramik in Ostungarn markiert ist.

Die tschechoslowakische Forschung hat sich auf Grund von neuen Ausgrabungen eingehend mit der chronologischen Gliederung sowohl der Linearkeramik als auch der Bükker Kultur beschäftigt [28]). Ihre Ergebnisse hängen untrennbar mit der Rolle der beiden Kulturen in Ungarn zusammen. Mit der Phasengliederung hat man sich in erster Linie auf Grund der Stratigraphie der Höhlenfunde beschäftigt. Im wesentlichen wurde ebenfalls eine Dreigliederung erkannt, wobei die mittlere Stufe der klassischen Phase der Bükker Kultur, etwa Tompa II entspricht. Auch die frühe Phase entspricht im großen und ganzen der Bestimmung durch F. Tompa; sie entwickelt sich aus der Linearkeramik und verläuft in bestimmten Gebieten bis zu deren Ende mit ihr parallel. Bereits in ihrer

frühen Phase kommt die Bükker Kultur mit der Szakálhát-Gruppe in Berührung und diese Verbindung hält auch während der klassischen Phase an. Meiner Meinung nach gelangten die vereinzelt aus der Woiwodina und aus Siebenbürgen bekannten Stücke der Bükker Keramik durch die Vermittlung der Szakálhát-Gruppe in diese fernen Gegenden. In Crna Bara fanden sich Bükker Scherben mit solchen von Szakálháter Art beisammen. Das Auftreten beider Gruppen in Tordos gestattet die Annahme einer ähnlichen Sachlage. Die Szakálhát-Gruppe hat auch eine Vermittlerrolle zwischen der klassischen Bükker Phase und dem Südosten und Süden gespielt, doch haben wir vorläufig noch keine späteren Daten, aber die Szakálhát-Gruppe steht mit Zseliz in Verbindung.

Aus der Reihe der Belegstationen für das Zusammenleben der Bükker mit der Theiß-Kultur müssen wir Crna Bara ausschließen, weil sie dort zusammen mit der Szakálhát-Gruppe vorkommt. Letztere hat aber auch Fundplätze ohne Reste der Theiß-Kultur ergeben. Die Fundumstände der Bükker Ware in Tordos sind unklar und im Material von Hódmezővásárhely-Szakálhát gibt es keine Bükker Scherben. In der nördlichen Zone sind neben gemeinsamen Vorkommen von Bükker und Theiß-Kultur auch Fundplätze bekannt, die nahe beinander liegen, deren Material sich aber nicht vermischt hat. Bei diesen könnte man eine zeitliche Differenz annehmen und an die späte Phase der Theiß-Kultur denken, während der die Bükker Kultur und die Szakálhát- und Zseliz-Gruppe, das heißt die Linearkeramik überhaupt, bereits erloschen waren.

Das im Jahre 1948 veröffentlichte Fundmaterial von Ószentiván VIII (Komitat Csongrád) von Vinča-Tordos-Charakter — auch „Banater Kultur" genannt — hat unser Wissen insofern bereichert, als hier, im Gegensatz zu Csóka, kein Einfluß der Theiß-Kultur festzustellen war [29]). Ob die unzweifelhaften Körös-Merkmale dieses Fundplatzes auf ein gleichzeitiges Vorkommen, ein Zusammenleben oder eine Aufeinanderfolge beider Kulturen zurückzuführen sind, ist noch nicht entschieden. Nach allgemeiner Auffassung ist die Vinča-Tordos-Kultur jünger als die Körös-Kultur. Das Ende der Vorherrschaft der Körös-Kultur ist in ihrem südlichen Verbreitungsgebiet in Ungarn durch das Erscheinen der Vinča-Tordos-Kultur gekennzeichnet, gleichviel ob letztere eine Zeitlang mit der Körös-Kultur zusammengelebt hat oder ob dieser durch ihr Erscheinen ein Ende bereitet wurde. Weder Csóka noch Bicske [30]) oder Tápé-Lebő sind infolge der ungeklärten Fundumstände geeignet, das erste Erscheinen der Vinča-Tordos-Kultur in Ungarn zu datieren. Das Vordringen der Vinča-Tordos-Kultur bzw. ihres Einflusses nach Norden läßt sich sowohl im Donau- als auch im Theißgebiet verfolgen, wenngleich vorläufig nur lückenhaft. Die Marksteine dieses Weges sind Bicske im Komitat Fehér sowie Békásmegyer und Nagytétény bei Budapest. In Bicske kommt neben der Keramik der Vinča-Tordos-Kultur auch Notenkopfkeramik, Keramik der Zseliz-Gruppe, der Theiß-Kultur und der frühen Phase der Lengyel-Kultur mit dem von Csóka und Vinča bekannten sternförmigen Tongegenstand vor. Eine Klärung des Verhältnisses der genannten Kulturen zueinander wäre für die Erforschung des Neolithikums von großem Gewinn. Unter Außerachtlassung der stratigraphisch nicht gesicherten Funde von Békásmegyer und ohne Rücksicht auf neuere, leider noch unveröffentlichte Funde soll das Material des Grabes von Nagytétény [31]) als ein geschlossener Fundkomplex hervorgehoben werden, in dem das Vorhandensein der Vinča-Tordos-

Kultur unleugbar ist. Sie erscheint hier in Begleitung von mittleren Bükker und Zselizer Gefäßen und ferner eines Kruges, zu dem ein Gegenstück im Grab von Békásmegyer vorkommt. Die genannten Kulturen sind auch in den Siedlungen von Békásmegyer und Bicske vertreten. In Bicske kommt sogar auch die Theiß- und die Lengyel-Kultur vor. Möglicherweise haben diese Kulturen auf den erwähnten Fundplätzen zusammengelebt, nachweisbar ist dies jedoch vorläufig noch nicht. Somit ist das Auftreten der Vinča-Tordos-Ware in Nagytétény, ihrem bisher nördlichsten sicheren Fundplatz, und vermutlich auch in Békásmegyer und Bicske mit den Siedlungsfunden von Csóka zeitlich gleichzusetzen. Ein Zusammenleben mit der Theiß-Kultur in Csóka ist zwar sehr wahrscheinlich, mit der heutzutage erforderlichen Sicherheit aber nicht nachzuweisen. Ähnlich wird auch Tápé-Lebő beurteilt, während andere, bisher unveröffentlichte Vinča-Tordos-Funde aus Transdanubien älter sein könnten. In diesem Fall wird das Fundmaterial der Vinča-Tordos-Kultur im mittleren Donaubecken in zwei chronologische Horizonte gegliedert: In einen der frühen Besiedlung von Ószentiván VIII entsprechenden älteren und einen Csóka parallelen jüngeren. Die Frage, ob sich die Vinča-Tordos-Kultur im südlichsten Streifen des Verbreitungsgebietes der Theiß-Kultur in zwei Phasen gliedern läßt, bleibt vorläufig offen.

Aus Ószentiván VIII ist ein von Erscheinungen der Theiß-Kultur freier Horizont bekannt. In Csóka kommen beide vor, in Tápé-Lebő gesellt sich zu ihnen noch die Linearkeramik vom Szakálhát-Typ und, nach Meinung des Ausgräbers, die Körös-Kultur. Wenn die Grabungsergebnisse von Tápé-Lebő eindeutig wären, wäre es unbegründet, in der ungarischen Vinča-Tordos-Kultur zwei verschiedene chronologische Horizonte anzunehmen. Daß diese Grabung für eine stratigraphisch-chronologische Beweisführung nicht verwertbar ist, ergeben, abgesehen vom Studium des Grabungsberichtes, noch folgende Tatsachen: Einerseits die zahlreichen Nachweise für das Zusammenleben der Theiß- und der Szakálhát-Typen, der Theiß- und Vinča-Tordos-Typen, ferner der Szakálhát- und der Vinča-Tordos-Typen, andererseits die Selbständigkeit der Körös-Kultur, das heißt das Fehlen jeglicher Kontakterscheinungen zwischen ihr und der Szakálhát- bzw. der Theiß-Kultur. Wenn also die Vinča-Tordos-Kultur mit der Theiß- und der Szakálhát-Kultur zusammenlebt, wenn sie weiter in Verbindung mit der Bükker und der Zselitzer Kultur vorkommt, aber auch mit der von dieser Verbindung freien Körös-Kultur in Berührung kommt, dann ergibt sich die Möglichkeit der Unterscheidung einer früheren und einer späteren Phase. Die frühere Phase könnte, ähnlich wie bei der Körös-Kultur, von jeglicher Vermischung mit jenen Kulturen frei sein, mit denen sie in der späteren Phase zusammenlebt. Die Ursache für diese vorläufig nur theoretisch angenommene Erscheinung kann nicht in der geographischen Situation zu suchen sein, da Csóka näher zum Bereich der früheren Vinča-Kultur liegt als Ószentiván. Eine Bestätigung oder Widerlegung erwarten wir von dem im Gang befindlichen Untersuchungen, da die bisherigen Resultate nicht eindeutig genug sind: Das Erscheinen der Theiß-Importe sowie der Szakálháter und Zselizer Spuren in Vinča entsprechen nicht dem frühesten Horizont der Vinča-Kultur, die einzige Scherbe der Theiß-Kultur stammt aber aus einer Tiefe von 9,2 m [32]).

Bei der Behandlung der Vinča-Tordos-Kultur in Ungarn haben wir bereits auf den

westlichen Zweig ihrer Verbreitung hingewiesen, doch verbleibt auch noch die Aufgabe, dem östlichen Zweig nachzugehen. Nördlich von Öszentiván erscheint Vinča-Tordos-Material in Begleitung von Szakálháter und Theiß-Typen (z. B. Szakálhát und Kökénydomb) [33]). Der Zusammenhang der Fußschale von Mezőtur mit den Funden der Körös-Kultur ist fraglich. Die Bedeutung dieses Fundes beruht jedoch auf seiner Lage relativ weit im Norden [34]). Die Rolle der Vinča-Tordos-Kultur in Siebenbürgen zu behandeln fällt aus dem Rahmen dieser Arbeit. Diesbezüglich sind nur die Ergebnisse älterer Arbeiten durch den Hinweis auf die wichtige Rolle der Szakálhát-Gruppe zu ergänzen[35]).

Seit dem Erscheinen der zusammenfassenden Arbeit von F. Tompa haben sich zahlreiche Autoren mit dem Fundmaterial, der Siedlungs- und Bestattungsweise und einzelnen Fragen der Chronologie der Theiß-Kultur beschäftigt [36]). Leider hat es bisher niemand unternommen, die Theiß-Kultur ausführlich zu bearbeiten. Der Fundbestand und die einschlägigen Beobachtungen haben sich aber seit dem Jahre 1929 vervielfacht. Wir können hier nicht mehr unternehmen, als die Theiß-Kultur, genau so wie die anderen bisher behandelten Kulturen, in den Rahmen des ungarischen Neolithikum einzubauen.

Die lange Lebensdauer dieser Kultur ist nicht zu bezweifeln, wenn man die dicken Kulturschichten der oft tellartigen Siedlungen und das Verhältnis der Theiß-Kultur zu den anderen neolithischen Erscheinungen Ungarns in Betracht zieht. Die früheste Datierung ihres voll entwickelten Motiv- und Formenschatzes ist auf Grund ihres Zusammenlebens mit der Vinča-Tordos-Kultur und der Szakálhát-Gruppe möglich (Csóka, Tordos, Szakálhát, Tápé-Lebő A usw.).

Eindeutige Belege ihrer jüngeren Phase haben die Kulturschichten der Gruppen Herpály und Csőszhalom und die Fundorte der frühen Phase der Lengyel-Kultur geliefert. Durch sie wird der Beweis erbracht, daß die Theiß-Kultur mit der frühen Phase der Kulturen mit Gefäßbemalung in Berührung kommt, zur Zeit der Spätphase dieser Kulturen aber bereits zu bestehen aufgehört hat. Ihr Verhältnis zu diesen Kulturen mag ähnlich der Verbindung ihrer frühen Phase zur Szakálhát-Gruppe oder zur Vinča-Tordos-Kultur gewesen sein, das heißt der Grad der Intensität dieser Verbindung reichte von der bloßen Berührung bis zum engen Zusammenleben. In Zsáka und in Tiszapolgár-Csőszhalom (beide Komitat Hajdú-Bihar) kommt Theißmaterial nur in unbedeutender Menge vor, während es z. B. in Bodrogkeresztur-Kutyasor das Erscheinungsbild des Siedlungsplatzes bestimmt; die wenigen Scherben vom Typ Herpály-Csőszhalom deuten auf eine bloße Berührung hin. Das Auftreten der Theiß-Kultur in Bicske läßt sich mit weniger Sicherheit datieren, doch ist die Autentizität unbezweifelbar und ihre Bedeutung wiederum durch das Vorkommen von Theißmaterial im Norden Transdanubiens bestätigt. In Tápé-Lebő B spielt die Theiß-Kultur noch eine bedeutende Rolle, weiter östlich, in Gorzsa, ist sie bereits gering [37]). Trotz des unterschiedlichen Grades der Vermischung hat das Spätneolithikum in Ostungarn einen gemeinsamen Zug: Die Rolle der Theiß-Kultur wird immer geringer, bis ihre Merkmale schließlich gänzlich verschwinden. In den oberen Schichten der Herpály-Gruppe kommen keine Scherben mehr mit Verzierungen der Theiß-Kultur vor.

Im südlichen Teil der hinteren Theißgegend tritt eine eigenartige, mit der Theiß-

Kultur vermischte polierte Ware auf, die nach ihrem bedeutendsten Fundort Gorzsa-Gruppe genannt wird. Die bisherigen Grabungen auf diesem Fundort sind vielversprechend und aufschlußreich hinsichtlich der Bestimmung der Entwicklungsphasen sowie des Zusammentreffens dieser mit anderen Gruppen. Die Keramik (Abb. 4) wird durch dunklere, bräunliche und graue Farbe, im allgemeinen dünne Gefäßwand, glänzende, glatt polierte Oberfläche sowie durch die Eigenheit gekennzeichnet, daß Ritzverzierung fehlt und an ihrer Stelle kleine, spitze oder abgerundete Warzen meist symmetrisch zu vieren angeordnet, treten. Die Warzen oder kleinen, waagrecht durchbohrten Ösen können durch umlaufende Furchen, meist am Halsansatz, miteinander verbunden sein. Die charakteristischesten Gefäßformen sind die konische Schale mit sanft ausladender Wand, die Schale mit besonders dünner Wand, die kleine Schüssel oder Schale mit ausladendem Rand, der niedrige Napf mit breitem Hals und der schlanke Topf mit höherem Hals, weiters die Fußschale und die kleine Fußschüssel.

Der Zeitpunkt des Auftretens der Gorzsa-Gruppe läßt sich noch nicht genau bestimmen. Somit wäre es verfrüht, nach ihrem Ursprung zu suchen. Die bisherigen Untersuchungen haben keine eindeutige Antwort auf die Frage erbracht, ob die Gorzsa-Gruppe bereits in jener frühen Phase der Theiß-Kultur erscheint, die durch deren Zusammenleben mit der Szakálhát- und der Tordos-Kultur charakterisiert wird. In der späten Phase der Theiß-Kultur überwiegt die Gorzsa-Ware derart und die Formen und Verzierungsarten der Theiß-Kultur werden nach und nach so zurückgedrängt, daß sie schließlich nur mehr chronologische Bedeutung haben. Leider wurden auf den meisten Fundplätzen keine stratigraphischen Beobachtungen gemacht (z. B. Csóka, Kökenydomb, Tápé-Lebő A), weshalb der Verlauf der Entwicklung noch nicht verfolgt werden kann.

Von zwei Fundstellen verfügen wir aber über gewisse Daten: In Tápé-Lebő B war die Theiß-Kultur ganz frei von einer Vermischung mit der Szakálhát- und Zseliz-Gruppe, im Laufe der Besiedlung übernahm die Gorzsa-Gruppe immer mehr die führende Rolle, aber einige Scherben mit Theiß-Dekor kommen bis zum obersten Horizont vor. Auf dem benachbarten Siedlungsplatz Tápé-Lebő A ist das Zusammenleben der Theiß-Kultur mit der Szakálhát-Gruppe nachgewiesen, folglich war der Siedlungsplatz B von vornherein jünger als diese Phase des Zusammenlebens. In Hódmezővásárhely — Gorzsa — Czukor-tanya konnte ein mit Tápé-Lebő B gleichaltriger Siedlungsplatz festgestellt werden. Hier sind allerdings zwei Eigenheiten zu beobachten, die von Tápé-Lebő B abweichen: 1. Es ist anzunehmen, daß ein Teil des Siedlungsplatzes bereits frei von Theiß-Relikten ist. 2. Die Gorzsa-Keramik von Tápé-Lebő B ist unbemalt, während in der mit Tápé-Lebő B gleichzeitigen Phase des Siedlungsplatzes von Gorzsa Bemalung auftritt (die Bemalung fehlt übrigens auch in Tápé-Lebő A auf den Gorzsa-Scherben, sowohl beim Siedlungsmaterial, als auch bei den Grabfunden, wohingegen aus dem 8. Grab von Ószentiván III zwei Gorzsa-Gefäße mit Spuren von roter Bemalung bekannt sind).

Über die Grabungen in Gorzsa besitzen wir bloß einen Vorbericht. Aus diesem läßt sich weder der Umfang noch der Charakter der Bemalung erkennen. Unbezweifelbar ist aber das Vorhandensein von Bemalung in Herpályer Art. Eine Analogie hierzu sowie zur Variante der Bemalung mit dicken schwarzen Linien findet man auf dem

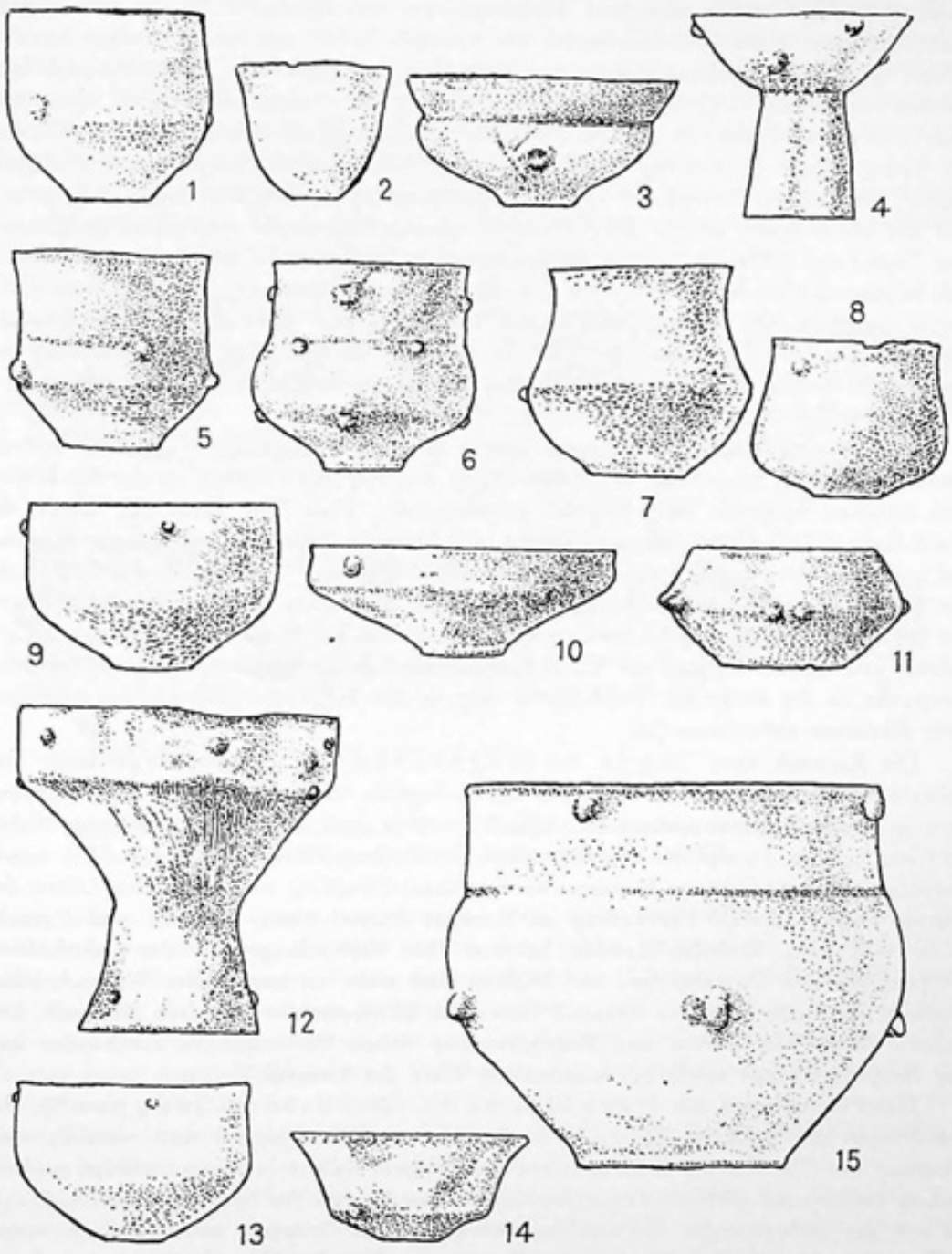


Abb. 4. Gorzsa-Gruppe. 1—4, 7, 15: Tápé-Lebő B (1—4: Grab 3, 5, 15 und 9); 5—6: Tápé-Lebő A (Grab 10 und 4); 8—10: Ószentiván I—II; 12—13; Ószentiván III (Grab 8). 1—4, 6—11, 14—15: $^1/_4$; 5, 13: $^1/_3$; 12: $^1/_5$ n. Gr.

durch die Theiß-Kultur datierten Siedlungsplatz von Békés-Povádzug. Auf diesem Fundplatz vertritt ein Gefäßbruchstück der polierten Ware, das mit schwarzen Streifen bemalt ist, die Vermischung der beiden Techniken und somit die Analogie zu einigen Funden aus Gorzsa — Czukor-tanya. Die Bemalung der polierten Ware (mit schwarzer, roter und gelber Farbe) ist aus der oberen Theiß-Gegend seit langem bekannt [38]). Ein mit rotem Muster in „crusted"-Technik bemaltes Gefäßbruchstück gehört zur Lengyel-Kultur: ein sicherer Beweis für die Verbindung zwischen Zengövárkony und Gorzsa und das umso mehr, als für diese Verbindung von hier sowie von den Fundplätzen von Tápé-Lebő zahlreiche weitere Belege aus dem Fundmaterial der unbemalten Keramik beigebracht werden können. Auf ihre Besprechung können wir hier allerdings nicht weiter eingehen. Wir möchten nur darauf hinweisen, daß diese auf eine Bearbeitung wartende Gruppe die Grundlage für die südliche Gruppe der frühkupferzeitlichen Tiszapolgár-Kultur, der Phase A der Deszk-Gruppe, im südlichen Teil Ostungarns und im östlichen Teil Nordjugoslawiens bildet.

Das Zusammenleben der Gorzsa-Gruppe mit der Theiß-Kultur und ihre spätere Verselbständigung kann man in großen Zügen mit der Entwicklung in der nördlichen und östlichen hinteren Theiß-Gegend parallelisieren. Hier hört nach den durch die Theiß-Kultur datierbaren frühen Schichten der Herpály-Gruppe die Bemalung langsam auf und diese Gruppe bildet zusammen mit der Gruppe von Csőszhalom die Grundlage der frühbronzezeitlichen Tiszapolgár-Kultur. Erst nach einer eingehenden Bearbeitung der bekannten Fundorte wird festzustellen sein, in welcher Phase der Herpály-, Csőszhalom- und Gorzsa-Gruppe die Theiß-Kultur erloschen ist und von welchem relativen Zeitpunkt an die Rolle der Theiß-Kultur nur in der Form des Weiterlebens einzelner ihrer Elemente aufzufassen ist.

Die Keramik vom Typus Bodrogzsadány [39]), die gleichfalls durch eine polierte Oberfläche und durch wenig vorspringende, meistens große, kugelsegmentförmige Warzen gekennzeichnet ist (Abb. 5), wartet noch auf ihre Bearbeitung. Bisher sind nur wenige Fundplätze am Unterlauf des Bodrog-Flusses (Bodrogzsadány sowie neuerdings Sárazsadány im Komitat Borsod-Abauj-Zemplén) und an beiden Ufern der oberen Theiß (Kenézlő-Fazekaszug im Komitat Borsod-Abauj-Zemplén und Paszab-Zádó im Komitat Szabolcs-Szatmár) bekannt. Ihre Verbindungen mit der Csőszhalom-Gruppe, mit der Slowakei und mit Mähren sind nicht zu bezweifeln. Wahrscheinlich erscheint die Bodrogzsadány-Keramik bereits im Horizont der bemalten Keramik. Die polierte Ware von Gorzsa und Bodrogzsadány haben Verbindungen zueinander und zur Herpály-Gruppe sowie zur unbemalten Ware der Lengyel-Kultur.

Das Hervortreten der Herpály- und Csőszhalom-Gruppen [40]), das Vordringen der polierten Keramik in der hinteren Theißgegend und westlich vom Oberlauf der Theiß sowie das Auftreten der Lengyel-Kultur in Transdanubien und im Gebiet östlich und nördlich davon bezeichnen den Beginn des Spätneolithikum. Dieses ist mit der mehrphasigen Entwicklung der genannten Gruppen und Kulturen ausgefüllt und endet mit dem Beginn der Kupferzeit. Für die Herpály-Gruppe sind aus dicken Kulturschichten bestehende tellartige Siedlungen, Rechteckhäuser und Abfallgruben charakteristisch. Auf den Siedlungsplätzen sind hie und da Hockergräber mit

Beigaben zu finden. Durch die gleichen Merkmale wird auch die Csőszhalom-Gruppe bestimmt, nur mit dem Unterschied, daß auf den echten Tell-Siedlungen in den Häusern auch Speichergruben vorkommen und die Toten — nach den wenigen, aber verbürgten Hinweisen — nicht nur verstreut, sondern auch gruppenweise auf vorübergehend unbewohnten Stellen in den Siedlungen beigesetzt wurden. Die Toten wurden in gestreckter Lage mit Beigaben, jedoch ohne Gefäße bestattet. Für die Keramik (Abb. 6—7) ist das Fehlen der eingetieften Verzierung kennzeichnend. Ihre plastische Verzierung beschränkt sich auf mannigfaltige Warzenformen, die manchmal sogar auch auf dem Gefäßhenkel

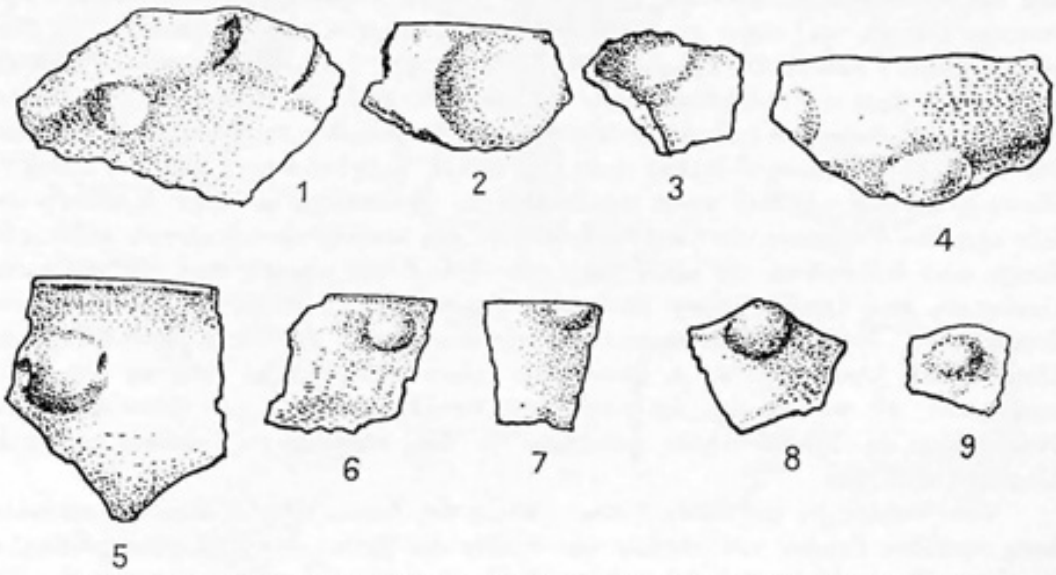


Abb. 5. Typus Bodrogzsadány. 1—2: Kenézlő-Fazekaszug; 3: Paszab-Zádó; 4—9: Bodrogzsadány-Templomdomb. $^1/_4$ n. Gr.

sitzen, und zwar auf jenem eigenartigen, oben spitz ausgezogenen Henkeltyp mit senkrechter Durchbohrung, der nicht nur für diese beiden Gruppen mit Gefäßbemalung, sondern auch für die Lengyel-Kultur kennzeichnend ist. Charakteristische Gefäßformen sind die meist doppelkonischen Krüge mit zylinder- oder kegelstumpfförmigem Hals und mit zwei oder vier Henkeln, weiters Fußschüsseln, Fußschalen und tiefe Kelche, die manchmal einen durchbrochenen Fuß haben. Zu den auffallenden Merkmalen der Formgebung gehört bei der Keramik der Herpály-Gruppe der mit vier Lappen versehene Rand der Schüsseln mit röhrenförmigen Fuß, bei der Csőszhalom-Keramik das scharf gebrochene Profil der Schalen (Abb. 7, 3—5, 7).

Die Keramik der Herpály-Gruppe kennzeichnet vornehmlich die Bemalung mit schwarzen Linien, die Keramik der Csőszhalom-Gruppe das rote und weiße, nach dem Brennen aufgetragene Muster und die nur einen Teil des Gefäßes erfassende rote Grundierung. In beiden Gruppen kommen von den charakteristischen Typen in Technik und Farbe abweichende Varianten vor, welche zusammen mit vielen, hier nicht auf-

zählbaren Abarten der Gefäßformen sowie etlichen sonstigen Eigenheiten dieser Gruppen die Grundlage für die Bestimmung des Entwicklungsverlaufs, der Herkunft, der Verbindungen und der feineren Chronologie bilden, mit denen wir uns aber im Rahmen dieser Arbeit nicht beschäftigen können. Wir möchten zum bereits Gesagten nur noch hinzufügen, daß für die Wirtschaftsform beider Gruppen Ackerbau und Viehzucht bestimmend sind. Die Siedlungsplätze lieferten überdies zahlreiche Belege dafür, daß diese Volksgruppen auch die Jagd nicht vernachlässigten und daß sie bei der Domestikation des Rindes eine große Rolle spielten.

Eine zusammenfassende Darstellung des Neolithikum Transdanubiens und des anschließenden schmalen Streifen am linken Donauufer ist noch nicht einmal versucht worden, und sogar die Geländearbeit war hier weniger intensiv als in Ostungarn. Nach Abschluß der Tätigkeit von M. Wosinsky [41]) fand die intensive Forschung in diesem Gebiet ein vorläufiges Ende. Es steht uns bloß, neben einigen Detailfragen behandelnden Aufsätzen oder Materialveröffentlichungen, der zweibändige Bericht über das Material der Lengyel-Kultur vom Fundplatz Zengővárkony zur Verfügung [42]). Dieser beschäftigt sich aber weder mit Fragen der Chronologie noch der Herkunft und läßt auch das Verhältnis der Lengyel-Kultur zu den umliegenden Regionen außer acht. Einige neue Aufschlüsse, vor allem jener von Győr-Pápai vám [43]), und etliche kleinere Grabungen und Fundbergungen (Keszthely-Dobogó, Zalavár, Felsőszentiván, Bicske, Somogyapáti, Pomáz, Békásmegyer, Balatonendréd usw.) sind noch unveröffentlicht. Unter diesen Umständen ist es schwer, ein zusammenhängendes Bild zu entwerfen, umso mehr als wir auf den Anspruch nicht verzichten können, die Entwicklung des Neolithikum in Transdanubien wenigstens in den allgemeinen Rahmen von ganz Ungarn einzufügen.

Vom Vordringen der Körös-Kultur entlang der Donau und in diesem Zusammenhang von den Funden von Medina war bereits die Rede. Ihre Zusammengehörigkeit ist aber nicht verbürgt und daher nur auf typologischer Grundlage auszuwerten. Die Schale mit Linearverzierung [44]) vertritt jenen Horizont der Linearkeramik, der bereits von einigen Fundorten zwischen Plattensee und Drau bekannt ist und der als die früheste ausgeprägte Erscheinungsform dieser Kultur zu betrachten ist (Abb. 8). Es handelt sich um die ältere Linearkeramik, aber nicht um deren älteste Phase. Der unsichere Fund von Medina gestattet es nicht, hier vom Zusammentreffen irgendeiner Phase der Körös-Kultur mit der älteren Linearkeramik zu sprechen und dadurch die erste mutmaßliche Parallele zwischen Transdanubien und der Tiefebene zu ziehen.

Das Fehlen der ältesten Linearkeramik dürfte höchstwahrscheinlich als Forschungslücke zu erklären sein. Nicht nur die ungarische, sondern auch die internationale Forschung, die sich mit Fragen der Herkunft der Linearkeramik beschäftigt, rechnet mit der Auffindung der ältesten Phase in Transdanubien.

Auch die Notenkopfkeramik erscheint an einigen Fundorten Transdanubiens, und zwar einerseits in Form von schon seit langem bekannten Streufunden, andererseits in Begleitung von Funden der Zseliz-Gruppe. Allmählich entfaltet sie sich auch als selbständige Phase, doch kann man vorläufig die Dauer des Weiterlebens der Notenkopfverzierung bis zur Zeit der späten Linearkeramik noch nicht näher fixieren.

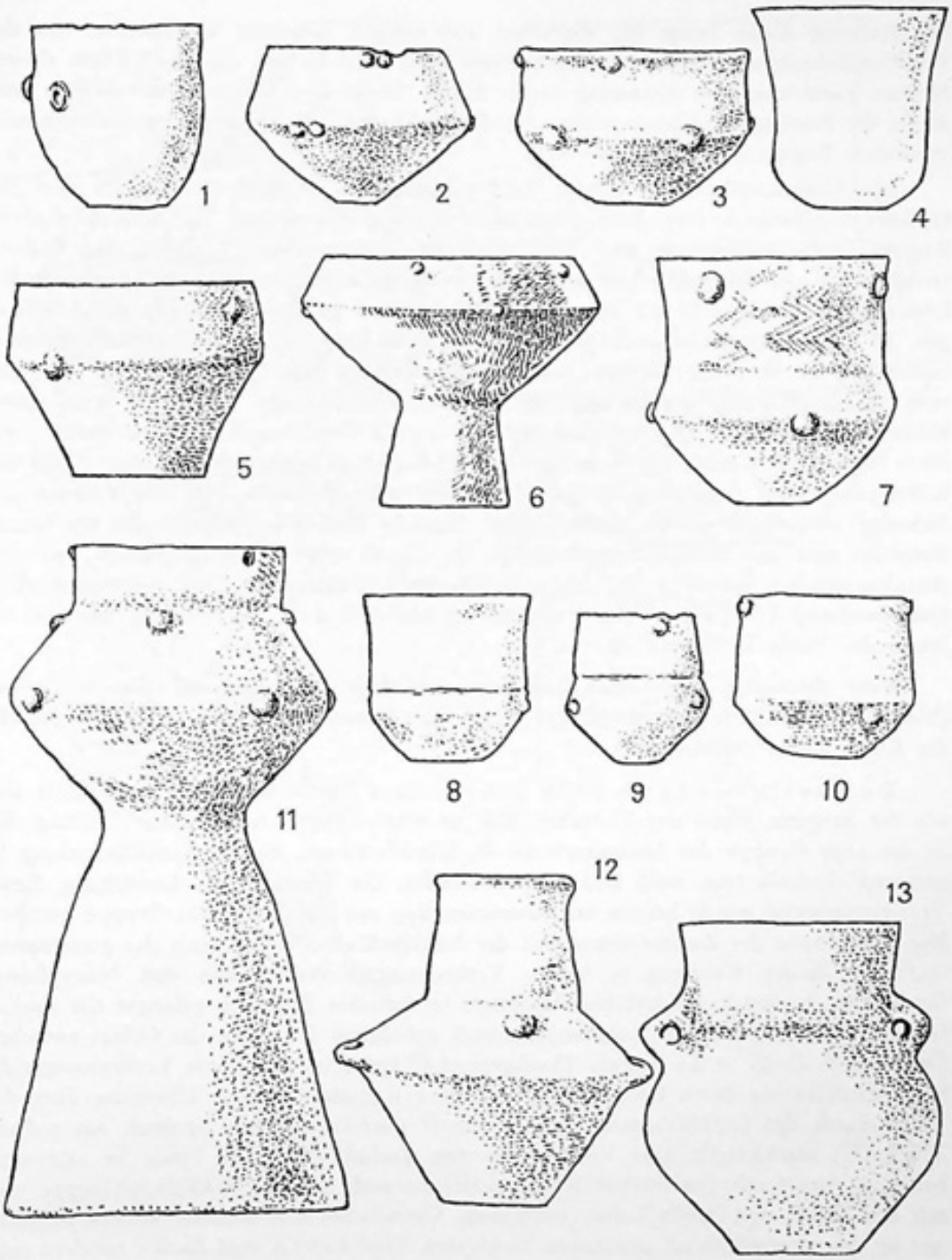


Abb. 6. Herpály-Gruppe. 1—7, 11—13: Kenézlő; 8—10: Bodrogkeresztúr-Kutyasor Grab 1. 1/4 n. Gr.

Die Klärung dieser Frage ist, abgesehen von einigen kleineren Grabungen, von der Veröffentlichung der Funde von Győr-Pápai vám zu erwarten. Ausgehend von diesem Niveau kann man die Erfassung einer frühen Welle der Vinča-Tordos-Kultur und damit die Bestätigung eines zweiten synchronen Horizontes zwischen der östlichen und westlichen Region in Ungarn erwarten.

Die Notenkopfkeramik gelangt nach Ausweis des Gefäßes von Inárcs und des Gefäßes von Szolnok quer durch das Gebiet zwischen Donau und Theiß in die östliche Region. Form, Ausführung und Verzierung des letztgenannten Gefäßes sind charakteristisch für die Notenkopfkeramik: eine dunkelgelbe Bombe mit zwei umlaufenden Linien unter dem Rand, von denen durch Linienpaare gebildete Dreiecke herunterhängen, die linsenförmige Vertiefungen an den Spitzen haben. Die Fundvergesellschaftung beider Gefäße ist nicht bekannt. Auch in der hinteren Theißgegend kamen Scherben zum Vorschein, deren Verzierungsweise — zickzacklinienartige Verzierung wird durch kleine, runde Vertiefungen unterbrochen — an die Notenkopfkeramik erinnert, und zwar in Szentes-Kistőke im Komitat Csongrád und in Hommezővásárhely-Kopáncs-Kökénydomb, auf dem erstgenannten Fundplatz wahrscheinlich, auf dem zweiten mit Sicherheit in Gesellschaft der Theiß-Kultur. Ähnliche Verzierungen sind auch aus Transdanubien und aus Siebenbürgen bekannt. In Cipau wurden sie zusammen mit den charakteristischen Motiven der Notenkopfkeramik angetroffen. Die notenkopfartige Unterbrechung der Linien kommt sowohl im Material der Theiß-Kultur als auch in jenem der Vinča-Tordos-Kultur vor [45]).

Vom chronologischen Gesichtspunkt aus möchten wir hier auf die in Perieni (Moldau) beobachtete stratigraphische Lage der Notenkopfkeramik über der Schicht der Körös-Kultur hinweisen [46]).

Die Zseliz-Gruppe gehört zum mittleren Neolithikum. Sie entwickelte sich aus der jüngeren Phase der Linearkeramik zu einer Gruppe mit lokaler Färbung. Sie ist die erste Gruppe der Linearkeramik in Transdanubien, die die Gefäßbemalung in „crusted"-Technik (rot, weiß und gelb) anwendet. Das Problem der Entstehung dieser Verzierungsweise wurde bereits im Zusammenhang mit der Szakálhát-Gruppe berührt. Die Verbindung der Zseliz-Gruppe mit der Bükker Kultur wird durch das gemeinsame Auftreten beider Kulturen in beiden Verbreitungsgebieten (Grab von Nagytétény, Grube von Borsod-Derekegyháza) bestätigt. In östlicher Richtung gelangte die Zseliz-Gruppe auf dem durch die Notenkopfkeramik gebahnten Weg über das Gebiet zwischen Donau und Theiß in die hintere Theißgegend (Tápé-Lebő A). Diese Verbreitungsrichtung wird derzeit durch Pécel (ostnordöstlich von Budapest), der Übergang über die Theiß durch das Gefäßfragment von Tiszaroff (nordöstlich von Szolnok am rechten Theißufer) markiert [47]). Das Vorkommen von Zselizer Ware in Vinča ist allgemein bekannt. Außer mit der Bükker Kultur trifft sie auch mit der Szakálhát-Gruppe und mit der Theiß- und Vinča-Kultur zusammen. Gemeinsam mit letzterer kommt sie nicht nur an den stratigraphisch unsicheren Fundorten Tápé-Lebő A und Bicske, sondern auch in einem authentischen Fundkomplex, im Grab von Nagytétény vor. Die obere chronologische Grenze für ihre dominierende Rolle im nördlichen Transdanubien bildet die

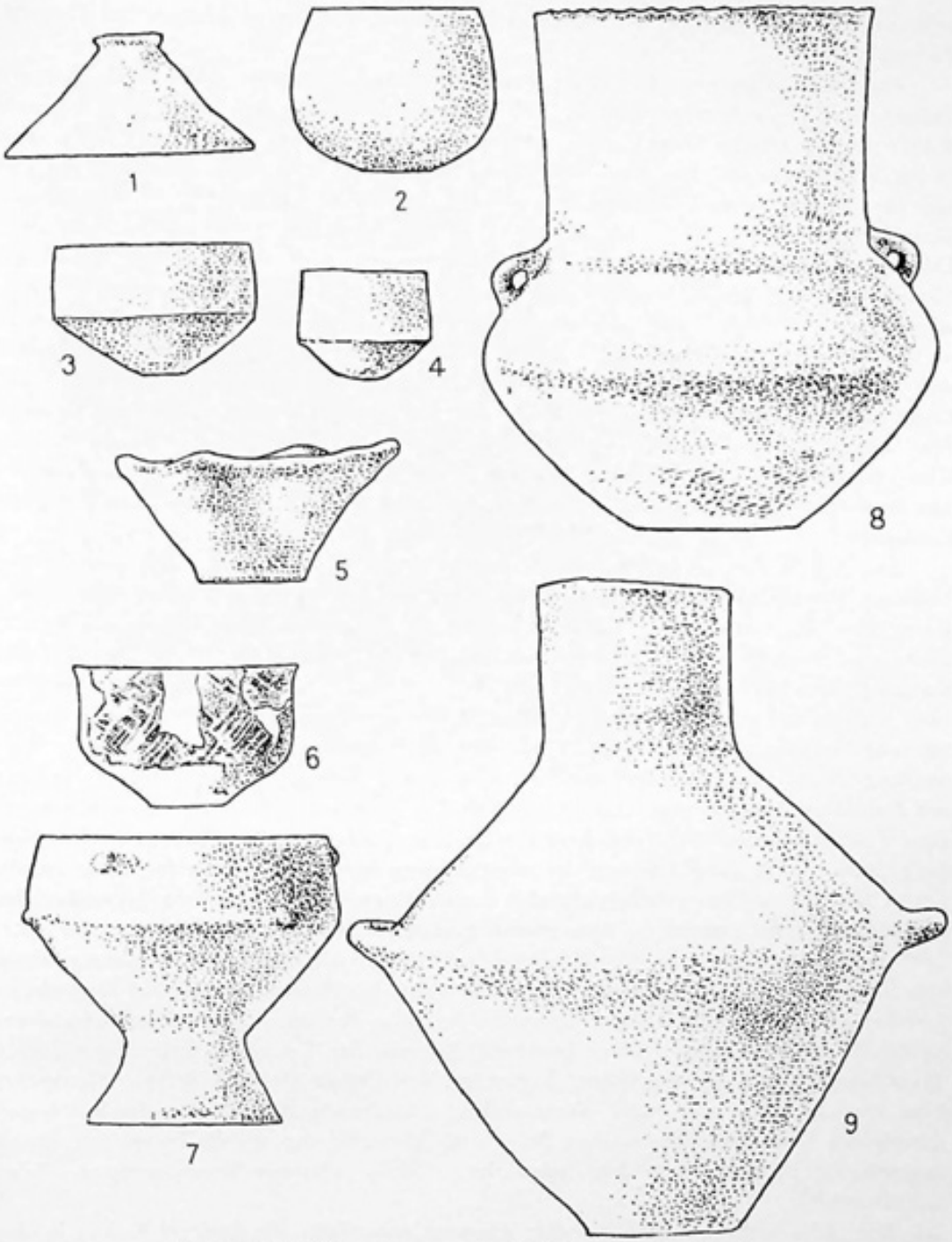


Abb. 7. Csöszhalom-Gruppe: 1—9; Tiszapolgár-Csőszhalom.
1, 7: $^1/_3$; 2, 5—6, 8—9: $^1/_4$; 3—4: $^1/_3$ n. Gr.

selbständige Linearkeramik mit Notenkopfverzierung, die untere dagegen die Lengyel-Kultur.

Auch die Lengyel-Kultur erstreckt sich nicht in einheitlicher Form über den ganzen in Rede stehenden Bereich. Als Fundorte der frühesten Phase sind bis jetzt Piszke an der oberen Donau (Kom. Komárom) und Aszód, östlich vom Donauknie (Kom. Pest), bekannt. Das von hier stammende Material ist nahe verwandt mit der aus der Westslowakei bekannten Lužianky-Gruppe. Die Lengyel-Funde von Bicske, Bodajk (Kom. Fejér), Keszthely (Kom. Veszprém), Pomáz und Neszmély (am rechten Donauufer zwischen Esztergom und Komárom) reichen noch nicht aus, um ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe zu erkennen [48]). Ein der Fußschale von Neszmély entsprechendes Stück findet sich in Zengővárkony, eines der Gefäße von Bicske [49]) wiederum hat Verbindungen zur Lužianky-Gruppe. Bicske birgt, ähnlich wie Medina, den Schlüssel zur Synchronisierung der neolithischen Kulturerscheinungen West- und Ostungarns und die Möglichkeit zur Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses von fünf verschiedenen Kulturen (Notenkopfkeramik, Zseliz-Gruppe, Vinča-Tordos-Kultur, Theiß-Kultur und Lengyel-Kultur) in sich. Leider wurden bei der alten Grabung — mit Ausnahme der Grabfunde — die Fundumstände nicht festgehalten, und die neuen Grabungsergebnisse sind noch unveröffentlicht.

Die Funde der Lengyel-Kultur aus dem Komitat Tolna sind schon seit langem bekannt. Veröffentlichungen über den Siedlungsplatz und den Friedhof von Zengővárkony, über die Funde von Pécsvárad-Aranyhegy und Villánykövesd sowie über das Haus von Szemely haben einen ansehnlichen Teil des Fundmaterials aus dem Komitat Baranya bekanntgemacht [50]). Innerhalb dieser Periode der Lengyel-Kultur wurden aber noch keine Entwicklungsphasen ermittelt, obwohl ihre Existenz durch die in Zengővárkony festgehaltene Stratigraphie erwiesen ist. Die eingehende chronologische Auswertung dieses Fundortes und die Feststellung der Entwicklung der Lengyel-Kultur auf Grund stratigraphischer und topographischer Angaben läßt noch auf sich warten. Bereits aus den bisher veröffentlichten Funden lassen sich aber klare Zeichen der Entwicklung ablesen, z. B. das Erscheinen der monochromen Bemalung mit weißen Mustern, die der in der frühen Phase vorherrschenden monochromen roten Bemalung gegenüber den Beginn der späten (zweiten) Phase ebenso bezeichnet wie das Verschwinden der Ritzverzierung. Aber auch die Gefäßformen und die Qualität ihrer Ausführung bieten unmißverständliche Möglichkeiten zur Gliederung in Phasen auf Grund der obigen Angaben. Eine noch der Lösung harrende Aufgabe der ungarischen Neolithforschung ist die Synchronisierung der rot-„crusted" Periode der Lengyel-Kultur im südlichen Transdanubien mit der nördlichen Region an der Donau (Piszke, Bicske, Neszmély). Eine ähnliche, aber noch mehr Terrainarbeit erfordernde Aufgabe ist die Synchronisierung des Erscheinens der weißen Bemalung, das heißt der seit F. Tompa für jünger angesehenen Periode mit dem nördlichen Gebiet (Szomor-Somodorpuszta, Kom. Komárom) [51]).

Die tschechoslowakischen Forscher gliedern neuerdings die Lengyel-Kultur in drei bzw. vier Perioden. Unter Berufung auf F. Tompa und gestützt auf eine umfangreiche neuere Grabungstätigkeit reihen sie die rotbemalte Ware und die Lužianky-Gruppe ein-

hellig in die erste Periode. Die zweite Periode rechnen sie vom Erscheinen der weißen Bemalung an [52]). Auf die gleiche Aufeinanderfolge weist M. Garašanin auf Grund der Funde von Vinča hin [53]). Dies entspricht im wesentlichen der Situation in Westungarn. Nach tschechoslowakischer Meinung beginnt die dritte Periode der Lengyel-Kultur mit dem Aufhören der Bemalung und ist durch die Brodzany-Gruppe vertreten. Einige Forscher zählen als vierte Periode auch die Ludanice-Gruppe zur Lengyel-Kultur. Bei der Brodzany-Gruppe könnte man ein solches Weiterleben annehmen, obwohl in dem

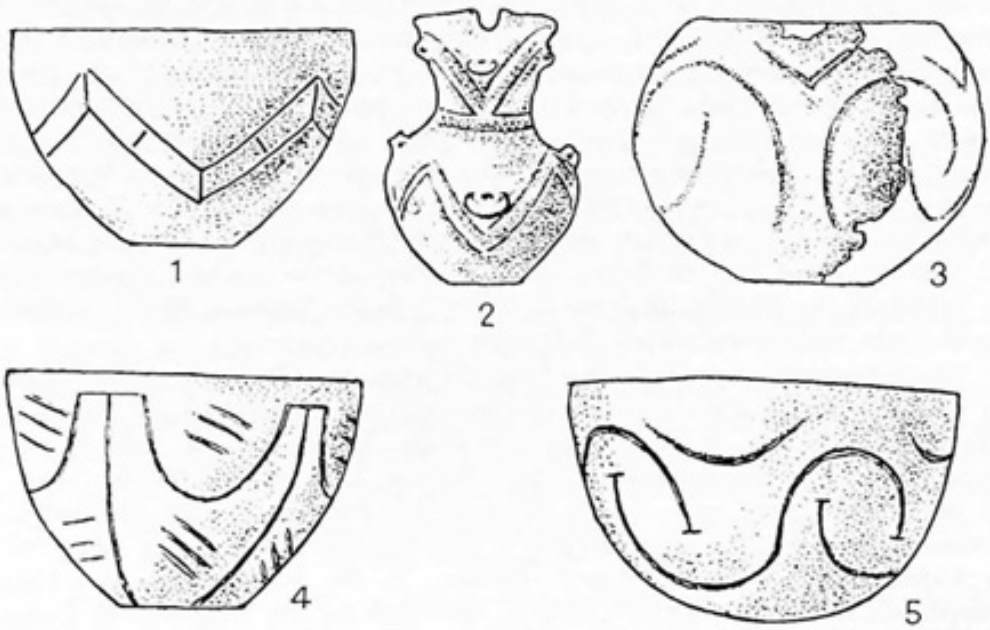


Abb. 8. Ältere Linearkeramik Transdanubiens. 1, 3: Kiskánya; 2: Tolna; 4: Pécs; 5. Medina. 1: 1/3; 2—5: 1/4 n. Gr.

geringen veröffentlichten Material die wenigen, sich an die Lengyel-Kultur knüpfenden Fäden keineswegs gegenüber den neuen Elementen im Übergewicht zu sein scheinen. In Ungarn ist diese Periode nicht oder zumindestens noch nicht vertreten. Das am Nordufer der Donau zum Vorschein gekommene geringfügige Material (Szob, Kom. Pest) besteht vorläufig nur aus unbemalten Stücken. Diese lassen sich einerseits nicht eindeutig mit der Brodzany-Gruppe in Verbindung bringen, andererseits sind sie durch zahlreiche Eigenheiten an die Funde der (zweiten) Phase mit weißer Bemalung gebunden und schließlich haben sie auch Verbindungen zur Keramik der Herpály-Gruppe und der Zengővárkony-Gruppe der Lengyel-Kultur, könnten also noch zum Spätneolithikum gehören [54]).

Das Auftreten der Lengyel-Kultur bedeutet in Ungarn den Beginn des Spätneolithikum. Ihre bemaltkeramischen Phasen füllen diese Periode in Transdanubien zeitlich aus. Daß sie sie auch territorial ausfüllen ist anzunehmen, wegen des geringfügigen,

uns zur Verfügung stehenden Materiales aber noch fraglich. Im südlichen Transdanubien vermischt sich die Lengyel-Kultur mit keiner der vorausgegangenen Kulturen. Die jüngste Gruppe der Linearkeramik, in den nördlichen Teilen Transdanubiens durch die Zseliz-Gruppe vertreten, ist aus dem hinsichtlich der Lengyel-Kultur am besten erforschten Komitat Baranya nicht bekannt. Es wird Aufgabe zukünftiger Forschungsarbeit sein zu entscheiden, ob das Weiterleben des Stils, der die charakteristischen Merkmale der älteren Phase der Linearkeramik trägt, imstande war, die vorhandene Lücke zu füllen. Weiterhin wird zu klären sein, welche Rolle die Vinča-Kultur in der in Frage stehenden Zeit und auch noch später im südlichen Teil Transdanubiens gespielt hat. Ihre Einflußnahme auf den nördlichen Teil Transdanubiens beweist neben verschiedenen Gefäßformen, technischen Besonderheiten, geritzten und gemalten Verzierungen usw. das Auftreten bestimmter aus Vinča bekannter Erzeugnisse, wie z. B. der mehrstrahligen, sternförmigen Tongegenstände unbekannter Bestimmung von Bicske, Csóka, Vinča [55]) und zweier Stücke unbekannter Herkunft aus dem Museum von Esztergom. Diese vertreten aber die jüngere Phase der Vinča-Tordos-Kultur in Ungarn, auch was Transdanubien betrifft. Einige bereits bekannte, aber noch unveröffentlichte Fundorte im nördlichen Teil Transdanubiens und im Gebiet östlich des Donauknies scheinen geeignet zu sein, das Verhältnis der mittelneolithischen Kulturen (Theiß-, Zselizer-, Bükker-Kultur) zueinander bzw. zur frühen Lengyel-Kultur bestimmen zu lassen.

Die Synchronisierung der beiden Lengyel-Phasen mit Ostungarn gehört ebenso zu den vordringlichen Aufgaben wie die Bestimmung des Verhältnisses der beiden Regionen zueinander in den vorausgegangenen Perioden. Ähnlich wie die Zseliz-Gruppe die Grundlage für die Synchronisierung des mittleren Neolithikum gebildet hatte, läßt sich die Theiß-Kultur nach unseren heutigen Kenntnissen für das Spätneolithikum verwenden. Sie erscheint in Ostungarn in der bemalten Keramik der Herpály- und der Csőszhalom-Gruppe, wie bereits erwähnt, in der frühen Phase der Herpály-Gruppe. Mit dieser Zeit läßt sich auch ihr Auftreten und ihr Einfluß beim Donauknie (Aszód) und in Transdanubien (Bicske) in Verbindungen bringen. Gleichzeitig lebt im südlichen Teil der Tiefebene die polierte Keramik vom Gorzsa-Typ mit der Theiß-Keramik zusammen (Tápé-Lebő B, Gorzsa-Czukor-tanya). Auch dieses Material hat Verbindungen zu den bemaltkeramischen Gruppen der östlichen Region (Berettyószentmárton, Kenezlö [56]), Csőszhalom, Bodrogkeresztúr-Kutyasor usw.) genau so wie zur Lengyel-Kultur (Gorzsa-Csukor-tanya, Gräber von Tápé-Lebő A) [57]). Es läßt sich auch ein Zusammenhang zwischen der Lengyel- und der Herpály-Kultur feststellen (Zengővárkony, Pécsvárad, Szob, Szeghalom-Kovácshalom) [58]). F. Tompa hat die Lengyel-Kultur in erster Linie auf Grund der Bemalungstechnik, der verwendeten Farben und eines Teiles der Motive der Streufunde von Csőszhalom, ferner aber auch wegen der eingeritzten Mäander zur Theiß-Kultur, genauer gesagt zu deren zweiter Phase, gerechnet.

Innerhalb des oben geschilderten Rahmens ist eine genauere Herausarbeitung der westungarischen Perioden der Lengyel-Kultur und ihrer Verbreitung von der Detailforschung auf der Grundlage der Formentwicklung und sonstiger Kriterien, etwa der Auswertung von stratigraphischen Angaben — neben dem Auftreten der weißen

Bemalung und dem Verschwinden der Ritzverzierung — zu erwarten. Viele Kleinarbeit erfordert auch die genaue Fixierung des Endes der Theißkultur in allen regionalen Einheiten des östlichen und nördlichen Ungarn. Weiters müssen noch so wesentliche Fragen geklärt werden, wie z. B. ob die Gefäßbemalung die Zeit der Theiß-Kultur überlebt hat, ob die gleichen Kulturen und Gruppen nach dem Aufhören der Bemalung in unveränderter Zusammensetzung noch selbständig weitergelebt haben oder ob diese Phase bereits eine frühkupferzeitliche ist, deren Einfluß dem Spätneolithikum ein Ende bereitet hat, und schließlich ob diese kurze Episode als Abschluß der eigenen Geschichte der alten Einheiten zu betrachten ist. Hierzu gehören auch noch die Fragen, ob die polierte Keramik die Zeit der Theiß-Kultur überlebt hat (diesbezüglich besitzen wir nur einen einzigen Hinweis von Gorzsa-Csukor-tanya), ob dieser weiterlebende Horizont die Gefäßbemalung angewendet hat, ob die unbemalten Gefäße der Grabfunde dieses Stils einen selbständigen Horizont bilden (Tápé-Lebő A) oder ob bei den Bestattungen jener Brauch weiter geübt wurde, der bereits zur Zeit der Theiß-Kultur vorkam, daß nämlich Gefäße mit Ritzverzierung oder Bemalung überhaupt nicht (Tápé-Lebő B) oder nur ausnahmsweise (Hódmezővásárhely-Kopáncs-Kökénydomb, Öszentiván III) ins Grab mitgegeben wurden.

Nach der kritischen Zusammenschau der uns zur Verfügung stehenden Funde und Daten läßt sich folgendes synchronistische Bild entwerfen:

Während in der westlichen Hälfte Ungarns die bemalte Keramik der Lengyel-Kultur ihre herrschende Rolle behauptet, dominieren in der östlichen Region die spätneolithischen Gruppen mit Gefäßbemalung und polierter Keramik. In der frühen Phase dieser Epoche lebt noch die Theiß-Kultur, sie verliert aber immer mehr ihre Selbständigkeit und hört bis zur Mitte dieser Epoche überhaupt zu bestehen auf. Das Ende der Epoche wird durch das Verschwinden der bemalten Keramik markiert.

Die Fragen der Herkunft der neolithischen Bevölkerung Ungarns bzw. des Karpathenbeckens und ihrer Verbindungen zu Mittel-, Ost- und Südosteuropa können wir hier nicht analysieren. Wir müssen aber in dieser Beziehung noch auf zwei entscheidende Faktoren hinweisen: Auf die Siedlungsform und einige Manifestationen aus dem kultischen Bereich.

Die östliche Region Ungarns ist im Neolithikum durch tellartige Siedlungen gekennzeichnet. Es ist sogar ein Tell bekannt (Tiszapolgár-Csöszhalom), der die charakteristische Siedlungsform der Balkanhalbinsel, Kleinasiens und Vorderasiens vertritt. Dem Neolithikum Transdanubiens ist diese Siedlungsform hingegen fremd; hier treten die in Mitteleuropa allgemein üblichen Siedlungstypen auf. An die Siedlungsformen Transdanubiens schließen die Linearkeramik der Tiefebene und die Szakálháter Gruppe an, also eben jene Erscheinungen, deren Verzierungsweise mit der westlichen Linearkeramik verwandt ist.

Auf eine ähnliche Herkunft wie die tellartigen Siedlungen weisen auch die Kultgegenstände hin, die als Offenbarungen des religiösen Lebens weit über die Grenzen der tellartigen Siedlungen hinausgreifen. Ihre Bedeutung scheint in der Körös-, der Theiß- und der frühen Lengyel-Kultur am größten gewesen zu sein. Man kann sie auch als

wesentlichen Beweis für die enge Verbindung zwischen den beiden letztgenannten Kulturen betrachten.

Im Zusammenhang mit den Herkunftsfragen können wir auf die Ausbreitung der Gefäßbemalung und auf deren Verschwinden infolge des Auftretens der dunkelgetönten, polierten Keramik, die unter dem Einfluß von Metallgefäßen in Mode kommt, hinweisen. Diese Ware, die sich in den verschiedenen Religionen Ungarns den zurückweichenden spätneolithischen Gruppen anschließt, wurde zum wichtigsten Faktor der frühkupferzeitlichen Tiszapolgár-Kultur. Die alte regionale Gliederung wird in der neuen Epoche keineswegs geändert und die spätneolithischen Gruppen leisten sogar einen entscheidenden Beitrag zur Gestaltung der frühen Kupferzeit.

Anmerkungen.

[1]) Die beiden Bände von J. Banner und I. Jakabffy, Archäologische Bibliographie des Mittel-Donau-Beckens (1954 und 1961) enthalten bis einschließlich 1959 die bezügliche Literatur; E. Németh teilt daneben jährlich die Literatur unter dem Titel Bibliographia Archaeologica Hungarica (Arch. Ért.) mit. Diese wird durch die zusammenfassende Auswertung der zwischen 1954 und 1964 erschienenen prähistorischen Arbeiten von M. Párducz ergänzt (Acta Arch. Hung. 1967, im Druck). Daran schließen sich noch jährlich die kurzen Berichte der Ausgräber über die planmäßigen und die Rettungsgrabungen (Arch. Ért.).

Um die Orientierung zu erleichtern, sind hier einige Zeichnungen der charakteristischen Funde der weniger bekannten Gruppen beigelegt, ohne die vorliegende Arbeit für deren vollständige Publikation halten zu wollen. Ein Teil der hier abgebildeten Funde ist in der unten zitierten Literatur publiziert; der andere Teil ist unveröffentlicht.

[2]) I. Kutzián, (1944), A Körös-kultura, Bd. I—II; der Auszug derselben Arbeit: (1947) The Körös Culture, I—II.

[3]) A. a. O. (1947) S. 12, 20—30.

[4]) Esztergom: Ausgrabung von Gy. Szabó (1958 Arch. Ért. S. 92). — Békésszentandrás: J. Csalog (1958) Arch. Ért. S. 82.

[5]) J. Banner (1954) Acta Arch., Hung. S. 1—7. — S. Bökönyi, ebenda, S. 9—21.

[6]) Die Bezeichnung der Fundstellen s.: I. Bognár—Kutzián (1963) The Copper Age Cemetery of Tiszapolgár-Basatanya S. 412, 414, 434 (Fundort A) oder Felsőhalom: I. Kutzián 1944, a. a. O. S. 31, 32 und I. Kutzián 1947, a. a. O. S. 42. O. Trogmayer 1957, Jahrb. Szeged S. 58—60. — (Fundort B) oder Alsóhalom: J. Korek 1958, Arch. Ért. S. 153—155. Fundort C): Ausgrabung von M. Párducz.

[7]) Gy. Gazdapusztai (1957) Arch. Ért. S. 12—13. Taf. I, 3; Taf. II; Taf. III, 11—12.

[8]) I. Kutzián, (1947) a. a. O. S. 10, 32. Verg. S. Bökönyi (1964) Arch. Ért. S. 93.

[9]) O. Trogmayer (1964) Arch. Ért. S. 85—86.

[10]) I. Kutzián, (1947) a. a. O. S. 32, 44.

[11]) F. Tompa (1929), Die Bandkeramik in Ungarn, S. 26 ff .— F. Tompa (1937), BRGK, S. 35.

[12]) In dieser Hinsicht sind die Ausgrabungen von N. Kalicz und J. Makkay von Bedeutung. Für die Auskünfte über das unveröfftenlichte Material bin ich N. Kalicz zu Dank verpflichtet.

[13]) B. Novotný (1958) Slovensko v mladšej dobe kamennej. Taf. XXV, 2. — J. Csalog (1955) Folia Arch. Taf. IV, 4.

[14]) J. Banner (1931) Dolgozatok, Szeged, S. 72—73. — I. Kutzián (1944) a. a. O. S. 28 und (1947) a. a. O. S. 43.

[15]) N. Kalicz, (1965) Acta Ant. et Arch. Szeged, S. 35.

[16]) J. Banner (1942) Das Tisza-, Maros-, Körös-Gebiet bis zur Entwicklung der Bronzezeit S. 11—14, 26—29. — I. Kutzián (1947) a. a. O. S. 42—43.

[17]) J. Banner (1942) a. a. O. Abb. 2. — I. Kutzián (1947) a. a. O. S. 42. — J. Korek und P. Patay (1958) Régészeti Füzetek, Ser. II, 2 Taf. IX, 6—9. — V. Milojčić (1949) Chronologie der jüngeren Steinzeit, S. 91. Taf. 35, 3, 5, 6. — M. Garašanin (1951) BRGK, S. 125 ff.

[18]) J. Banner und A. Bálint (1935) Dolg. Szeged, Taf. VII, 2; Taf. IV, 31—35. — M. Roska (1941) Die Sammlung Zsófia von Torma, Taf. LXXXIV, 15, Taf. CX, 5, 15; Taf. CXI, 2, 13; Taf. CXIII, 17, usw. — I. Kutzián (1947) a. a. O. S. 42.

[19]) I. Kutzián, (1944) a. a. O. S. 70—71 und (1947) a. a. O. S. 37 und Anm. 481.

[20]) M. Roska (1935) Dolg. Szeged, Abb. 3.

[21]) M. Roska (1941) a. a. O. Taf. CXVII, 19. — I. Kutzián (1947), a. a. O. S. 37, Taf. VII, 11. — N. Kalicz (1957) Régészeti füzetek 8. S. 37. — J. Csalog (1955) a. a. O., Taf. IV, 4.

[22]) J. Banner und A. Bálint (1935) a. a. O. Abb. 4. — J. Csalog, a. a. O. Taf. IV, 2—3, 5.

[23]) I. Kutzián, (1955) Conférence Archéologique... Budapest, S. 79.

[24]) I. Bognár-Kutzián (1963) a. a. O. S. 370, 410, 432, 434.

[25]) F. Tompa (1929) a. a. O.

[26]) J. Csalog (1941) Folia Arch. S. 17—27 und (1955) a. a. O. S. 227—230. — J. Banner (1961) L'Europe à la fin de l'âge de la pierre, S. 205 f.

[27]) S. Gallus (1936) Arch. Ért. S. 85—86, Abb. 45—48 b.

[28]) B. Soudský (1954) Pam. arch. S. 104—105, und (1956) Arch. Roz. S. 462—463. — E. Neustupný (1956) Arch. Roz. S. 461—462. — L. Hájek (1957) Arch. Roz. S. 9. — R. Tichý (1960) Pam. arch. S. 438—440 und (1962) Pam. arch. S. 301—305. — J. Lichardus (1964) Arch. Roz. S. 841 ff. — J. Pavuk (1964) Slov. Arch. S. 5 ff.

[29]) J. Banner und M. Párducz (1948) Arch. Ért. S. 30—41. — I. Kutzián (1944) a. a. O. S. 8 und (1947) S. 15, 17, 31, 35—41. — J. Banner (1960) Acta Arch. Hung. S. 1—56.

[30]) I. Kutzián, (1947) a. a. O. S. 15. — É. F. Petres (1954) Folia. Arch. S. 22—28.

[31]) É. F. Petres (1954) a. a. O. S. 26—27.

[32]) I. Kutzián, (1947) a. a. O. S. 15, 17.

[33]) J. Banner (1942) a. a. O. Taf. LXXVI, 20, 24—36. — J. Banner und J. Korek (1949) Arch. Ért. Taf. VI, 4; Taf. VII, 2, 3; Taf. VIII, 3, 13; usw.

[34]) Siehe Anm. 29, die Kutzián-Zitate.

[35]) Siehe Anm. 18, die Roska-Zitate.

[36]) Siehe Anm. 1, 11, 26, und 33.

[37]) Tiszapolgár-Csőszhalom: I. Bognár—Kutzián (1963) a. a. O. S. 506. — Bodrogkeresztur-Kutyasor: P. Patay (1957) Folia Arch. S. 35—37. — Hódmezővásárhely-Gorzsa Gehöft Czukor: Gy. Gazdapusztai (1962) Arch. Ért. S. 8—9. und (1963) Jahrb. Szeged, S. 46—48.

[38]) Öszentiván III: J. Banner (1928) Dolgozatok S. 172—173. Fig. 22. 14, 15. — Békés-Povádzug: O. Trogmayer (1962) Jahrb. Szeged, S. 31—34. — Kenézlő: F. Tompa (1929) a. a. O. Taf. XLI, 2, 6.

[39]) I. Bognár—Kutzián (1963) a. a. O. S. 267, 268, 283, 415 und unveröffentlichte Funde im Museum Nyiregyháza und im Ung. Nationalmuseum.

[40]) F. Tompa (1929) a. a. O. 42 ff. und 55 ff., Abb. 2, Taf. LIV—LVII. — M. Roska (1942) Arch. Ért. S. 68—69, 72. Taf. III—V., Abb. 6—9, 15. — J. Korek und P. Patay (1956) Folia Arch. S. 40—42, Taf. II—IX. — I. Bognár—Kutzián (1963) a. a. O. S. 16, 249.

[41]) M. Wosinsky, siehe Bibliographie... von J. Banner und I. Jakabffy.

[42]) J. Dombay (1939) The Prehistoric Settlement and Cemetery at Zengővárkony und (1960) Die Siedlung und das Gräberfeld in Zengővárkony.

[43]) Ausgrabung von S. Mithay: die Funde sind im Museum Győr aufbewahrt. Siehe noch: Ausgrabung von B. Bálint in Zalavár; die Funde sind im Ung. Nationalmuseum aufbewahrt. — M. Wosinsky (1904) Az őskori mészbetétes diszitésü agyamüvesség, Taf. L, 7. — J. Csalog (1941) Arch. Ért. S. 13—14. Taf. IV, 4, 6, 7, 10—13, 28—30. — J. Csalogovits (1930) Arch. Ért. Abb. 37. — Ausgrabung von S. Gallus in Balatonendréd; die Funde sind im Ung. Nationalmuseum aufbewahrt.

[44]) J. Csalogovits (1936) Neuerwerbungen im Museum des Komitates Tolna, I. S. 33. Taf. II. unten.

[45]) L. Márton (1909) Arch. Ért. S. 156, Abb. 2—3. — J. Banner (1942) a. a. O. Taf. LXXXIII, 6 und J. Korek (1960 Jahrb. Szeged Taf. VII. 8. — I. Kutzián (1947) a. a. O. S. 15, 17, 37, Taf. LI, 5—7. — J. Csalogovits (1930) Arch. Ért. Abb. 39. — N. Vlassa (1959) SCIV S. 246 Fig. 2—3.

[46]) M. Petrescu—Dîmboviţa (1957) Materiale S. 80—82.

[47]) P. Reinecke (1896) Arch. Ért. S. 294, Abb. 4. — J. Korek (1960) a. a. O. Taf. II, 7.

[48]) Das Gefäß von Piszke ist im Museum Esztergom aufbewahrt. In Aszód hat N. Kalicz Ausgrabungen geführt. Für Auskünfte über das unveröffentlichte Material bin ich ihm zu Dank verpflichtet. Bodajk: É. F. Petres (1954) a. a. O. S. 27. Keszthely-Csórégödör: B. Dornyay und J. Csalog (1945) Folia Arch. S. 4, Abb. 3. Pomáz: F. Tompa (1942) Budapest Története I, S. 27, Taf. III, 5.

[49]) I. Bognár—Kutzián (1963) a. a. O. S. 416. — É. F. Petres (1954), a. a. O. Taf. IV, 7.

[50]) Siehe Anm. 42 und J. Dombay (1958) Janus Pannonius Museum Évk. S. 96—102 und (1959) a. a. O. S. 70—71. — R. Pusztay (1956) Arch. Ért. S. 43—44.

[51]) F. Tompa (1929) a. a. O. S. 58, Taf. XLV, 1—2. — I. Bognár—Kutzián, Annales Musei Nationalis Praha (im Druck).

[52]) F. Tompa (1929) a. a. O. S. 55—56. — A. Točik und J. Lichardus (1964) Pam. arch. S. 276—278. — J. Lichardus und J. Vladár (1964) Slov. Arch. S. 69 ff. — V. Pavuková (1964) a. a. O. S. 233 ff.

[53]) M. Garašanin (1961) Pam. arch. S. 345 f.

[54]) Siehe: I. Bognár—Kutzián in den Anm. 51 zitierten Artikel.

[55]) I. Kutzián, (1947) a. a. O. S. 15.

[56]) F. Tompa (1929) a. a. O. S. 57, Taf. XLI. 2, 3, 6.

[57]) I. Bognár—Kutzián (1963) a. a. O. S. 411, 412, 415, 437, 506, 507.

[58]) A. a. O. S. 251, 507—509.

Durch einen bedauerlichen Irrtum ist bei der Veröffentlichung meiner Arbeit über die Hausberge (ArchA., 39., 1966, S. 54 ff.) eine Danksagung an Herrn Prof. Dr. H. P. Schad'n unterblieben. Ich möchte deshalb an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank für die stete Beratung durch Herrn Prof. Schad'n, der ich mich erfreuen durfte, zum Ausdruck bringen.

Alfred Weiss

Besprechungen

J. REITINGER, BIBLIOGRAPHIE ZUR UR- UND FRÜHGESCHICHTE ÖSTERREICHS (ausgenommen Römerzeit), Band 3 (1939—1960), 8°, 368 Seiten, Verlag Notring der Wissenschaftlichen Verbände Österreichs, Wien 1965.

Mit der Vorlage dieser Bibliographie füllt J. Reitinger nach langjährigen Vorarbeiten eine immer wieder unangenehm empfundene Lücke in unserem bibliographischen Schrifttum aus. Dabei ist aber die Bezeichnung „Band 3" nicht ganz zutreffend, da die beiden früher erschienenen Bibliographien nicht mit einer Bandbezeichnung versehen, sondern als selbständige Schriften erschienen sind. Außerdem weicht die von J. Reitinger durchgeführte Anlage seiner Bibliographie, deren Zweckmäßigkeit er im Vorwort erläutert, von jener der beiden anderen Bibliographien erheblich ab, da er eine Trennung des bibliographischen Stoffes nach Sachgebieten und nach Perioden durchführt. Da es noch keine internationalen Leitlinien für ur- und frühgeschichtliche Bibliographien gibt, wird man die Gesichtspunkte eines jeden einzelnen Autors für die von ihm vorgenommene Anordnung zu würdigen haben, auch dann, wenn man es selbst anders gemacht hätte. Den Idealfall der Vollständigkeit wird man niemals erreichen, es sei denn, daß eine Zentralstelle einen eigenen bibliographischen Dienst einrichtet, dem alle bibliothekstechnischen Hilfsmittel zur Verfügung stünden. Auch die Frage, wie weit man bei einer landeskundlich orientierten Bibliographie noch Schrifttum aus den umliegenden Nachbarräumen heranzieht, wird stets zur Diskussion Anlaß geben, besonders dann, wenn man einer mehr allgemein orientierten Forschung dienen will. Besonders anerkennenswert ist die vom Verf. durchgeführte Erweiterung auf Frühgeschichte und Frühmittelalter, doch dürfte der für diesen Abschnitt gewählte Obertitel nicht ganz entsprechen. Das einzige Register umfaßt Autoren, Fundorte und Sachgebiete, diese aber nur so weit als sie in der Bibliographie selbst ausgeworfen sind. Die nach Perioden und Kulturen durchgeführte Aufgliederung der Literatur könnte u. U. als ein kleiner Ersatz für ein verfeinertes Register dienen. Wenn auch manche Wünsche offen geblieben sind, so soll doch ausdrücklich betont werden, wie sehr wir dem Verf. für seine mühevolle Arbeit zu Dank verpflichtet sind. Wenn es ihm gelänge, recht bald einen weiteren Band mit dem Schrifttum 1961—1965 herauszubringen, wäre dies für uns alle ein wertvolles Hilfsmittel.

Richard Pittioni.

F. L. JENKNER, PRÄHISTORISCHE UND PRÄCOLUMBIANISCHE SCHÄDELTREPANATION — kultisch-theurgische oder rationell-medizinische Handlung? Paracelsus-Schriftenreihe der Stadt Villach, XI., 8°, 31 Seiten mit 5 Abbildungen und 7 Tabellen, Verlag Geschichtsverein für Kärnten, Klagenfurt 1966.

Verf. ist Neurochirurg und betrachtet deshalb das von ihm behandelte Problem auch von der praktisch-medizinischen Seite. Die hiezu gegebenen Hinweise sind für den Kulturhistoriker, der es mit den ur- und frühgeschichtlichen Trepanationen zu tun hat, von besonderem Wert. Weniger übereinstimmen aber wird er mit der vom Verf. getroffenen Materialauswahl, die doch etwas zu einseitig auf die peruanischen Quellen bezogen erscheint. Das daneben vorhandene reiche urgeschichtliche Material erscheint leider zu wenig berücksichtigt. Die wohl irrtümlicherweise geäußerte Verbindung von neolithischen Trepanationen mit dem spätpaläolithischen

Menschen wird man gerne nachsehen. Eine eingehende Berücksichtigung des urzeitlichen Bestandes aber hätte Verf. wohl bewogen, das „oder" des Untertitels durch ein „und" zu ersetzen, da sich beide Intentionen aus dem Fundbestand mit hinreichender Wahrscheinlichkeit erschließen lassen. Als weitere Anregung zur Interpretation der während der Urzeit geübten Trepanation verdient jedoch die vorliegende Schrift interessierte Aufmerksamkeit unseres Faches.

Richard Pittioni.

NEUE AUSGRABUNGEN UND FORSCHUNGEN IN NIEDERSACHSEN, für die Arbeitsgemeinschaft der Ur- und Frühgeschichtsforscher in Niedersachsen (im NHB) herausgegeben von Herbert Jankuhn, 2. Band, 4°, 326 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln im Text, Verlag August Lax, Hildesheim 1965.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes liegt uns nun, noch umfangreicher und umfassender der zweite Band dieser Serie vor — während wir das in der letzten Besprechung (ArchA. 36, 1964, S. 117) angeführte vierzehnjährige Ausbleiben der Fundberichte aus Österreich nun auf 16 Jahren erhöhen können. Kommentar überflüssig!

Die in Niedersachsen im Zeitraum von zwei Jahren geleistete Arbeit ist wohl — auch für materiell besser gestellte Länder — erstaunlich. Und dies nicht nur in der Quantität des Geleisteten, sondern besonders in Bezug auf die gewonnenen Erkenntnisse und Problemlagen. Dabei beschränkt sich der Band im wesentlichen auf die größeren Problemgrabungen (auch aus Notgrabungen hervorgegangenen) und überläßt die Veröffentlichung der kleineren Routinegrabungen den verschiedenen Fachzeitschriften. Daß sich die geplante Schwerpunktbildung (hier z. B. die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Siedlungsforschung) — konsequent durchgeführt — positiv auswirken muß, stand zu erwarten. Auch mit dem ununterbrochenen Verzetteln geringerer Kräfte kann man ja schließlich seine Erfahrungen machen.

Die nun schon gut bekannte „Dümmergrabung" erbrachte eine neutral als „Dümmer-Keramik" bezeichnete Gruppe, die — eng mit Rössen verknüpft — unter der Megalith-Kultur lag. Die Bedeutung dieser vormegalithischen „Anbaukultur" liegt in ihrer Beziehung zu Rössen und in der Frage nach den Wurzeln der Megalith-Kultur. Weitere Grabungen galten den bronzezeitlichen Problemen des Landes: Das Vordringen des Schafes in der Bronzezeit hat sich auch hier bestätigt; das dreischiffige Hallenhaus läßt sich nun auch im norddeutschen Marschengebiet bis in die Bronzezeit zurückverfolgen. Systematisch wurde auch die Burgenforschung betrieben. Dabei lassen sich zwei Phasen ausgliedern: die vorrömische Eisenzeit und das frühe und hohe Mittelalter. Für die Bergbauforschung konnte unter Mitwirkung von E. Preuschen Kupferverhüttung für das 10. und 11. Jahrhundert erwiesen werden. Eine Mottengrabung (Warberg) erbrachte datierte Keramik, und wir erfahren, daß die Bearbeitung des ma. Fundmaterials in Angriff genommen wird. Über das Kernwerk der Werla liegt der abschließende Bericht vor. Insgesamt: die Realisierung eines „Wunschtraumes", wie man ihn anderswo eben nur „träumen" kann.

Fritz Felgenhauer.

H. KÜHN, ERWACHEN UND AUFSTIEG DER MENSCHHEIT, 16°, 393 Seiten mit 63 Abbildungen im Text, Fischer Bücherei, Frankfurt am Main und Hamburg 1966.

Das vorliegende Buch baut im wesentlichen auf den Publikationen „Das Erwachen der Menschheit" und „Der Aufstieg der Menschheit" desselben Verfassers auf und wird durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse ergänzt. Über einen Abriß der Geschichte der Forschung — der eine kurze Zusammenfassung des 1965 gleichfalls vom selben Autor erschienenen Buches „Eiszeitkunst, die Geschichte ihrer Erforschung" darstellt — führen die Betrachtungen über die paläolithischen Menschenformen zu den artifiziellen Äußerungen des Paläolithmenschen und in weiterer Folge zu den bäuerlichen Kulturen der Alten und Neuen Welt.

Der knappe und auf das Wesentliche konzentrierte Text sowie das aufschlußreiche Tabellenmaterial erlauben es, das Buch als gutes Nachschlagwerk zu bezeichnen, dessen Objektivität nur vereinzelt durch hypothetische Deutungen vor allem auf dem Gebiet der Religion beeinträchtigt wird.

Martha Taus.

H. KÜHN, EISZEITKUNST, die Geschichte ihrer Erforschung, Reihe „Sternstunden der Archäologie", 16°, 336 Seiten mit 48 Tafeln und 58 Abbildungen im Text, Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1965.

Schon die Idee, ein wichtiges Randgebiet der paläolithischen Kunst, nämlich deren Forschungsgeschichte, in den Mittelpunkt der Betrachtungen zu stellen, muß als positives Unterfangen gewertet werden. Auch begnügt sich der Verfasser nicht damit, nur einen nüchternen lückenlosen Zeitplan vom Bekanntwerden erster Funde bis zu den Entdeckungen der jüngsten Gegenwart zu erstellen, sondern unternimmt den gelungenen Versuch, die anfänglichen Schwierigkeiten, die sich den Forschern des vergangenen Jahrhunderts entgegenstellten, zu untersuchen und zu erklären. Es wird vor allem die geistige und philosophische Situation des europäischen Menschen im 19. Jahrhundert analysiert und als Ursache für das jahrzehntelange Ringen fortschrittlich Denkender um Anerkennung ihrer Funde als Schöpfungen eiszeitlicher Kunst gedeutet. Das Buch wird somit gleichzeitig auch eine längst fällige posthume Würdigung jener Forscher, die sich im Rahmen der Entdeckungsgeschichte der spätlithischen Kunst unschätzbare Verdienste erworben haben.

Dem Autor ist zu danken, ein wesentliches und interessantes Kapitel der Urgeschichtsforschung, das seine Schatten bis in die moderne wissenschaftliche Tätigkeit wirft, aus seiner Anonymität befreit zu haben. — Der in dem Buch als wichtiges Moment hervorgehobene, mitunter tragisch-menschliche Aspekt hätte der romantisierenden Darstellung sicher nicht bedurft.

Was den letzten Abschnitt bezüglich der Funde um 1960 anbelangt, so erscheint es doch einigermaßen problematisch, vielleicht durch Menschenhand ergänzte Naturspiele als „Kunstwerke" anzusprechen und sie allein schon deshalb in eine Reihe mit jenen wahren Kunstwerten zu stellen, die sich erst durch die schöpferische Intuition als solche manifestieren.

Martha Taus.

K. SCHIETZEL, MÜDDERSHEIM. Eine Ansiedlung der jüngeren Bandkeramik im Rheinland. Fundamenta, Monographien zur Urgeschichte, Reihe A, Band 1, 4°, 156 Seiten mit 58 Tafeln, 6 Plänen und 25 Textabbildungen, Böhlau Verlag, Köln—Graz 1965.

Wenn der Herausgeber der neuen Publikationsreihe Prof. H. Schwabedissen in seinem Geleitwort zum ersten Bande davon spricht, daß die „Fundamenta-Monographien" Grundlagen-Publikationen sein wollen, die als Quellenschriften der Forschung geschlossene Materialkomplexe der frühen Urzeitperioden zugänglich machen sollen, so scheint uns dieser erste Band eine gute Bestätigung und Rechtfertigung seiner Intentionen zu sein. Wir stehen heute in der gesamten Urgeschichtsforschung in einer Situation, wo in erster Linie exakt ausgegrabene und befundete Komplexe die Grundlagen weiterer Erkenntnis und methodischer Neuorientierung zu schaffen vermögen. Freilich bedarf es zur Vorlage dieser Ergebnisse entsprechender Mittel. Diese nach Möglichkeit auszuschöpfen und sinnvoll anzuwenden wird Aufgabe jeder im Fache organisatorisch führenden Persönlichkeit sein. Wobei dann das Sinnvolle weniger in der Vorlage wahllos gesammelter Kleinstvorlagen als eben im Komplex an sich besteht.

Der Verfasser des ersten Bandes bemüht sich dieser Sinngebung weitgehend gerecht zu werden. Nicht nur im Herkömmlichen und Standardisierten, sondern auch unter bewußter Anwendung neuer Verfahren und Methoden. Anlage und Gliederung der Monographie entsprechen den heutigen Anforderungen in ausgezeichneter Weise. Die Trennung von „Befunden" und

„Funden", wie sie hier durchgeführt wurde, sollte allmählich zur conditio sine qua non werden, wobei man im gegenständlichen Falle einer noch ausführlicheren Dokumentation der Befundung nichts entgegenzusetzen gehabt hätte. Ausreichend und eindrucksvoll ist sie dagegen beim Fundmaterial. Dieses ist weitgehend und gut analysiert. Wohltuend (und von der Kölner Schule auch kaum anders zu erwarten) die exakte Begriffsumschreibung oder -Bestimmung, die nomenklatorische Fixierung. Ganz besonders trifft letzteres für die Verzierungselemente der Keramik zu, deren Wirrwarr ansonsten viel Unheil anzustiften vermag. Neuartig jedoch in jeder Weise ist der Versuch, über die Gliederung der Keramik in Elementgruppen (Merkmalkombinationen aus Gefäßform und Verzierungselementen) und deren Analyse zu einer typologischen Feinchronologie zu gelangen. Die aufgewendete Mühe hat im vorliegenden Falle nicht zum erwarteten Erfolg geführt. Was aber keineswegs gegen die Methode an sich sprechen muß. Eher wohl dafür, daß das vorhandene Material quantitativ nicht ausreichend genug war.

Ansonsten sind in der Monographie alle Fund- und Befundelemente weitreichend und exakt ausgewertet worden: Steingerätinventar, (Fernbeziehung durch Verwendung von Gesteinen aus dem schlesischen Zobten-Gebiet!), Knochen- und Geweihgeräte, anthropologisches Material, Tierreste, botanische Befunde.

Als Ergebnis: vermutlich mehrmalige Besiedlung mit Hausbauten vom Typ „Geleen" und „Sittard". Kulturkontakte nach West und Ost (Schlesien) der jüngeren Linienbandkeramik (C-14 Datierung: 4. 190 ± 90 v. Chr.). Fritz Felgenhauer.

Cl. AHRENS, VORGESCHICHTE DES KREISES PINNEBERG UND DER INSEL HELGOLAND. Veröffentlichungen des Landesamtes für Vor- und Frühgeschichte in Schleswig. Herausgegeben von Karl Kersten. Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde in Schleswig-Holstein, Band VII. 4°, 502 Seiten mit 113 Tafeln, 97 Textabbildungen und 7 Karten, Verlag Karl Wachholtz, Neumünster 1966.

Der neu vorliegende, stattliche Band der bekannten Reihe (siehe ArchA. 35, 1964, S. 127) zeichnet sich wiederum durch eine hervorragende Darstellung denkmalpflegerischer Ergebnisse aus. Dazu kommt aber nun im besonderen Falle auch eine vorbildliche wissenschaftliche Bearbeitung, die ihren Schwerpunkt im siedlungsgeographischen Bereich setzt. Die Heranziehung naturwissenschaftlicher Untersuchungsergebnisse, geographischer Überlegungen und exakter kartographischer Arbeit verbinden sich zu einem weitgespannten Bild. Beachtlich dabei ist es, wieviel an bedeutsamen Ergebnissen aus dem Material eines relativ kleinen Gebietes herauszuholen ist.

Die Fundvorlage, wie die gesamte Dokumentation sind — wie nicht anders zu erwarten — allen bisherigen Bänden dieser Reihe ebenbürtig. Fritz Felgenhauer.

THE CAMBRIDGE ANCIENT HISTORY, Revised Edition of vol. II, Fasc. 36: S. S. WEINBERG, The stone age in the Aegaean, 8°, 68 Seiten mit 3 Karten; Fasc. 38: E. J. BAUMGARTEL, Predynastic Egypt, 8°, 39 Seiten, Cambridge University Press, London 1965.

S. S. Weinberg, durch seine zahlreichen Arbeiten über die ägäische Frühzeit bestens bekannt, bringt eine knappe, den letzten Forschungsstand erfassende Übersicht über das Lithikum und Keramikum der Ägäis. Die lithischen Fundbestände sind jedoch für einen systematischen Einbau in die südosteuropäische Kulturabfolge oder einen Vergleich mit der apenn. Halbinsel noch zu gering. Die keramikzeitliche Kulturabfolge gliedert Verf. in vier Hauptabschnitte: das akeramische Neolithikum, das frühe, das mittlere und das späte Neolithikum (auf dem griech. Festland bzw. im ägäischen Bereich). Ein eigener Abschnitt ist dem kretischen Keramikum gewidmet. Unter „aceramic neolithic" versteht S. S. Weinberg die gleichen kulturellen Erscheinungen, wie sie von R. J. Braidwood und K. Kenyon als pre-pottery neolithic und von

W. Milojčić als präkeramisches Neolithikum (und von mir als Grundkeramikum) beschrieben wurden. Eine Vereinheitlichung und damit auch eine genauere Definition der englischen Terminologie erwiese sich aber als wünschenswert, da ja auch der Begriff der „early village farming communities" noch verwendet wird und gleichfalls noch besser umschrieben werden müßte. Wenn diese verschiedenen Termini im Grund wohl mehr oder weniger das Gleiche meinen, so bedürfen doch noch die konstitutiven Elemente dieser Frühphase keramikzeitlicher Kulturformung einer systematischen Umschreibung. Diskussionen über ein- oder mehrmalige Entstehung und Theorien über weite Wanderungen von Menschengruppen, die erstmals dem Boden einen geringen Ertrag abzuringen sich bemühen, können dann wohl von einer verbesserten, weil methodisch unterbauten Grundeinsicht aus vorgebracht werden. Damit sind auch einige Reserven zu Grundauffassungen des Verf. ausgedrückt. Zweifellos hat die Beziehungsforschung ihre methodische Berechtigung, doch wird es sich auch hier darum handeln, die tragenden Erscheinungen solcher Beziehungen festzustellen. Oberflächenbehandlung von Keramik (wie Urfirnis) oder keramisches Verzierungselement (wie der Abdruck von Muschelschalen) sind wohl kaum ausreichende Grundlagen für die Annahme von Kulturbeziehungen über weite Räume hinweg. Solche werden wohl nur durch komplexe Übereinstimmungen zwischen dem einen und dem anderen Gebiet zu erfassen sein. Daß dabei aber nur eine großräumig orientierte Betrachtungsweise die methodisch so notwendige Distanz vom eigenen Forschungsbereich zu vermitteln vermag, bedürfte eigentlich kaum mehr einer besonderen Erwähnung. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Platz. Erfreulich ist aber die Beobachtung, daß der Verf. die stets so eigenartig empfundene Bezeichnung der voll- und spätkeramikzeitlichen Keramikwaren des griech. Festlandes nicht mehr verwendet, dafür aber den Formenbestand mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. In dieser Hinsicht wird die Forschung in der Ägäis wohl in sehr weitem Umfang von Grund auf neu zu beginnen haben, um den Anschluß an die internationale Usance zu finden. Die drei dem Text beigegebenen Fundkarten heben die besiedelten Zonen ebenso gut hervor wie die von der Forschung noch nicht erfaßten Gebiete. Ob aber eine solche Relativität geeignet ist, tragfähige Schlüsse bei Herkunftproblemen zu gestatten? Die Lektüre dieser mit intimer Quellenkenntnis geschriebenen Zusammenfassung ist spannend und anregend zugleich, sie zeigt uns das Erreichte und öffnet den Blick für die Zukunft. — E. J. Baumgartel's Beitrag bringt keine nennenswerten neuen Aspekte zu einem schon genügend bekannten Fundstoff.

Richard Pittioni.

H. STEININGER, DIE MÜNZDATIERTE KERAMIK DES MITTELALTERS UND DER NEUZEIT IN ÖSTERREICH, 8°, 214 Seiten mit 3 Karten und XVIII Tafeln, Verlag Notring der Wissenschaftlichen Verbände Österreichs, Wien 1964.

Das aus einer Dissertation hervorgegangene Buch hat neben seinen Meriten leider auch manche Mängel aufzuweisen. Verständlich, da der Verf. seinerzeit noch zu wenig für eine den keramischen Formen gerecht werdende Wiedergabe geschult war. Verdienstvoll ist der Mut, mit dem er an die Bewältigung eines Stoffes herangeschritten ist, von dessen Umfang man sich kaum eine Vorstellung machen konnte. Für eine erfolgreiche Benützung des Materiales wäre es aber nützlich gewesen, jedes Gefäß und alle wichtigen Bruchstücke nach der in unserem Fachbereich üblichen Art zeichnerisch festzuhalten. Ebenso notwendig wäre auch eine Typentafel, um den Formenbestand rasch überschauen zu können. Schade, daß dies nicht geschehen ist, aber doch jederzeit nachgeholt werden kann. Eine Materialsammlung der auf den Töpfen angebrachten Stempeln wäre gleichfalls mehr als erwünscht gewesen, vor allem um den archivalischen Forschungen an die Hand gehen zu können. Schließlich vermißt man auch ein Sachregister, das zum Auffinden von Einzelfragen unerläßlich ist. Immerhin ist das Buch ein Beginn im systematischen Erfassen unserer heimischen mittelalterlichen Keramik, das einmal angeschnittene Thema verdiente weiter und intensiver verfolgt zu werden. Wenn wir den Verf. dazu ermuntern, so ist das gleichzeitig auch unser Dank für seine bisherigen Bemühungen.

Richard Pittioni.

B. DELFGAAUW, GESCHICHTE ALS FORTSCHRITT, II: Die Geschichte des Menschen, Statica-Dynamica, 8°, 266 Seiten, Verlag J. P. Bachem, Köln 1965.

Der 2. Band dieser höchst anregenden Veröffentlichung ist ein neuer Beleg dafür, daß jeder Philosoph „sein" System besitzt, nach dem er alles ausrichtet und beurteilt. Für den Verf. heißt dieses System „Äquivalenz von politischer und ökonomischer Freiheit", der „Immanente Sinn der Geschichte ist das Wachsen der Freiheit der Menschheit" — und deshalb auch „Geschichte als Fortschritt". Da aber diese Äquivalenz bis jetzt noch nirgends erreicht wurde (weder im westlichen Liberalismus noch auch im östlichen Kommunismus), ist immer noch die Chance für das Wachsen dieser Freiheit gegeben. Doch unterläßt es der Verf. in dem Abschnitt „Dynamica" die Geschichte daraufhin zu untersuchen, ob nicht doch schon einmal und irgendwo dieser Zustand bestanden hat. Daß B. Delfgaauw diese Untersuchungen nicht angestellt hat, ist leicht aus der von ihm durchgeführten Periodisierung der Geschichte zu verstehen. Für ihn ist kosmische Geschichte, Sonnengeschichte, Erd- und Lebensgeschichte als die Perioden A—D allem Anschein nach gleichwertig mit der menschlichen Geschichte (Periode E), wodurch das Wesen des Geschichtlichen wohl etwas verschleiert erscheint. Dazu kommt eine sehr eigenwillige und heuristisch nicht belegbare Gliederung der menschlichen Geschichte, die in zwei Hauptperioden zerlegt wird:

erstens in die Prae-Sapiens-Periode (± 600.000 — ± 60.000 v. Chr.), und
zweitens in die Sapiens-Periode (± 60.000 v. Chr. — ....)

Diese Sapiens-Periode aber gliedert Verf. in die ältere Steinzeit (± 60.000 — ± 6.000 v. Chr.) und in die jüngere Steinzeit (± 6.000 v. Chr. — 1.800 n. Chr.), an die sich das Industrie-Zeitalter anschließt. Im Absondern der jüngeren Steinzeit vom Industrie-Zeitalter folgt Verf. P. Teilhard de Chardin, die übrige Gliederung scheint eine Eigenformulierung zu sein ohne näheres Eingehen auf den sachlichen Inhalt. Denn wenn Verf. meint, daß die Prae-Sapiens-Periode das Arbeitsgebiet des Paläontologen und in bescheidenem Umfang des Archäologen wäre, die Sapiens-Periode aber das Arbeitsgebiet des Paläontologen, Archäologen, Prähistoriker und Historiker, so gibt dies doch zu einigen Bedenken Anlaß. Wenn dann noch die Jasper'sche „Achsenzeit" zitiert wird, fällt es dem Leser nicht ganz leicht, einen — zumindestens schwachen — Apriorismus bei der Konzeption einer solchen Gesamtschau auszuschließen. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß das Buch auch sehr beachtenswerte Gedanken und Formulierungen bringt, von der unsere Disziplin Kenntnis nehmen sollte. So die Ausführungen über das Bewußtsein der Menschheit (S. 122 ff.), die Sprache (S. 126 ff.), über Konservativismus und Fortschrittlichkeit (S. 176 ff.) u. m. a. mehr, wobei auch die Aperçus auf die Gegenwart und die nahe Zukunft dazu beitragen, Ideen und persönliche Stellungnahmen des Verf. näher kennen zu lernen. Dem 3. Band, der die „Metaphysik der Geschichte" behandeln wird, sieht man darum mit Interesse entgegen.

Richard Pittioni.

SCHÄTZE AUS ÖSTERREICHS BODEN, Notring-Jahrbuch 1966. 16°, 208 Seiten mit 64 Beiträgen und zahlreichen Tafeln, Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, Wien 1966.

Die vom Notring herausgegebenen und aus einem Kalender entstandenen Jahrbücher sind jedesmal einem bestimmten Thema gewidmet. Für 1966 wurde in einer sehr eindrucksvollen Schau den Bodenschätzen Österreichs breiter Raum gegeben und hervorragend dokumentiert. Die Tatsache, daß bereits einige der älteren Jahrbücher vergriffen sind, zeugt von dem Interesse der wissenschaftlich aufgeschlossenen Öffentlichkeit für die Belange der österreichischen Forschung, der aus dem Erlös der Jahrbücher stets beachtenswerte Summen zukommen. Dem Notring ist dazu bestens zu gratulieren und ihm auch weiterhin viel Erfolg zu wünschen.

Richard Pittioni.

H. KAUFMANN, DIE VORGESCHICHTLICHE BESIEDLUNG DES ORLAGAUES, Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte, Dresden, herausgegeben von Werner Coblenz, Band 8 und 10, 4°. 1 Textband, Berlin 1963, 1 Katalogband und 1 Tafelband mit 71 Tafeln, mit einer beigelegten Karte. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Leipzig 1959 und 1963.

Der vom Verfasser gewählte Ausschnitt Südostthüringens — die „terra Orla" wie er im Mittelalter genannt wurde — ist durch seine kulturräumliche Geschlossenheit geeignet, nicht nur einen Fundkatalog urzeitlicher Quellen zu liefern, sondern auch geographisch bedingte Besonderheiten näher zu formulieren. Die Orlasenke bietet das bunte Bild der bis heute vorliegenden Aufsammlungen, die nur zum geringen Teil eine genauere wissenschaftliche Befundung erfahren haben, sodaß das Schwergewicht eher in der siedlungsgeographischen Aussage gesucht werden muß. Diesbezüglich bietet der Verfasser immer wieder anregende Hinweise, sei es in der Ausdeutung der neolithischen Verhältnisse — etwa die geringe Bodengüte, die den Bandkeramiker zu keiner gesteigerten Besiedlung verleitete, die Verbreitung der schnurkeramischen Funde, die für die Leute dieser Kultur das Durchgangsgebiet nach dem Süden deutlich macht, oder sei es in der Bewertung hüttenkundlicher Einzelheiten — Kupfererzvorkommen und Spektralanalyse von Metallobjekten als indirekte Indizien oder von gußfrischen Objekten aus Depots und von direkten Hinweisen in Form von Tondüsen oder Schmelzplätzen, die eine lokale Erzgewinnung nahelegen. Es würde zu weit führen, hier die verschiedenen Details und Ergebnisse anzuführen, die sich aus der Bearbeitung des urzeitlichen Fundstoffes ergeben, wie etwa jenen Hinweis, daß sowohl durch Gräberfeld- als auch durch Siedlungsfunde nahegelegt wird, daß zwischen Späthallstatt und Frühlatène fließende Übergänge bestehen, was sich vor allem in der Keramik äußert.

Gerade dadurch, daß das Gebiet kulturräumlich geschlossen ist, war eine fundierte Kenntnis der umliegenden Kulturen unerläßlich, die aber bei allen Anknüpfungspunkten (besonders in den reichen Literaturhinweisen), immer wieder durchkommt, da auch in der Urzeit großräumigere Bindungen vorhanden waren. Das Schlußkapitel bietet in gedrängter Übersicht noch einmal die Besiedlungsgeschichte vom Jungpaläolithikum bis zur Völkerwanderungszeit, um das Material des Katalogs in seinen Rahmen zu stellen.

Clemens Eibner.

H. JANKUHN, HAITHABU, EIN HANDELSPLATZ DER WIKINGERZEIT, 4. ergänzte Auflage, 4°, 292 Seiten mit 16 Tafeln, 63 Abbildungen im Text und 3 Plänen, Verlag E. Wachholtz, Neumünster 1963.

Schon sieben Jahre nach der völlig neu bearbeiteten 3. Auflage, die wir ArchA. 20, 1956 würdigen konnten, ist nun Jankuhns schönes Haithabuwerk in 4. Auflage erschienen. Ein Zeichen dafür, wie sehr sich Fach- und Laienwelt gerade für die Probleme dieser Handelssiedlung der Wikingerzeit am Haddebyer Noor interessiert, ein Zeichen aber auch dafür, wie sehr sich unser Wissen in historischer und archäologischer Sicht ständig ausweitet und vertieft. Das Auffinden eines neuen Gräberfeldes und einer ihm zugehörigen Siedlung vor dem großen Halbkreiswall zeigte, daß der Ort als Händler- und Handwerkersiedlung bis in die Zeit um 700 zurückreicht. Dadurch ergeben sich aber weitere wichtige Erkenntnisse über Frühbeziehungen sowohl zum Westen als auch zum Osten und zum Norden, die insbesondere für die Fragen des Handels dorthin von großer Bedeutung sind. Die ständig weiterlaufenden Arbeiten in Haithabu klären Fragen, die noch vor 40 Jahren völlig im Dunklen lagen. Zusammen mit den neuen Ergebnissen der östlichen und nordischen Bodenforschung werfen sie stets heller werdendes Licht auf die sozialen und handelsmäßigen Entwicklungen im Ostseegebiet und in Skandinavien. Man kann nur wünschen, daß H. Jankuhn auch in Zukunft die finanziellen Möglichkeiten zur Weiterführung seiner Arbeiten an diesem bedeutendsten frühgeschichtlichen Handelsplatz erhalten möge.

Herbert Mitscha-Märheim.

FÜHRER ZU VOR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN DENKMÄLERN, Band 2: Brehmen, Verden, Hoya, mit Beiträgen von K. H. Brandt, M. Claus, R. Dehnke, J. Deichmüller, A. Genrich, W. Kloss, D. Schünemann und E. Sprockhoff. 16°, 127 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text. — Band 4: Hameln, Deister, Rinteln, Minden, mit Beiträgen von F. C. Bath, U. Boeck, M. Claus, C. Engel, P. Erdniß, W. Hänsel, H. Köster, W. R. Lange, L. Nebelsiek, J. Norkus, W. Nowothnig, M. Oppermann, D. Schünemann, J. Soenke, F. Stuttmann und K. Weidemann. 16°, 161 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text. Hgg. vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz in Verbindung mit dem Nordwestdeutschen und dem West- und Süddeutschen Verband für Altertumsforschung, Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein, 1965 und 1966.

Die von den beiden Verbänden begonnene Schriftenreihe stellt eine nützliche Bereicherung der urgeschichtlichen Literatur da. Städte und Orte, Funde, Denkmäler und Museen werden gleichermaßen in diesen ansprechenden Kompendien von zahlreichen Fachleuten bearbeitet. Man erfährt Wissenswertes über Entstehungs- und Forschungsgeschichte, über den Verbleib von wichtigen Sammlungen und über bedeutende Funde und oberirdisch sichtbare Bodendenkmale. Diese Bänddchen sind nicht nur in ihrer großzügigen Ausstattung ansprechend, da sie auch für den Außenstehenden gedrängte Informationen bringen und durch Literaturhinweise zur Vertiefung des Wissens Anregung bieten. Die bildmäßige Ausstattung enthält nicht nur Lageskizzen, Photos und Zeichnungen der wichtigsten Funde, sondern vermittelt auch einen Eindruck der Landschaft und der kunsthistorisch bedeutsamen Objekte. Da die Tagungsorte die weitere Wahl der behandelten Gebiete bestimmen werden, ist bei der Fortsetzung dieser Reihe mit einem immer dichter werdenden Netz von solchen, in der Anlage gleichartig aufgebauten Führern zu rechnen, von denen nur gewünscht werden kann, daß sie vom Verlag in genügend großer Auflage hergestellt werden, da schon jetzt Band 1 vergriffen ist. Clemens Eibner.

R. ENGELMAYER, DIE FELSGRAVIERUNGEN IM DISTRIKT SAYALA-NUBIEN, Teil I; Die Schiffsdarstellungen. Berichte des Österr. National-Komitees der UNESCO-Aktion f. d. Rettung der Nubischen Altertümer, Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Denkschriften, 90. Band, 4°, 90 Seiten und 65 Tafeln, Kommissionsverlag Hermann Böhlaus Nachf., Graz—Wien—Köln 1965.

Von den insgesamt etwa 4700 während der Jahre 1961—64 von der österreichischen Nubien-Expedition aufgenommenen Felsbildern werden hier zunächst die Schiffsdarstellungen vorgelegt, die etwas mehr als 10% des Gesamtbestandes an Felsbildern im durchforschten Bereich ausmachen.

Die Dokumentation in Wort, Zeichnung und Photographie ist allen Anforderungen entsprechend. Wohltuend für den Leser die klare Gliederung und übersichtliche Darstellung.

Die Auswertung führt von Fragen der Herstellungstechnik, der Patinierung zu den typisierten Schiffsformen und zur Datierung. Zeitlich setzt der Autor den Beginn der Schiffsdarstellungen in Negade I? bis Frühdynastik, das Ende in das Mittelalter. Für diesen langen Zeitraum wird in einem sehr ansprechenden Schlußkapitel die mutmaßliche Geschichte und Entwicklung der Nilschiffahrt in Nubien skizzenhaft aber einleuchtend dargestellt. Und zwar nicht isoliert, sondern einbezogen in den allgemeinen historischen und besonders wirtschaftshistorischen Rahmen.

Die Leistung des Autors ist besonders noch dadurch zu unterstreichen, daß er sich in eine ihm wohl zunächst völlig fremde Materie der schiffs- und schiffsbautechnischen Begriffe und Nomenklatur einarbeiten mußte. Dies gilt auch für die in einem Anhang behandelten „technischen Fragen" der Aufnahme, für die sich Verf. ja zunächst alle Grundlagen in praxi erst schaffen mußte. Fritz Felgenhauer.

Abkürzungen

Aarb. = Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie, Kopenhagen.

AÉrt. = Archaeologiai Értesitö, Budapest.

ArchA. = Archaeologia Austriaca, Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs, Wien.

Archroz. = Archeologické rozhledy, Prag.

ASA. = Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Zürich.

AuhV. = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Mainz.

BJ. = Jahrbücher des Vereines von Altertumsfreunden im Rheinlande (Bonner Jahrbücher), Bonn.

BPI. = Bulletino di paletnologia Italiana, Parma-Rom.

BRGK. = Berichte der Römisch-Germanischen Kommission, Frankfurt a. M.

BVbl. = Bayerische Vorgeschichtsblätter, München.

FF. = Forschungen und Fortschritte, Berlin.

FÖ. = Fundberichte aus Österreich, Wien.

Fornv. = Fornvännen, meddelanden fran K. vitterhets, historie och antikvitets Akademien, Stockholm.

JfA. = Jahrbuch für Altertumskunde, Wien.

JVSTH. = Jahresschrift für die Vorgeschichte der Sächsisch-Thüringischen Länder, Halle an der Saale.

JZK. = Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für die Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmale, Wien.

L'Anthr. = L'Anthropologie, Paris.

MAG. = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Wien, bzw. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie, Wien.

Mat. = Materialien zur Urgeschichte Österreichs, Wien.

MGG. = Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Wien.

MPK. = Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften, Wien.

MZK. = Mitteilungen der Zentralkommission für die Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmale, Wien.

ÖKT. = Österreichische Kunsttopographie, Wien.

Památky = Památky archeologické a mistopisné, Prag.

PPS. = Proceedings of the Prehistoric Society, Cambridge.

PZ. = Prähistorische Zeitschrift, Berlin.

WMBH. = Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina, Wien.

WPZ. = Wiener Prähistorische Zeitschrift, Wien.

ALT-THÜRINGEN

Jahresschrift des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens. Herausgegeben von Günther Behm-Blancke. Achter Band 1966. Großoktav. 298 Seiten mit 85 Textabbildungen und 88 Tafeln. Leinen 60,80 MDN (Mark der Deutschen Notenbank)).

Der Jahresband 1966 enthält Arbeiten, die sich auf den Zeitraum vom Neolithikum bis ins frühe Mittelalter erstrecken. Sie beruhen überwiegend auf Grabungen im thüringischen Umkreis, bieten neues Fundmaterial und stellen die Ergebnisse dieser archäologischen Untersuchungen dar.

Rudolf Feustel

BRONZEZEITLICHE HÜGELGRÄBERKULTUR IM GEBIET VON SCHWARZA

(Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens, Band 1.) 1958. Quartformat. VII, 104 Seiten und 57 Tafeln. Halbleinen 28,50 MDN.

„Das Landesmuseum für Ur- und Frühgeschichte in Weimar hat in den vergangenen Jahren eine Reihe wichtiger Ausgrabungen in verschiedenen Teilen Thüringens durchgeführt, deren Ergebnisse in einer eigens dafür gegründeten Monographienreihe veröffentlicht werden. In dem vorliegenden ersten, gut ausgestatteten Heft legt R. Feustel (Weimar) die Ergebnisse seiner Ausgrabung in einem mittelbronzezeitlichen Grabhügel bei Schwarza vor, woran er die übrigen bisher wenig bekannten Fundzeugnisse dieser Zeit aus Südthüringen anschließt. Die übersichtliche Katalogordnung, die klaren Abbildungen sowie die zusammenfassenden und interpretierenden Erläuterungen verschaffen der Arbeit den Charakter einer wertvollen Quellenpublikation."

Bayrische Vorgeschichtsblätter

Karl Peschel

DIE VORGESCHICHTLICHE KERAMIK DER GLEICHBERGE BEI RÖMHILD IN THÜRINGEN

(Veröffentlichungen des Vorgeschichtlichen Museums der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Prähistorische Archäologie, herausgegeben von Gotthard Neumann, Band I.) 1962. Quartformat. 227 Seiten mit 2 Textabbildungen, 51 Tafeln und Titelbild. Halbleinen 33,50 MDN.

Die Arbeit stellt die Auswertung eines Fundgutes dar, das in fast 100jähriger Denkmalspflege zusammengekommen, aber bisher kaum behandelt worden ist. Der Verfasser hat sämtliche erfaßbaren Gefäßfragmente einer formkundlichen Gliederung unterzogen, die von der jüngeren Steinzeit bis zur Latènezeit reicht. Diese Untersuchungen sind in knapper, klarer Art unter Einbeziehung des zum Verständnis notwendigen Vergleichsmaterials auf 93 Seiten vorgenommen worden. 51 Tafeln, auf die häufig verwiesen wird, geben in ihrer einfachen, ansprechenden Ausführung eine Vorstellung von dem Material. Der lange, knapp gehaltene Katalog ergänzt diese Vorlage.

HERMANN BÖHLAUS NACHFOLGER · WEIMAR

Auslieferung: Hermann Böhlaus Nachf., Wien